1823

2 Bde.

IV. 36.
a–b.

L. germ. o. 49/1.   J. H.

Deutsches

Lesebuch.

Sechster Band,

enthaltend den ersten Theil von dem

Lebensspiegel für die deutsche Jugend.

Kirchner fec.

Lebensspiegel

für

die deutsche Jugend.

I.

Berlin,
bei Georg Reimer.
1823.

Lebensspiegel
für
die deutsche Jugend.

1.

Berlin,
bei Georg Reimer.
1823.

Lebensspiegel

für

die deutsche Jugend.

Erster Theil,

mit sechs Kupfern.

Berlin,
bei Georg Reimer.
1823.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorwort.

Dieser Lebensspiegel, welcher sich mit dem zweiten Theile schließt, ist als eine Fortsetzung des „Lustwalds“ und somit als eine höhere Abtheilung des, für die verschiedenen Altersstufen der männlichen und weiblichen Jugend bestimmten „deutschen Lesebuches“ zu betrachten.

Er führt dem mittlern Alter das Leben und die Bedeutung der verschiedenen Stände vor, und zwar der erste Theil vorzüglich das mannichfaltige Leben der Künste, der zweite vorzüglich die Bedeutsamkeit der Muttersprache und vaterländischen Dichtung, so wie das Leben des Wehrmanns und all das, was mit der Vaterlandsbeschirmung in Verbindung steht. Die Anlage jedes Theils wird immer gehalten und getragen durch solche Lesestücke, welche sich auf das beziehen, wovon

des Menschen Blick ausgehen und wohin er stets wieder zurückkehren soll: auf Gott und die Natur. — Aus der Aufführung des Inhalts ist das Nähere jener Anlage zu ersehen, und der wirkliche Gebrauch dieses Büchleins, besonders beim Unterricht, wird den innern Zusammenhang noch klarer vor Augen stellen.

Der Herausgeber fährt fort, das, was er an den Sinn und die Gesinnung der Jugend bringen möchte, zumeist mit den Worten Anderer mitzutheilen, weil er der Überzeugung ist, daß ein Lesebuch von dem vorliegenden Zwecke, also für so vielseitige, in sich so verschiedene Beziehungen, unmöglich so gut aus der Feder eines einzigen, selbst nicht des noch so trefflichen, Schriftstellers kommen kann. Ist es ja doch selbst bei der Auswahl aus den Werken Anderer fast nie ganz möglich, für jede Lebensseite immer etwas, sowohl dem Inhalte als der Form nach, Mustergültiges zu treffen!

Mit dem vorliegenden Lesebuche wird nicht Sprachbildung allein, sondern auch in gleichem, ja weit höherm, Maaße die Bildung und Richtung des Sinnes

nach einem zeitgemäßen ernsten Ziele beabsichtigt: darum mußte denn da, wo Form und Inhalt rücksichtlich des sogenannten „Klassischen" einander nicht gleichheitlich entsprechen, die Rücksicht auf die vollendete Form — der Rücksicht auf den treffenderen Inhalt weichen. Dieß möge gütig erwogen, sodann auch nicht vergessen werden, daß in keinem Bande des gesammten Lesebuches ein und dasselbe Stück wiederholt vorkommen darf, wenn schon eine und dieselbe Idee öfter wiederkehrt und ihrer Natur nach wiederkehren muß.

Mundartliche Stücke, wie deren der Lustwald enthält, fallen für diesen und die folgenden Bände weg, weil für das Alter, wofür der Lebensspiegel bestimmt ist, ein eigenes Übungsbuch zum Lesen und Verstehen der wichtigsten alten und neuen deutschen Mundarten eintreten sollte. Hiefür zu sorgen, will der Herausgeber nur dann übernehmen, wenn Männer wie die Gebrüder Grimm, Hagen, Beneke und andere entschieden dazu Berufene nicht Zeit oder Lust haben sollten. Es gälte weniger eine gewisse Vollständigkeit, als vielmehr eine

sinnige Auswahl kräftiger, lebendiger Stücke, besonders aus dem Reichthum unsers altdeutschen Schriftenthums; wie denn überhaupt die grammatikalische und literarische Rücksicht für dieses Alter noch sehr im Hintergrund bleiben muß. Was Lachmann und Pischon leisteten, mag der erwachsenern Jugend recht willkommen sein.

Durch die Freundschaft des Herrn Verlegers, Georg Reimer, welcher die Fortsetzung dieses Unternehmens übernommen, und sich selbst die zuvorkommende Verbindlichkeit aufgelegt hat, dasselbe durch unbeschränkte Erfüllung aller äußern Erfordernisse zu unterstützen, ist der Herausgeber in den Stand gesetzt, die noch übrigen Bände des gesammten Lesebuches bald auf einander folgen zu lassen.

Möchte man den Lebensspiegel freundlich aufnehmen und die Jugend gerne in denselben schauen lassen!

Nürnberg im Mai 1823.

D. Heinrich Dittmar.

Inhalt.

		Seite
1.	Im Vorfrühling	1
2.	Im Frühling	2
3.	Im Mai	4
4.	Lebensregung	5
5.	Leibesübung	7
6.	Der Hollunderstab	8
7.	Wohlgefühl	10
8.	Waldruf	10
9.	Reiselied	12
10.	Geisteszug	13
11.	Morgen	16
12.	Gefühl beim Sonnenaufgang	18
13.	Abendsegen	20
14.	Winter	22
15.	Der Eislauf	23
16.	Klopstocks Ode über den Eislauf	25
17.	Zum Verständniß der vorstehenden Ode	28
18.	Freude auf dem Eise	31
19.	Die Eisbahn	34
20.	Gottes Reich	37

		S.
21.	Sanct Augustin	41
22.	Bitte	43
23.	Kurzes Gebet hilft auch, wenn's nur von Herzen geht	44
24.	Polykarpus oder das Reich der Wahrheit	45
25.	Arnold von Brescia	47
26.	Johann Huß	50
27.	D. Martin Luther in 13 Volksliedern	58
28.	Die Bibel — kein Lesewort, sondern ein Lebewort	115
29.	Es ist etwas Großes, Gottes Wort und ein Stück Brot haben	118
30.	Gottes Gnadenzeichen über die 27 Böhmen, 1621.	126
31.	Die Treue	127
32.	Segen wird zum Fluch	129
33.	Das Amen der Steine	131
34.	Der Stärkste	132
35.	Hoffnung	134
36.	Frieden	136
37.	Die Stände	137
38.	Der Bauernstand	140
39.	Der Fürst und der Bauer	143
40.	Häuslichkeit des Bauernstandes	145
41.	Der Landwirth	148
42.	Der Handwerksstand	156
43.	Der Handwerksmeister	158
44.	Von Wieland, dem Schmied	159
45.	Jägerlied	182
46.	Der Morgen auf den Schiffswerften	184

		S.
47.	Schiffers Morgenlied	186
48.	Thurmwächterslied	188
49.	Der Lootsenanführer	189
50.	Schifferlied	193
51.	Der Steuermann	195
52.	Loblied des Schiffers nach dem Sturm	197
53.	Rechter Kaufmannssinn	199
54.	Königslohn	201
55.	Die Kunst	204
56.	Johann Rist	205
57.	Die Malerei	207
58.	Andenken an Albrecht Dürer	215
59.	Das Leben Albrecht Dürer's	218
60.	Lukas Kranach	256
61.	Sehnsucht und Befriedigung	266
62.	Der Bau des Straßburger Münsters	268
63.	Der Münster zu Straßburg	276
64.	Etwas über gothische oder deutsche Baukunst	293
65.	Woher sonst solche Baudenkmale und jetzt nicht mehr?	301
66.	Von Denkmälern	304
67.	Die Tonkunst	308
68.	Das Leben Händel's	310
69.	Das Leben Sebastian Bach's	317
70.	Deutsche Sprache und Dichtkunst	334
71.	Das Leben des Hans Sachs	336
72.	Hans Sachsens letzte Lebenszeit	341
73.	Sängers Fluch	353

		S.
74.	Das Deutsche	379
75.	Treue	360
76.	Rath	361
77.	Guter Rath	362
78.	Thörichter Ruhm	363
79.	Bemerkung	364
80.	Kriegs- und Siegeslied, für Rauchs- und Schnupftabacksritter	365
81.	Von einem süßen Herrn, in bitterer Manier	368
82.	Bleiben wir, wie wir sind?	378
83.	Wie vielen geht's, wie jenem Bauer mit den Raben!	379
84.	Nur dem ist wohlgeholfen, dem unser Herr-Gott helfen will!	380
85.	Gott läßt sich keinen Baum in den Himmel wachsen	387
86.	Gute Tage wollen starke Beine haben	391
87.	Die uralte Eiche	397
88.	Die Eichen	398
89.	Das Vaterland	400
90.	Deutscher Gruß	401
91.	Neues goldnes A B C	403
92.	Alte Sprüche	406
93.	Das Narrenbad	411
94.	Sprüche	417
95.	Die Wünsche	418
96.	Das böse Gewissen	419
97.	Edens-Blume	420

1.

Im Vorfrühling.

(Von Göthe.)

Durch Feld und Wald zu schweifen,
mein Liedchen wegzupfeifen,
so geht's von Ort zu Ort,
und nach dem Takte reget
und nach dem Maaß beweget
sich alles an mir fort.

Ich kann sie kaum erwarten,
die erste Blum' im Garten,
die erste Blüt' am Baum;
sie grüßen meine Lieder,
und kommt der Winter wieder,
sing' ich noch jenen Traum.

Ich sing' ihn in der Weite
auf Eises Läng' und Breite,
da blüht der Winter schön.
Auch diese Blüte schwindet
und neue Freude findet
sich auf begrünten Höh'n.

2.

Im Frühling.

(Von Körner.)

Morgenduft!
Frühlingsluft!
Glühend Leben,
muthige Lust,
freudiges Streben
in freudiger Brust!
Hinauf, hinan,
auf der lichten Bahn —
dem Frühling entgegen!

Auf allen Fluren
der Liebe Spuren,
der Liebe Segen!
Wälderwärts
zieht auch mein Herz, —
bergaus, bergein,
frei in die Welt hinein
durch des Tages Gluth,
durch nächtlich Grausen!
Jugendmuth
will nicht weilen und hausen.
Wie alle Kräfte gewaltig sich regen
mit heißer Sehnsucht spät und früh,
dem ewigen Morgen der Liebe entgegen,
entgegen dem Frühling der Phantasie!

3.

Im Mai.

(Von Ludw. Tieck.)

Die Mailust ist begonnen,
der Baum hat seine Grüne,
die Blätter schon gewonnen.
Wie sehnten sich alle Knaben:
o daß der Mai erschiene,
daß wir die goldnen Gaben
bald möchten wieder haben!
Fort mit dir, Winter kalte!
Komm wieder, Sonnenschein!
Fließt wieder, Bäche, munter
den grünen Plan hinunter!
Singt wieder, Vögelein,
im Walde!

Und seht, er ist gekommen,
das goldne Kind, der Mai!
Alles ist angeglommen,

daß Eis ist weggenommen,
die Fluren sind so neu!
Er bringt uns Alles wieder:
schon tönen Frühlingslieder;
die kühlen Bächlein rauschen
vom Hügel hergeschwommen;
die Vöglein alle tauschen
die tausend Melodieen;
die goldnen Blümlein blühen
im Walde!

4.

Lebensregung.

(Von Harnisch.)

Die Vögel fliegen in der Luft gar herrlich und fröhlich, hüpfen auf Aesten und Zweigen und einige schwimmen zierlich und munter im Wasser umher. Der Hirsch ist ein schneller Läufer, ihn kann nicht der Jäger durch seine Füsse gewinnen; das Eichkätzchen schwingt sich von einem Baume

zum andern und alles Gethier auf der Erde, das reget und beweget sich von dem ersten Schöpfungstage an bis auf die heutige Stunde. Und wird dieß Bewegen und fröhliche Leben auch fortdauern bis an's Ende der Welt; denn es ist Gott dieß Leben angenehm, und wie die Freude das Herz den Menschen hüpfen macht, so hüpfet der Engel Schaar bei der Freüde der Schöpfung. So ist denn überall fröhliches Leben und Bewegen, und Alles, was sich reget in wahrer Frende, das reget sich Gott zu Ehren und darin ist keine Sünde. Darum wohnet auch darin keine Sünde, wenn Jungen mit einander lustig sind und im frohen und muntern Spiel sich ihres Lebens erfreuen. Es stehet dem Knaben wohl an, wenn er auf blankem Eise, wie ein Vogel dahin fliegt, wenn er muthig eine Höhe erklettert, über Flüsse schwimmt und rüstig sich tummelt. Dem alten Manne nur geziemt es, hinter dem Ofen sich zu hegen im Winter; aber der Knabe soll sich an Kälte gewöhnen, damit er als Mann auch im Winter ein Mann sei.

5.

Leibesübung.

(Von Jahn.)

„Wer durchs Leben sich fröhlich will schlagen,
muß zu Schutz und Trutz gerüstet sein.“

Schiller.

Gehen, Laufen, Springen, Werfen, Tragen sind kostenfreie Übungen, umsonst wie die Luft; Klettern, Steigen, sich im Gleichgewicht halten, sind äußerst wohlfeil und können überall in Gang gebracht werden. Berg und Felsen erklimmen ist freilich nur in Gebirgsgegenden zu üben, aber da sollte es dann auch nicht unterbleiben. Schwimmen müßte eine Hauptkunst des flußreichen Deutschlands sein; Flüsse, die auch noch nicht schiffbar sind, tragen doch schon Schwimmer.

Bei den Römern war das Schwimmen hochgeachtet; von den Übungen des Marsfeldes gieng die Jugend in die Tiber; nur römische Süßlinge mieden den Fluß. Es war eines Jünglings Ruhm, der beste Wettschwimmer zu sein. In Deutschland wurden noch kurz vor dem siebenjährigen

Kriege die Knaben in den Schulen mit Ruthenstreichen bestraft, die der Versuchung des Wasserbades nicht hatten widerstehen können. Ein Sandbad, wie den Hühnern, war ihnen wahrscheinlich erlaubt! — — Wie soll aus solcher Zucht ein Sertorius und Julius Cäsar hervorgehen, die Freiheit, Ehre und Leben durch Schwimmen retteten? Fußgänger, Reiter, Marketender, Pferde — Alles mußte bei den Römern schwimmen lernen. — Der berühmte Prediger und wackere Liederdichter Johann Rist schwamm in seinen jungen Jahren oftmals über die Elbe bei Altona nach Gräfenhof, doch bei Ebbezeit; — „und hat sein Vater ihn gerne schwimmen lassen, weil derselbe einmal, als er in der Schweiz unter die Mörder gefallen, und von denselben hart verfolget worden, sein Leben durch Schwimmen errettet hatte."

6.

Der Hollunderstab.

(Von Krummacher.)

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es floß ein tiefer Bach zwischen beiden. Da wollte der

Knabe zu seinem Vater hinüber, aber er vermocht' es nicht; denn der Bach war sehr breit. Sogleich schnitt er sich einen Ast aus dem Gebüsche, setzte den Stab in das Bächlein, lehnte sich keck darauf und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe! es war der Ast eines Fliederbaums, und indem der Knabe über dem Bach schwebte, brach der Stab mitten inzwei und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser und die Wellen brauseten und schlugen über ihn zusammen.

Dieses sah ein Hirt von ferne und lief hinzu, und erhob ein Geschrei. Aber der Knabe blies das Wasser von sich und schwamm lachend an das Ufer.

Da sprach der Hirt zu dem Jäger: Ihr scheint euren Sohn manches wohl gelehrt zu haben, aber eins habt ihr vergessen. Warum habt ihr ihn nicht auch gewöhnt, das Innere zu erforschen, bevor er dem Zutrauen sein Herz öffnet? Hätt' er das weiche Mark inwendig geprüft, er würde der täuschenden Rinde nicht getraut haben! —

Freund, erwiderte der Jäger, ich habe sein Auge geschärft und seine Kraft geübt — und so kann ich ihn der Erfahrung anvertrauen. Das Mißtrauen mag die Zeit ihn lehren. Aber er wird auch in der Versuchung aufrecht beharren, denn sein Aug' ist hell und seine Kraft geübt.

7.

Wohlgefühl.

(Von L. Uhland.)

In Gras und Blumen lieg ich gern,
wenn eine Flöte tönt von fern
und wenn hoch oben hin
die hellen Maienwolken zieh'n.

8.

Waldruf.

(nach Jäger = Lebens = Born.)

Waldeslust!
Wandrers Brust
wird sich da so hoch bewußt,
wann die Pracht
grüner Nacht
ihm entgegenlacht!

Horcht, wie unser Sanggetön
widerhallt im Walde schön!
Freüde quillt,
Herze schwillt,
Sehnsucht wird gestillt!

Froher Sinn,
weiter hin!
In der Ferne such Gewinn!
Felderblühn,
Waldesgrün
macht so frei und kühn!
Seht, im Sternenkreise blinkt's,
aus der tiefen Quelle winkts!
Überall
in dem All
Freüde Bild und Schall!

9.

Reiselied.

(Von Maaslieben.)

Wer Leib und Seel' erhalten will,
der nehme seinen Stab
und wandre frei mit Lustgefühl
die Welt bergauf, bergab.

Es stralt die Sonn', es stralt die Erd'
in festlicher Gestalt;
es wird so mancher Mensch uns werth,
der sonst für nichts uns galt.

Wie schlägt sich liebend Hand in Hand,
wie sucht sich Blick in Blick, —
wie weichen Alter, Rang und Stand
dem frohen Augenblick!

Drum auf, wohlauf, mein Wanderstab,
und wandre drauf und dran,
die weite Welt bergauf, bergab!
Die Hoffnung eilt voran!

10.

Geisterzug.

(Von Hnr. Ottr.)

So auf Bergeshöh'n
in die Weite seh'n
nach dem duftigen Saum der Erden —
o wie will voll Lust
so weit die Brust —
so weit als die Erde werden!

Schau'n in's grüne Thal,
wo das Bächlein schmal
sein Silbergürtlein schlinget —
Blümleins Augenlicht, —
Vöglein froh Gedicht, —
wie's da in uns klingt und singet!

Wo die Wasser geh'n,
sich die Wellen dreh'n,
zu schau'n in die stumme Tiefe —

o wie zieht's den Sinn
wider Willen hin,
als ob es unten uns riefe!

Tief in Bergesgrund
zu der Wölbung Rund
aufseh'n, im Leib der Erde!
wie vom Leben los
fühlt im dumpfen Schoos
sich es wie vor'm Schöpfungswerde.

Einsam wandern geh'n
im Waldesweh'n
bei der Winde wildem Braußen —
wie so wohl und bang
bei'm Sturmesdrang
fühlst du's da im Herzen hausen!

So im Wettergrau'n
in die Blitze schau'n
und dem rollenden Donner horchen —
tief vor Demuth still
die Brust steh'n will,
und fühlt sich doch groß und geborgen!

Kühle Morgenwacht,
rothe Sonnenpracht —
stumme Wunderfüll' im Herzen! —
Schall des Tages schweigt,
Weltauge sich neigt —
o wie spielen da Lust und Schmerzen!

So im nächt'gen Feld,
unter'm blauen Zelt
aufschau'n zu den goldenen Sternen —
o wie zieht's das Herz
so himmelwärts
in die stillen ewigen Fernen!

Was auf Berg, im Thal,
was im Wasserstrahl,
was im Grau'n des Sturms und der Gründe,
was in Licht und Nacht
und in Blitzespracht, —
was ist's, das das Herz da finde? —

was den Geist so regt,
drob das Herz so schlägt —? —

Es ist Allgeist's Wogen und Wallen —
Gott hier und da,
Gott überall nah,
Gott in uns und um uns Allen!

Wie Er winkt so traut!
wie Er ruft so laut! —
Ob wir still Ihm steh'n oder fliehen? —
Eile zu Ihm, eil' —
Sein verloren Theil
will Er wieder zu Sich ziehen! —

11.

Morgen.

(Von Stilling.)

Wie der Stern dort huldreich lächelt
aus dem fernen Strahlenmeer!
Wie der Ostwind lieblich fächelt
über jene Hügel her!

Warum weilt ihr Erdenkinder,
von dem Schlafe aufzusteh'n?
Seht, es winkt der Tagsverkünder;
eilt dieß Schauspiel anzuseh'n!

Dämmrung deckt noch Thal und Hügel,
nur die Wolkensäume glüh'n;
auf der Morgenröthe Flügel
seh'n wir sie dem Licht entflieh'n.
Tief im Westen weilt noch immer
schwarzes Dunkel, öde Nacht,
und des Mondes matter Schimmer
weicht dem Licht in seiner Pracht.

Heitert in dem Morgenschimmer,
Brüder, euren matten Blick!
Schauet vorwärts und nicht immer
in die finstre Nacht zurück!
Unsern Geistesaugen lächelt
ein erwünschter Morgenstern!
und das matte Herz umfächelt
wonnevoll der Geist des Herrn.

Seht, wie der Propheten Wonne
mächtig in Erfüllung geht!

Seht ihr an der Aufgangspforte
diesen Lichtsverkünder stehn?
Das ist recht ein Stern der Wonne!
Wie er glänzet hoch und hehr!
Bald folgt ihm die ew'ge Sonne
und das Dunkel ist nicht mehr!!

12.

Gefühl beim Sonnenaufgang.

(Von Claudius.)

Gesetzt, du stündest auf einer Anhöhe im Morgendämmer und sähest hinaus in's Meer und nun steigt die Sonne aus dem Wasser hervor! Und das rührte dein Herz und du könntest nicht umhin auf dein Angesicht niederzufallen; — so falle hin, mit oder ohne Thränen, und kehre dich an Niemand und schäme dich nicht. Denn sie ist ein Wunderwerk des Höchsten und ein Bild desjenigen, vor dem du nicht tief genug niederfallen kannst. Bist du aber nicht gerührt und du mußt drücken, daß eine Thräne komme; so

spare dein Kunstwasser und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen.

Gesetzt, der Kerl da mit der spitzen Nase war vor Jahren dein Nachbar, hat dir ohne deine Schuld alles gebrannte Herzeleid angethan und hat durch Lügen und Trügen dich um Haus und Hof gebracht. Du hast nachher ein Haus wieder, er aber hat keines, wie es auch zu gehen pflegt, — und nun triffst du ihn hier in Schnee und Regen auf der Landstrasse bettelnd und sein Weib und seine Kinder liegen halb nackt im Graben.

Denkst du nun in und bei dir selber, daß der Beleidiger immer am übelsten daran ist und daß du willfährig sein sollst deinem Widersacher, und dieß bald, dieweil du bei ihm auf dem Wege bist; denkst du, wie viel uns Gott vergeben muß, und du siehst seine Sonne über dir und ihm am Himmel stehen und dir fährt's durch's Herz; — nun so fas'le auch nicht und mach's ihm nicht sauer. Geh auf ihn zu, gib ihm die Hand und erkundige dich, wie ihm könne geholfen werden. Und wenn du weggehst, decke das Weib und die Kinder mit deinem Mantel zu.

13.

Abendsegen.

(Wdrhrn.)

Der Tag hat seinen Schmuck auf heute weggethan,
es ziehet nun die Nacht die braunen Kleider an;
und deckt die Welt in angenehmer Ruh
mit ihren Schatten zu.

Wohlan! ich suche nun auch meine Lagerstatt,
worauf der müde Leib sich zu erquicken hat
und wo der Geist geruhig und vergnügt
in süßer Stille liegt.

Ein gut Gewissen wird mein Abendsegen sein;
die Unschuld machet mich von aller Falschheit rein;
mein Herz ist treu: wer anders von mir spricht,
der kennet mich noch nicht.

So kleide dich nun aus, mein ungebundner Sinn!
Durch dich leg' ich vergnügt die Sorgenkleider hin;
die Brust ist frei, die Kummer und Verdruß
bei andern quälen muß.

Ein froh Gemüthe soll mein saubres Nachtzeug sein,
in solchem schlaf' ich sanft und ohne Schwermuth ein;
und machte mir was vor — Melancholei,
so schwebt sie doch vorbei.

Der Himmel wacht bei mir; sein Auge, das mich kennt,
muß mir die Lampe sein, die mir zum Troste brennt;
und weil das Öl der Gnade nie gebricht,
ach, so verlöscht sie nicht.

Die süßre Hoffnung ist auf meinen Dienst bereit,
die lauter Rosen mir zum Ruhebette streut,
und die Geduld deckt mich mit Mirthen zu: —
so schön ist meine Ruh!

Nun, dir befehl ich mich, du angenehme Nacht!
Und wenn das Morgengold am frühen Himmel lacht,
so wird vielleicht dem Herzen das geschenkt,
worauf es schlafend denkt.

14.

W i n t e r.

(Von Claudius.)

Der Winter ist ein rechter Mann,
kernfest und auf die Dauer;
sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
und schaut nicht süß, nicht sauer.

Er zieht sein Hemd im Freien an
und läßt's vorher nicht wärmen
und spottet über Fluß im Zahn
und Schmerzen in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
weiß er sich nichts zu machen,
haßt warmen Trank und warmen Klang
und alle warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
wenn's Holz im Ofen knittert,
und um den Ofen Knecht und Herr
die Hände reibt und zittert;

wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
und Teich' und Seen krachen:
das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
dann will er todt sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
beim Nordpol an dem Strande:
doch hat er auch ein Sommerhaus
im lieben Vaterlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
gut Regiment zu führen,
und wenn er durchzieht, stehen wir
und seh'n ihn an und — frieren.

15.

Der Eislauf.

(Von GutsMuths.)

Ich komme zu einer Bewegung, die Alles übertrifft, was Bewegung heißt. Bald ist sie dem Schweben des Vogels ähnlich, der keinen Fittig rührt und die Richtung des

Flugs blos durch seinen Willen zu bestimmen scheint, ohne ein Glied zu gebrauchen; bald dem sanftesten Gewiege, bei dem der Körper, dem Scheine nach blos von der Luft getragen, links und rechts abwechselnd hinüberschwankt. Bald ist sie mit aller Anstrengung verbunden, so wie mit muthvoller Geschicklichkeit des Körpers; bald ist sie ein sanftes Dahinschweben, bei der man gleichsam der Last des Körpers ledig und der Anstrengung der Muskeln entbunden ist. Ich kenne keine schönere Übung, als den Eislauf; diese bezaubernde Bewegung, die uns von dem Gesetze der Schwere gleichsam entfesselt. Sie führt ein so hohes Vergnügen mit sich, daß unser großer Klopstock mehrmals in seine nie entweihete Harfe griff.

Reine Luft, durchdringende, stärkende Kälte, Beschleunigung des Umlaufs der Körpersäfte, Anstrengung der Muskeln, Übung in so mannichfaltigen, geschickten Bewegungen, reines Vergnügen, — all das muß nicht nur auf den Leib des Menschen, sondern auch auf seinen Geist einen sehr mächtigen Einfluß haben. Frank wünscht das Schlittschuhlaufen überall mit Fleiß eingeführt zu sehen, weil er keine Bewegung kennt, die dem Körper zuträglicher wäre und ihn mehr stärken könnte. Das weibliche Geschlecht, setzt er hinzu, fühlt sich in den Niederlanden kräftig genug,

um der Kälte mit flinkem Fusse trotz zu bieten, während unsere zimperlichen Dinger hinter dem Ofen Filet stricken.

Campe empfiehlt sie ganz besonders mit den Worten: „jedes acht- bis zehnjährige Mädchen kann oder sollte sie lernen; deßungeachtet weiß die Hälfte der jungen Welt kaum, was Schlittschuhe sind!“ —

16.

Klopstocks Ode über den Eislauf.

Vergraben ist in ewige Nacht
der Erfinder Name zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
welcher dem Fuß Flügel erfand?

Und sollte der unsterblich nicht sein,
der Gesundheit uns und Freuden erfand,
die das Roß muthig im Lauf niemals gab, —
welche der Ball selber nicht hat?

Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er hin,
kreiset umher, schöner zu sehn.

Du kennest jeden reizenden Ton
der Musik, drum gib dem Tanz Melodie;
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
wenn sie des Flugs Eile gebeut.

O Jüngling, der den Wasserkothurn
zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
wo des Kristalls Eb'ne dir winkt!

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt;
wie erhellt des Winters werdender Tag
sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
streute die Nacht über ihn aus.

Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir,
  wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

Wir haben doch zum Schmause genug
von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
  Flügel am Fuß reizen sie mehr.

Zur Linken wende du dich, ich will
zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn!
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst.
  Also! nun fleug schnell mir vorbei!

So gehen wir den schlängelnden Gang
an dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb ich nicht, —
  zeichnet dir auch Preißler nicht nach.

Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last gingen noch nicht über's Eis,
  Stege noch nicht unter ihm fort!

Sonst späht dein Ohr ja alles! Vernimm,
wie der Todeston wehklagt auf der Flut!
O wie tönt's anders! Wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

Zurück! Laß nicht die schimmernde Bahn
dich verführen, weg vom Ufer zu geh'n!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
sprudeln vielleicht Quellen empor!

Den ungehörten Wogen entströmt,
dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
Glitt'st du auch leicht, wie dieß Laub, ach! dorthin
sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

17.

Zum Verständniß der vorstehenden Ode.

(Von Cramer aus Kiel.)

Klopstock war eines schönen Wintermorgens ausgegangen, auf dem Lyngbyer See bei Kopenhagen zu schwe-

ben, und ein Kunstverwandter, Namens Beindorf, nachher Landprediger bei Oldenburg, begleitete ihn. Man kennt den See, den der sorgenfreie Wald so schön umkränzt, weiß auch vielleicht, daß er mit dem Frühlingsdahler durch eine schmale Meerenge zusammenhängt. Klopstocks Fehler ist, bei all seiner Kühnheit, zwar Unvorsichtigkeit gerade gar nicht, und hier war um so weniger Gefahr, weil schon viele Wochen das Eis hielt und alle Welt darauf herumlief.

Aber eins wußte er nicht; denn zwei Gefahren giebts auf dem Eise: die verborgenen Ströme und die warmen Quellen. Lange fuhren sie sicher auf dem Lyngbyer See umher. Endlich will er hinüber auf den Friedrichsdahler. Auch der war zu und fest, aber der Zug des Wassers, der beide vereinigt, hatte die Eisrinde auf dem kleineren See nicht dick genug werden lassen. Er weiß das, wagt's, — kaum ist er drauf — bricht's! Er sank. Schwimmen kann er, aber schwimme mir einer im Eiswasser mit Kleidern! Doch arbeitete er sich durch; aber wie er eine Hand auflegt, sich heraufzuschwingen, bricht das Eis weiter. Endlich schwimmt er an festes altes an; aber neue Gefahr! Der Strom hinter ihm drängt ihn und drohet, ihn unter's Eis zu stoßen. Zwanzig, dreißig Anstrengungen, sich

emporzuheben, sind vergeblich. So nahe am Tode, hat er mir gesagt, hätte er sich völlig gefaßt gehabt und Gott seine Seele befohlen, aber sein immer gegenwärtiger Geist, verließ ihn auch hier nicht. „Beindorf!“ — rief er, (der jammernd in der Ferne stund und nicht näher sich ge= traute) — „bis hier ist das Eis fest; her! Bei allem, was heilig ist, ich bringe Sie nicht mit in Gefahr!“ Beindorf trat näher, erschrocken, voll Willen, ohne Rath, bleich. Klopstock war's, der in der Angst, untersinkend beinahe, Mittel der Rettung ersann. Beindorf stand am Rande. „Nicht stehn!“ — rief Klopstock, — „Niedergekniet! mit dem andern Schlittschuh eingehackt! Schnupftuch um die Hand! — mir zugeworfen!“ Beindorf tha'ts, er ergriff's, — noch einen Ruck, und — er war oben.

Daß sein Name nicht vergessen werde, der Klopstock's Leben seinem Vaterlande erhielt!

18.

Freude auf dem Eise.

(Aus Göthe's Leben.)

Bei eintretendem Winter that sich eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhfahren, welches ich nie versucht hatte, rasch entschloß und es in kurzer Zeit durch Übung, Nachdenken und Beharrlichkeit so weit brachte, als nöthig ist, um eine frohe und belebte Eisbahn mitzugenießen, ohne sich gerade auszeichnen zu wollen.

Diese neue, frohe Thätigkeit waren wir denn auch Klopstocken schuldig, seiner Begeisterung für diese glückliche Bewegung. Ich erinnere mich ganz genau, daß an einem heitern Frostmorgen ich, aus dem Bette springend, mir jene Stellen aus Klopstocks Oden zurief:

Schon von dem Gefühle der Gesundheit froh,
hab ich weit hinab weiß an dem Gestade gemacht
den bedeckenden Kristall.

Wie erhellt des Winters werdender Tag

sanft den See? Glänzenden Reif, Sternen gleich, streute die Nacht über ihn aus!

Mein zaudernder und schwankender Entschluß war sogleich bestimmt und ich flog strecklings dem Orte zu, wo ein so alter Anfänger mit einiger Schicklichkeit seine ersten Übungen anstellen konnte. Und fürwahr! diese Kraftäußerung verdiente wohl von Klopstock empfohlen zu werden, die uns mit der frischesten Kindheit in Berührung sezt, den Jüngling seiner Gelenkheit ganz zu genießen aufruft und ein stockendes Alter abzuwehren geeignet ist. Auch hiengen wir dieser Kunst unmäßig nach. Einen herrlichen Sonntag so auf dem Eise zu verbringen genügte uns nicht; wir sezten unsre Bewegung bis spät in die Nacht fort. Denn wie andere Anstrengungen den Leib ermüden, so verleiht ihm diese eine immer neue Schwungkraft. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wiesen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unserm Lauf entgegensäuselnde Nachtluft, des bei abnehmendem Wasser sich senkenden Eises ernsthafter Donner, unserer eigenen Bewegungen sonderbarer Nachhall, vergegenwärtigten uns Ossianische Bilder ganz vollkommen. Bald dieser, bald jener

Freund ließ im schönrednerischen Halbgesange eine Klopstock'sche Ode ertönen, und wenn wir uns im Dämmerlichte zusammenfanden, erscholl das ungeheuchelte Lob des Stifters unserer Freuden.

Und sollte der nicht unsterblich sein,
der Gesundheit uns und Freuden erfand,
die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
die der Ball selber nicht hat?

Solchen Dank verdient sich ein Mann, der irgend ein irdisches Thun durch geistige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß! — — —

Da Klopstock an mir nnd meinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhfahrer fand, so unterhielt er sich mit uns weitläuftig über diese edle Kunst, die er gründlich durchgedacht und, was dabei zu suchen und zu meiden sei, sich wohlüberlegt hatte. Ehe wir jedoch seiner geneigten Belehrung theilhaftig werden konnten, mußten wir uns gefallen lassen, über den Ausdruck selbst, den wir verfehlten, zurechtgewiesen zu werden. Wir sprachen nämlich auf gut Oberdeutsch von Schlittschuhen, welches er durchaus nicht wollte gelten lassen: denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahin führe,

sondern von Schreiten, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer hinschritte. Nun kam es an das Werkzeug selbst: er wollte von den hohen, hohlgeschliffenen Schrittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen, breiten, flachgeschliffenen friesländischen Stähle, als welche zum Schnelllaufen die dienlichsten seien. Von Kunststücken, die man bei dieser Übung zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot so ein Paar flache Schuhe mit langen Schnäbeln und habe solche, obschon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre geführt. —

19.

Die Eisbahn.

(Von Göthe.)

1.

Wahrlich! es scheint nur ein Traum! bedeutende Bilder des Lebens
schweben lieblich und ernst über die Fläche dahin.

2.

Eingefroren sahen wir so Jahrhunderte starren,
Menschengefühl und Vernunft schlich nur verborgen am Grund.

3.

Nur die Fläche bestimmt die kreisenden Bahnen des Lebens;
ist sie glatt, so vergißt jeder die nahe Gefahr.

4.

Alle streben und eilen und suchen und fliehen einander;
aber alle beschränkt freündlich die glättere Bahn.

5.

Durcheinander gleiten sie her, die Schüler, die Meister,
und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte sich hält.

6.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
hielte diesen zurück, förderte jenen zum Ziel.

7.

Euch, Herolde des Pfuschers, des Meisters Verkleinerer, wünscht' ich,
mit ohnmächtiger Wuth, stumm hier am Ufer zu seh'n.

8.

Lehrling, du schwankest und zauderst und scheuest die glättere Fläche!
Nur gelassen! du wirst einst noch die Freude der Bahn!

9.

Willst du schon zierlich erscheinen? und bist nicht sicher! Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

10.

Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler,
wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.

11.

Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn, so lacht man am Ufer, —
wie man — bei Bier und Tabak über Besiegte sich hebt!

12.

Gleite fröhlich dahin, gib Rath dem werdenden Schüler;
freue des Meisters dich, und so genieße des Tags!

13.

Siehe schon nahet der Frühling; das strömende Wasser verzehret
unten, der sanftere Blick, oben der Sonne das Eis

14.

Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft,
Schiffern und Fischern gehört wieder der wallende Strom.

15.

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommst du als Scholle
nicht hinunter, du kommst doch wohl als Tropfen in's Meer!

20.

Gottes Reich.

(Nach Petersen, von Herder.)

Horch es singen Harfenspieler
droben hoch im Heiligthum!
Hört und lernt! Des Himmels Schüler,
alle singen Gottes Ruhm!
Jeder ganz nach seiner Weise,
tief von Herzen und allein,
und doch stimmen alle ein

lieblich, einig, Gott zum Preise!
Hört! so wird der Geist gesandt
siebenfach in alle Land.

Wie sie droben lieblich spielen,
so ertönet überall,
wo hier Seelen himmlisch fühlen,
zarter, leiser Wiederhall!
Tief im Herzen wird's so stille,
ist's so heilig, lieblich, rein!
Da ertönet engelfein
Harfenklang in ernster Stille,
und der Harfen Himmelston
tönet auf zu Gottes Thron.

All' ein neues Lied sie singen,
das kein andrer lernen kann,
als die auf zum Lamme dringen
auf der Überwinder Bahn!
Rein und heilig und Jungfrauen —
alle Christi Ebenbild,
alle seines Sinn's erfüllt,
Er in Allen anzuschauen, —

von der Sünde rein und gut
sie gewaschen durch sein Blut.

Erd' und Himmel ist verbunden
durch der Überwinder Zahl.
Wie die droben überwunden,
hört man ihren Freüdenschall
wiederklingen hier auf Erden;
wie sie droben lobend steh'n,
werden wir auch lobend geh'n,
lobend dort gekrönet werden!
Ihr und unser Bruder ist —
Aller Bruder — Jesus Christ.

Und Ein Geist in allen Kräften,
und der Eine Gottesgeist
geht durch Stimmen und Geschäfte,
die er alle klingen heißt
ein Lied Gottes, das sie singen
überall im Heiligthum;
hoch und nieder, um und um
ist es stille und sie singen,
wie Jedwedes Tiefe wird
von der Geisteskraft gerührt.

Alles ist Ein Strahl von oben,
Eines Geistes Überfluß,
wenn sie Gottes Werke loben,
wie er Alles wirken muß.
Jesu Wort in allen Stimmen,
aller Lichter Jesu Licht!
Wie in seinem Angesicht
alle Strahlen lieblich stimmen!
und in seinem Gotteswerk
aller Glieder Eine Stärk'!

Aller Glieder Chor anstimmet
und lobsinget unserm Gott,
Jeder singt in seiner Stimme
Dank dem Herren Zebaoth!
Nehmt die Harfen, Harfenspieler,
lobet ihn in Einem Geist!
Himmel, Erde! preißet, preißt!
Ihr die Meister, ihr die Schüler,
all' in Einem Chore preiß't
Gott in Einem, Einem Geist!

21.

Sanct Augustin.

(Von Hill.)

Es ging einmal Sanct Augustin
am Meergestade her und hin.

Das Wesen Gottes unsers Herrn
wollt' er erforschen gar zu gern
und es dann bringen in ein Buch.
Er kannte jeden Bibelspruch;
drum schien die Sach' ihm gar nicht schwer.
So wallt' er sinnend hin und her
und meint wohl schon im eitlen Wahn,
ihm sei der Himmel aufgethan.
Auf einmal wird sein Aug' gewahr
ein Knäblein, schön und wunderbar;
es macht ein Grüblein in den Sand
und bückt sich dann hinab am Strand
und schöpft vom Meer das Wasser drein
mit einer Muschel weiß und fein.

Du lieber Knab', was machst du da?
fragt Augustin. — „Du siehst es ja,
zum Zeitvertreibe fass' ich mir
die See in dieses Grüblein hier.
Der Heil'ge lächelt: Dieses Spiel,
mein Kind, es bringt dich nicht zum Ziel.
„Ei,“ sagt der Knab', „wer das nicht kann,
der bleibe hübsch auf seiner Bahn!

Viel ist dem Herzen offenbar,
doch wird es dem Verstand nicht klar."
Und flugs, da schießt ein Flügelpaar
dem Knaben an und wie der Aar
schwebt er empor im Sonnenlicht.
Der Heil'ge schaut ihm nach und spricht:
Der Knab' hat Recht, des Menschen Sinn
kann über Zeit und Raum nicht hin.
Wer wandelt fromm und ohne Trug,
der weiß vom lieben Gott genug.

22.

Bitte.

(Von Schmidt von Lübeck.)

Der du kleidest nackte Reben,
dem die Ysop-Ranken beben
und die Zeder wallt;
dem die Seidenwürmer weben
und die hohen Adler schweben
und der Donner schallt;

der du sendest Tod und Leben,
den die Cherubim erheben,
dem das Kindlein lallt:
gib uns unser täglich Brot,
gib uns Freude, gib uns Noth,
Tagesschweis und Abendroth, —
einen guten schnellen Tod!

23.

Kurzes Gebet hilft auch, wenn's nur vom Herzen geht.

(Aus: der Seele Trost, Handschrift a. d. ersten Hälfte des 15ten Jahrh.)

Do was ein Ritter, der begab sich in einen Orden. Der Ritter en konde kein Paternoster noch anderhande Gebet. Do wart in ein Meister gegeben, der yn sein Gebet leren solt. Do hatte der Ritter also hartte Synne, daß er nit me geleren en konde, dan dise zwey Wort: Ave Maria! Die sprach er zu allen Zyden vnd hielt das alle sin Lebtage mit großer Innigkeit. Do er doit und begra-

ben war, do was uß sim Monde ein schon Lilien gewassen vnd uff iglichem Blade stant mit gulden Buchstaben geschreben: Ave Maria. — Do verwonderten sich die Broder sere, was das beduden mochte, vnd gruben das Grab vff vnd funden, das die Wortzel was gewassen uß sinem Munde. Do sprach sin Meister, das er es anders kein Gebet gelernen er konde, den die zwey Wort: Ave Maria!

24.

Polykarpus oder das Reich der Wahrheit.

(Von Krummacher.)

Der vortreffliche Polykarpus, Bischof zu Smyrna, hatte, als die Verfolgung überhand nahm, die Stadt verlassen und sich in der Nähe von Smyrna auf das Land begeben mit seinem treuen Jünger Crescens. Als nun der Abend kühle ward, gieng er hinaus unter die Schatten der herrlichen Bäume, die vor dem ländlichen Hause standen. Hier fand er Crescens unter einem Eichbaum, der stützte sein Haupt auf seine Hand und weinete.

Da trat der Greis hinzu und sprach: Mein Sohn, was weinest du? — Crescens aber erhob sein Haupt und sprach: Wie sollt' ich nicht trauern und weinen? ich gedenke des göttlichen Reiches auf Erden. Stürme und Ungewitter versammeln sich um dasselbe, und sie haben es verläugnet und verlästert und dadurch bewiesen, daß auch Unwürdige es bekennen mit dem Mund, obwohl ihr Herz ferne davon ist. Dieses erfüllt meine Seele mit Trauern und meine Augen mit Thränen. — Also sagte Crescens.

Da antwortete Polykarpus lächelnd und sprach: Mein lieber Sohn, das himmlische Reich der Wahrheit ist gleich einem Baume, den ein Ackersmann auferzog. Heimlich und im Stillen legte er den Keim in die Erde und gieng davon. Und der Keim sprossete und gieng auf unter dem Unkraut und den Dornen und erhob sein Haupt über sie, und die Dornen erstarben von selber. Denn der Schatten des Baumes über ihnen überwältigte sie. Der Baum aber wuchs und die Winde braußeten um ihn her und erschütterten ihn. — Desto tiefer schlugen seine Wurzeln in die Erde, und umfaßten die Felsen des Erdreichs in die Tiefe und seine Zweige ragten gen Himmel. Also befestigten ihn die Stürme. — Und als er nun höher ward und seine Schatten sich weithin verbreiteten, da wuchsen die Dornen und das

Unkraut wiederum empor unter ihm. Aber er achtete ihrer nicht in seiner Höhe und stand da in stiller und ruhiger Gestalt, ein Baum Gottes!

So sprach der unvergleichliche Bischoff und schwieg. Darauf reicht' er seinem Jünger die Hand und sagte lächelnd: Was kümmert dich, wenn du zu seinem Gipfel emporschaust, das Unkräutlein, das um seine Wurzel kreucht! Überlaß dies dem, der ihn gepflanzt hat! —

Da erhob sich Crescens; und seine Seele ward heiter. denn der Greis wandelte neben ihm, gebückt von Jahren, aber sein Geist und sein Antlitz war wie eines Jünglings.

25.

Arnold von Brescia.

(Ewald. Becker. Kortum.)

Da das ganze Gebäude der päpstlichen Herrschgewalt auf dem festen Glauben aller Beherrschten an die Unumstößlichkeit und Allgewalt der Kirche beruhte, so mußten natürlich die Päbste über nichts so sehr wachen, als über die

Erhaltung dieser Art des Glaubens, und wer nur an einem einzigen Satze, den die Kirche lehrte, den kleinsten Zweifel laut werden ließ, mußte vernichtet werden. Dieß erfuhr zuerst in der Mitte des 12ten Jahrhunderts Arnold von Brescia, der aus der Lehre Abälards voll neuer Ideen über Religion und Kirche um das Jahr 1136 in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo er Geistlicher war. Sein hoher kühner Geist, seine Kenntniß des christlichen Alterthums und seine salbungsvolle, hinreißende Beredtsamkeit verschaffte seinen Strafreden gegen das Unwesen der Priesterherrschaft Bewunderung und Glauben. So regte er die Laien gegen die Geistlichkeit auf und fand auch in Frankreich, wohin er 1139 flüchten mußte, zahlreiche Anhänger: denn die gerechte Unzufriedenheit über die damaligen Sitten und Anmaßungen der Geistlichkeit hatte ihm allenthalben Bahn gegemacht. Das schnell auflodernde Feuer der Empörung konnte der Bann, den Innozenz II. über ihn und seine Anhänger aussprach, nicht löschen. Arnold predigte seine Lehre ungekränkt zu Zürich bis 1144, wo er zu Rom auftrat und durch die Kraft seiner Rede das Volk und den Adel, der immer gegen die päpstliche Gewalt ankämpfte, zu gewaltthätigen Ausbrüchen gegen die geistlichen Zwingherrscher veranlaßte. Er fand so viel Beifall, daß er nicht nur

eine Zeitlang völlig sicher in Rom herumgehen durfte, sondern daß ihn auch die Römer, welche das alte consularische Stadtregiment und die alterthümliche Freiheit Rom's wiederherzustellen versuchten, — als ihren Vater verehrten und selbst der Senat ihn beschützte. Da belegte Adrian IV. 1155. plötzlich die Stadt Rom mit dem Interdict. Diese noch nie erhörte Schmach beugte die Römer, sie baten um Gnade und Arnold mußte nach Campanien fliehen. Der Unglückliche flüchtete sich in die Burg eines lombardischen Grafen, um abzuwarten, was die Gewalt über ihn beschließen würde. Kaiser Friedrich I. war gerade auf seinem ersten Zug gegen Rom begriffen und weder die Römer noch der Papst wußten, wem zu Gunsten oder Ungunsten er käme. Friedrich aber ließ dem gleichfalls geflüchteten Papste seine friedliche Gesinnung erklären und verhieß ihm sogar die Auslieferung Arnolds. Und wirklich übergab der König, entweder falsch über Arnold berichtet, oder (was den erworbenen Ruhm verdunkeln würde) weltliche Macht höher achtend denn Gott, — den Vertheidiger des Rechts, den beredten Lobpreiser der Freiheit, den kühnen Erleuchter eines dunkeln Jahrhunderts der rachedürstigen Pfaffheit. Arnold hauchte seine große Seele in den Flammen eines Scheiterhaufens aus, während der Statthalter

Christi zu Viterbo um nichtigen Schein haderte. Seine Asche wurde in die Tiber gestreut und sein Anhang unterdrückt; aber sein Geist stand nachher mehr als einmal und siegreicher wieder auf.

26.

Johann Huß.

(Von Ernst Bernhardt.)

Huß ist in Böhmen im Jahre 1377 geboren und ward im Jahr 1389 ein Lehrer an der hohen Schule in Prag. Er las fleißig in den Schriften Johann Wicklef's (der hat in England gelebt und gelehrt), und predigte gegen den Ablaß und gegen das ärgerliche Leben der Geistlichen. Das verdroß die Geistlichen übel und sie brachten es durch große List und Bosheit dahin, daß die Schriften Johann Wicklef's und Johann Hussen's verbrannt wurden, denn sie waren reich und voll Geist, Glaube und Geduld. Huß selber ward aber vor eine Kirchenversammlung zu Kostnitz gefordert und allda zum Tode verurtheilt, ob er schon vom

Kaiser freies Geleite dahin erhalten hatte. Aus seinem Gefängniß ließ er an die Böhmen vier Sendbriefe ausgehen, in welchen er sie vermahnete, daß sie wollten an dem Worte vest halten und nicht weichen. In einem dieser Briefe heißt es also: „Diesen Brief habe ich geschrieben in dem Gefängniß und an den Ketten, und harre auf Morgen des Tages, des Urtheils, daß man mich verbrennen soll. Ich habe aber ein ganzes Vertrauen zu Gott, er werde mich nicht verlassen noch zugeben, daß ich seine Wahrheit betrüge. Wie freundlich aber Gott mein Herr mit mir handle und bei mir stehe, werdet ihr dann erfahren, wenn wir in der Freude des künftigen Lebens einander wiedersehen werden." Als man das Urtheil über Huß las, lag er auf seinen Knieen und sahe auf gen Himmel und betete. Und sonderlich bat er für seine Feinde und sprach: Ach Herr Jesus Christus, ich bitte dich, vergieb allen meinen Feinden ihre Übelthat um deiner großen Barmherzigkeit willen; denn du weißt, daß sie mich fälschlich haben beschuldigt, falsche Zeugen wider mich aufbracht und falsche Artikel wider mich erdichtet; solches wollest du ihnen verzeihen um deiner großen, unermeßlichen Barmherzigkeit willen. Als Johann Huß dies gesagt hatte, sahen die Bischöfe und die andern in der Kirchenversammlung ihn ganz

zorniglich an und verlachten ihn. Darauf mußte er ein Meßgewand anziehen. Da er gar war angezogen, stunden bei ihm die sieben Bischöfe, die ihn sollten entweihen, und vermahnten ihn, daß er noch sollte widerrufen und abschwören. Da ist Magister Johann Huß aufgestanden und auf den Tisch getreten, der vor ihn bereitet war, und kehrete sich mit großen Schmerzen gegen das Volk und alle Beistehende: Sehet, diese Bischöfe vermahnen mich dazu, daß ich soll widerrufen und abschwören; aber ich fürchte, ein Solches zu thun, daß ich nicht ein Lügner sei vor dem Angesichte Gottes, auch daß ich nicht mein Gewissen und Gottes Wahrheit verletze; auch darum, daß ich nicht einer solchen Menge, welcher ich gepredigt habe, Ärgerniß gebe, noch Andern, die das Wort Gottes treulich predigen. Und als er dies gesagt hatte, sprachen die Bischöfe und die Andern: da sehen wir und hören noch, wie verstockt er ist in seiner Bosheit und Ketzerei; und hießen ihn wieder abtreten. Und als er vom Tische herabstieg, sobald fingen die Bischöfe an, ihn zu entweihen und nahmen ihm erstlich den Kelch aus seinen Händen und sprachen also: Wir nehmen von dir diesen Kelch der Erlösung, o du verfluchter Judas. Johann Huß antwortete mit lauter Stimme und sprach: Ich glaube an Gott den Herrn, den Allmächtigen,

um deß Namens willen will ich diese Schmach geduldiglich tragen; so weiß ich, daß er den Kelch seiner ewigen Erlösung nimmer mehr wird von mir nehmen, sondern ich hoffe gewißlich, daß ich denselbigen heut in seinem Reich trinken werde. Darnach nahmen sie von ihm auch alle andere Meßkleider. Und zu jeglichem sprachen sie die Worte des Fluches, nach ihrer Weise. Und Johann Huß antwortete allezeit auch darauf, daß er solche Lästerung und Schmach williglich leiden wollte um den Namen unsers Herrn Jesu Christi. Endlich wollten sie ihm auch die Platte nehmen; da zankten sie sich unter einander; etliche wollten, man sollte sie ihm mit einem Scheermesser abscheeren; die andern sagten, es wäre genug, daß man ihm eine Kolben mit einer Scheere machte. Und als sie der Sache nicht konnten eins werden, kehrte sich Johann Huß um, gegen den König, der auf seinem Stuhle saß, und sprach zu dem Könige: Sehet, gnädigster Herr, was hie geschieht, können doch diese armen Menschen noch in dieser Lästerung über mich nicht Eins werden. Endlich nahmen sie eine Scheere und schnitten ihm die Haare ganz ab, hinten und vorn, und setzten ihm einen papiernen Hut auf sein Haupt und sprachen unter andern Worten also zu ihm: Wir befehlen nun deine Seele dem Teufel. Aber Johann Huß sprach also mit gefaltenen Händen und

aufgehobenen Augen in den Himmel: so befehle ich sie dem allergnädigsten Herrn Jesus Christus. Es war aber ein runder Hut, schier eines Ellenbogens hoch, und waren daran drei greuliche Teufel gemalet, und war also daran geschrieben: Das ist der Erzketzer. Und als sie nun das gethan hatten, übergaben sie ihn den Bütteln. Als nun Huß also gekrönet war, führte man ihn aus der Kirche und verbrannte ihm zu derselbigen Stunde seine Bücher auf dem Kirchhofe. Da das Johann Huß sahe und vorüber geführt ward, lächelte er. Es war auch schier das ganze Stadtvolk im Harnisch und geleitete ihn zum Tode. Und als er nun zu der Stätte der Marter kam, fiel er auf seine Kniee und hob auf seine Hände und seine Augen gen Himmel und fing an andächtiglich zu beten: O Herr, heute in deine Hände befehle ich dir meinen Geist. Der Ort aber seiner Marter war auf einer Wiesen vor der Stadt, zwischen den Gärten, da man von Konstanz gen Gottleben gehet. Und als er nun also auf seinen Knieen lag und betete, fiel ihm der Lasterhut von seinem Haupte. Als er den Hut vor ihm liegen sahe, lächelte er. Etliche aber sprachen zu den Andern, so umher standen: Setzet ihm die Krone wieder auf, daß sie mit seinen Herren, denen er gedient hat, allhie verbrannt werde. Darnach hieß ihn

der Henker wieder aufstehen vom Gebet. Und als er nun aufstund, sprach er mit lauter Stimme, daß es Jedermann vernehmen konnte, also: O Herr Jesu, diesen schändlichen, greulichen Tod will ich geduldiglich leiden mit deiner Hülfe. Und alsbald war er zu den Umstehenden daher geführt; zu denen sagte er: Glaubet ja nicht, daß ich solche Artikel gelehret habe, so mir durch falsche Zeugen angedichtet sind. Als ihm nun der Henker seine Kleider ausgezogen hatte, banden sie ihn mit den Händen hinterrücks an eine Säule, welche die Büttel zuvor in die Erde gegraben und vest eingesetzt hatten. Darnach legten sie ihm rostige Ketten um seinen Hals. Und als er dieselbigen sahe, lächelte er und sprach zu den Henkern: Mein Herr Jesus Christus, unser Erlöser und Seligmacher, ist auch mit einer harten, schweren Kette gefangen gewesen, darum will ich armer, sündiger Mensch mich auch nicht schämen, diese Ketten um seines Namens willen zu tragen. Und sie hatten unter seine Füße etliche Bund Stroh und Holz gelegt. Als er also an die Säule gebunden war, hatte er noch seine Schuhe an und eiserne Fesseln an seinen Füßen; da legten sie eitel Stroh und Holz rings um ihn her bis an seine Kniee. Und ehe denn der Henker das Feuer anzündete, kamen noch zu ihm des Kaisers Marschall, der von Pappenheim genannt, und

Herzog Ludwig von Baiern, und vermahnten ihn, daß er doch noch wollte seines Lebens verschonen und das widerrufen, so er geprediget und gelehret hätte, und demselben abschwören. Johann Huß aber sahe auf gen Himmel und antwortete mit lauter Stimme und sprach: Ach Gott, du bist mein Zeuge, daß ich die Dinge, so mir durch falsche Zeugen aufgelegt worden, nie gelehrt habe; sondern ich wollte allein die Menschen von Sünden abziehen; in der Wahrheit aber des Evangeliums, so ich gelehret und geprediget habe, will ich heut fröhlich sterben. Und als sie das gehört, haben sie die Hände zusammen geschlagen und sind von dannen geritten. Darauf zündeten die Henker das Feuer an. Und Johann Huß sang mit lauter Stimme, einmal: Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarm dich unser! Und aber einmal: Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarm dich mein! Und als er zum drittenmal anfing zu singen, schlug ihm der Wind die Loh ins Angesicht. Also betete er in ihm selbst, regte das Haupt, so lang als man möchte drei Vater Unser beten, und ist also verschieden. Als nun das Holz und Stroh gar verbrannt war, hing der Rumpf noch bei dem Hals an der Säulen; da hieben die Henker den Leib nieder nebst der Säule, und regten das Feuer, daß der Leib so viel eher

sollte verbrennen. Und da sie das Haupt fanden, zerschlugen sie dasselbige auf Stöcken mit einer Keule und warfen's wieder in's Feuer. Sie fanden auch sein Herz unter dem Eingeweide; da schärften sie eine Stange und steckten dasselbe daran, wie einen Braten, und brieten es, und zerschlugen das und verbrannten es. Endlich als sie den ganzen Leib verbrannt hatten, nahmen sie dieselbige Asche mit allen Brändern und legten sie auf einen Karren und warfen das in den Rheinstrom, der da vorüberfließet.

Also gewaltig ist in Johann Huß der heilige Geist gewesen, daß er allein und fest über Gottes Wort gehalten, unter so vielen großen, gewaltigen Leuten, die aus aller Welt zu Kostnitz versammelt gewesen, und daß er den schmählichen Tod ritterlich überwunden hat. Er war der Kern oder Saamen; der mußte sterben und in die Erde begraben werden, auf daß er nach hundert Jahren herrlicher und schöner wieder hat auferstehen können.

27.

Doktor Martin Luther, in 13 Volksliedern.

(Von Johannes Falk.)

---

1. Lied.

Wie Luther vom heiligen Bischoff Martin aus Pannonia seinen Namen erhalten hat.

Tausend vierhundert drei und achtzig Jahr,
als unser Heiland geboren war,
da in der Christenheit man zählt, —
kam Doctor Martin auf die Welt;
Herr Martin Luther hochgelahrt,
deßgleichen nie erfunden ward!
Zu Eisleben, wo Bergleut' schön
in tiefen Schacht herunter gehn
und fördern edles Erz zu Tag
mit ihrem fleiß'gen Hammerschlag,
hat Gott es weislich so geschickt,
daß er das Licht der Welt erblickt.
Zu Ältern hat ihm Gott bescheert
Frau Margarethen, ehrenwerth;

zum Vater aber Herrn Johann,
ein'n ehrlich alt und frommb Bergmann,
der ihn gar streng, nach Brauch der Alten,
zu Kirch' und Schulen angehalten.
Den Namen Martin, den er trägt,
hat ihm ein Heil'ger beigelegt,
weil grad' auf den St. Martinstag
das Kindlein in dem Taufstein lag.
Nun fragt ihr, wer St. Martin war?
Die Mähr ist alt und wunderbar:
Ein fromm und ehrbar Rittersmann,
dazu ein Bischoff; höret an!
Als Kaiser Theodosius
regierte mit Arkadius,
einem Reiter, aus Pannonia,
mit Namen Martin, dieß geschah.
Er kam, in Sturm und Schnee einst mitten
zu einem Ort hinein geritten:
Da fleht' alsbald ein armer Mann
um eine kleine Gab' ihn an.
Der Mann war elend, nackt und bloß,
der Wind ging auf die Haut ihm los;
Herr Martin hätt' ihm, für sein Leben,

gern Koller, Rock und Wams gegeben.
Allein ihr wißt wohl, ein Soldat
sehr wenig zu verschenken hat.
Doch hielt er an auf hohem Roß,
worauf der Regen niederfloß,
und sprach: der Mann ist nackt und bloß;
es muß ja grad' auch Geld nicht seyn;
ich will ihm dennoch was verleihn.
Sein Schwert drauf mit der Faust gefaßt,
haut er von seinem Mantel fast
des einen Zipfels Hälft' herab,
die er dem armen Manne gab.
Der Arme nimmt das Stück sogleich,
und wünscht dafür das Himmelreich
dem guten, frommen Reitersmann,
der sich nicht lange drauf besann.
Wie der gesagt sein gratias,
so reitet dieser auch fürbaß,
zu einer armen Wittwe Thür
und legt daselbst sich in's Quartier,
nimmt Speis' und Trank ein wenig ein,
es wird nicht viel gewesen sein.
Nachdem er also trunken, gessen,

und das Gebet auch nicht vergessen,
legt er sich nieder auf die Streu.
Ob' eins gewesen oder zwei,
das hat die Chronik nicht gemeld't;
drum laß' ich's auch dahin gestellt.
Alsbald begiebt sich's in der Nacht,
daß er von einem Glanz erwacht,
der zwingt das Aug' ihn aufzuschließen.
Da steht ein Mann zu seinen Füßen;
sein Haupt trägt eine Dornenkron';
er ist's, er ist's, des Menschen Sohn!
Mit tausend Engeln, die ihm dienen,
ist plötzlich unser Herr erschienen
in aller seiner Herrlichkeit,
und mit dem Mantel, welchen heut
der Martin, aus Pannonia,
der dessen gar sich nicht versah,
geschenkt dem armen Bettelmann,
ist unser Heiland angethan.
Und so der Herr zu Petrus spricht:
siehst du den neuen Mantel nicht,
den ich hier auf den Schultern trage?
Auf des Apostels weitre Frage:

wer ihm den Mantel denn geschenkt?
das Aug' auf Martin hingesenkt,
mit einem sanften Himmelston,
fährt also fort des Menschen Sohn:
„Der Martin hier, der ist es eben,
der diesen Mantel mir gegeben;
ermunt're dich! steh auf, mein Knecht,
den ich erwählt, du bist gerecht!
Du warst bisher ein blinder Heide,
das Schwert, das steck nur in die Scheide!
Ein Streiter Gottes soll auf Erden
mein frommer Bischoff Martin werden!“
Als dieses Wort der Herr gesagt,
so kräht der Hahn; der Morgen tagt;
ein Engel küßt des Mantels Saum,
und Martin ist erwacht vom Traum,
denkt nach, klopft an ein Kloster an
und ist, getreu nach Christi Worten,
aus einem wilden Reitersmann
ein großer frommer Bischoff worden.

Nun, da ich dieses Euch vermeld't,
was für ein frommer Liebes-Held

der Taufe Luther'n mußt' entheben
und ihm den Namen Martin geben:
so nimmt euch, hoff' ich auch, jetzunder
des Doctor Martins Thun nicht Wunder,
der beides lernte: muthig reiten
und für die Kirche tapfer streiten,
von jenem heilgen Rittersmann,
der's in der Tauf' ihm angethan
zugleich mit seinem frommen Namen,
daß er in Liebe mußt' entflammen;
so daß der Luther, gut und groß,
ein Stück von seinem Rock nicht blos
und seines Regenmantels Schooß,
nein auch mit Freuden Leib und Leben
für seine Brüder hinzugeben
zu jeder Stunde war bereit;
wie solcher edlen Freudigkeit
Stadt Worms ein ew'ger Zeug' uns ist.
gelobt dafür sei Jesus Christ!

Chor des Volks.

Was zieht für ein Gesang
so fromm die Straß' entlang,

von Thür zu Thür!
hell singt im Knabenchor
ein Kind, das Gott erkor;
sein Engel neigt das Ohr,
heil Luther dir!

---

2. Lied.

Wie Luther gen Eisenach zog und als Currentschüler von der Frau Cotta daselbst in's Haus aufgenommen wurde.

So wuchs in Gottes Furcht zum Mann
der fromme Knab' einfältig an;
doch weil der Kindlein viel im Haus,
mußt' unser Luther fleißig aus,
sein Brot an Thüren zu ersingen,
wie's fromme Schüler noch vollbringen
zu Magdeburg, zu Eisenach
zu Jena, bis auf diesen Tag. —
Als nun der Knabe vierzehn Jahr,
in solchem Lauf, geworden war,
hat ihn, nach Eisenach geführt,
eine fromme Frau einst zugehört,

der Gott alsbald das Herz gerührt,
von wegen seiner Stimme Klang,
die tief ihr in die Seele drang.
Frau Cotta, so ist sie genannt,
und frommen Christen wohlbekannt,
dieweil sie ihn in's Haus genommen,
von dem uns Allen Heil ist kommen,
den Morgenstern von Wittenberg,
deß Ruhm erschallt gen Genf und Zürch,
das Rüstzeug Gottes auserwählt,
den ewig theuern Glaubensheld,
Herrn Martin Luther für und für.
Frau Cotta, Gott vergelt es Dir!
Ihr Andern aber merket dran,
wie schön es ist und wohlgethan,
wenn Kirch' und Schulen ihr bedenkt!
denn, wem Gott seine Gaben schenkt,
dem schenkt er sie aus Gnadenwahl.
Wer frommer Diener Gottes Zahl
vermehren hilft auf seinen Platz,
der sammelt einen Himmelsschatz,
den weder Rost, noch Motten fressen.
Gott wird's Frau Cotta nicht vergessen!

Chor des Volks.

Vereint im Jubelschall,
werd' ihm auf Berg und Thal
ein Lob gezollt!
ihm, der aus dunkler Nacht,
ihm der aus Mannsfelds Schacht
so treu an's Licht gebracht
des Glaubens Gold.

---

3. Lied.

Wie an Martins Seite sein Gesell Alexius vom Blitz erschlagen wurde, und was dieses auf Luther für einen Eindruck gemacht.

Herr Martin, als er eines Tags
mit einem Gesellen seines Schlags
recht lustig, froh und guter Ding
in freiem Felde sich erging,
in dem alten Thüringer-Land —
Alexius ist der Gesell genannt,
und Erfurt heißt die schöne Stadt,
allwo sich dies begeben hat —

spricht so vor Luther sein Gesell:
Es kommt ein Wetter, gehn wir schnell!
Laß sehn, ob wir in jenen Gründen
nicht etwa Unterkommens finden!
Wie er das Wort gesagt — und jetzt
den Fuß zum Schreiten vorwärts setzt,
so mächtig einer schreiten mag,
bedeckt sie beide, Blitz und Schlag,
ein ungeheures Flammenmeer
und ach, Alexius ist nicht mehr! —
An seines Freundes Seit' erschlagen,
muß dieser ihn von hinnen tragen!

Von jenem ernsten Augenblick,
wo des Apostel Sauls Geschick
den Luther zum Apostelamt
mit heil'gem Himmelsblitz entflammt,
erschienen alle Erdending'
ihm gar verächtlich und gering.
Er will von dieser Welt nichts wissen,
er legt sein Elend Gott zu Füßen,
er zieht in Klostereinsamkeit,
wo er den Leib so streng kastei't,

daß ein und einen halben Tag
er einst in seiner Zelle lag,
das Blut den Wangen schon entwichen,
das Angesicht zu Schnee verblichen,
von vielem Beten, Fasten, Singen;
man konnt' ihn kaum ins Leben bringen,
weil er versunken ganz und gar
in himmlische Gesichte war,
bis frommer Mönche Chorgesang,
der durch das Kreuzgewölb' erklang
mit seinen leisen Himmelsklagen,
ihn zwang, die Augen aufzuschlagen.
Drum blieb auch Luther immerdar
bis in sein letztes Lebensjahr,
wo seinem Volk ihn Gott entzogen,
der edlen Musica gewogen,
weil sie von Todten ihn erweckt. —
Auch hat ihm bald der Geist entdeckt,
wozu er gern erwählt ihn hätte.
Ein alter Mönch trat vor sein Bette,
der plötzlich so zu ihm begann:
Mein frommer Bruder, höret an!
Ihr sterbt noch nicht an diesem Ort.

Also geschieht des Herren Wort
durch mich zu Euch: Ihr sollt auf Erden
noch einst ein frommer Bischoff werden,
ein Licht zu leuchten fern und nah!

Die Prophezeihung ihm geschah,
als seines Alters noch nicht gar
Herr Luther ein und zwanzig Jahr
zu Thüringen in Erfurt war
wo er im Augustinerorden
gar bald darauf ein Mönch geworden.

Chor des Volks.

Gloria dir Dreieinigkeit, in Ewigkeit,
Gloria!
Du bist, du warst vor Abrahams Zeit
und bleibst es bis in Ewigkeit,
Gloria, Gloria, Gloria!

4. Lied.

Luther und Tetzel.

Zu Erfurt Luther baß studiert,
allwo er bald Magister wird,
gesellt zu frommen Klosterleuten,
sich muß zu niederm Dienst bereiten,
muß Kirche fegen, Glocken läuten,
und, propter panem, an den Thüren
mit einem Brotsack collectiren,
was alles er besorgt auf's Best',
und als das Kloster ihn entläßt,
schickt ihn sein Augustinerorden
gen Wittenberg, mit guten Worten,
woselbst er ist ein Doctor worden.

Da Menschensatzung immerfort
Ihn ängstigt, sucht er Gottes Wort,
und wie er lernt die Bibel kennen,
fühlt er in sich ein Licht entbrennen —
das ist das Licht in finstrer Nacht,
wodurch alle Dinge sind gemacht,
das, unserm Herzen eingeschrieben,

befiehlt: du sollst die Brüder lieben!
Und kannst du diesen Spruch nicht beten,
so schwebst du, Mensch, in großen Nöthen;
denn wer dem Bruder Haß erweis't,
betrübt in sich den heil'gen Geist,
der uns in Allem unterweis't.
Mit diesem theuern Himmelsbrot
schlägt Luther Eck und Tetzel todt,
die allzu listig disputieren
und weltlich böse Händel führen,
die meinen, mit dem Ablaßkasten,
mit leiblichem Kastei'n und Fasten
die Bruderliebe zu versöhnen,
und Gott mit ihrem Wandel höhnen,
die so verblend't in ihrem Sinn —
deß trägt der böse Feind Gewinn! —
daß Mord und Todtschlag, Schwelgen, Prassen
bis in den Tod die Brüder hassen,
und solchem frevelnden Beginnen
sie noch Entschuldigung ersinnen,
wie Tetzel lehrt mit Übermuth
durch seinen Ablaßzettel gut:
„So bald das Geld im Kasten klingt,

die Seel' auch aus dem Fegfeuer springt.“
So spielten sie mit falschen Eiden
und lebten wie die blinden Heiden.
Wie mochte das wohl Luther leiden?
Als bald darauf es nun geschah,
gen Jüterbock, von fern und nah,
viel Volks zum Ablaßkrämer kam.
Drob Zorn den Luther übernahm;
der predigt Buß', sagt frank und frei,
daß nur bei Gott Vergebung sei;
drum, wer den Weg zu Gott will finden,
der wasche sich zuvor von Sünden!
Denn sünd'gen heißt, die Brüder tödten,
die Christ zu lieben uns geboten.
Gott ist die Liebe, lehrt Johann;
drum nimmt er keinen Sünder an,
der nicht, versöhnt in Jesu Christ,
ein Werkzeug seiner Gnaden ist:
so lehrt der fromm' Evangelist.
Die Brüder mit Praktiken, Ränken,
daß sie ihr Gut an uns verschenken,
arglistig locken ins Verderben,
das heißt nicht, für die Brüder sterben.

Und brennten an dem Hochaltar,
allwo du knietest, hell und klar,
zwölftausend Stück geweihter Kerzen, —
erst bann' die Nacht aus deinem Herzen,
sonst bist vor Gott du offenbar
kein Kind des Lichts! — Und vollend's gar,
wie einst manch sünd'ger Papst zu Rom
auf breitem Weltverderbens Strom
blutschänderischen Wandel führen,
durch Buben Land und Leut' regieren,
Vergifter, Meuchelmörder dingen
und hinterdrein die Messe singen;
Statthalter Gottes hieß' das? — Nein,
das heißt des Teufels Anwalt seyn.
So lauter, licht, so männlich klar
gepredigt das Wort Gottes wahr,
stürzt bald der Menschenbau zusammen;
des Tetzels Ablaßbrief muß flammen;
ja, die zu Constanz einst den Huß
verbrannt, die böse Arglist, muß,
Worms, Kaiser, Papst und Reich desgleichen,
dem Stern von Wittenberg erbleichen.

Chor des Volks.

Heil, Kurfürst Friederich,
deß Haupt mit Ruhm erblich,
heil dir Johann!
Fahr hin, du Erdenthron!
Johann eine Himmelskron',
als schönsten Engelslohn,
dafür gewann!

---

5. Lied.

Wie Kurfürst Friedrich der Weise, Johann der Beständige und Johann der Großmüthige, so auch die edlen Herren und Ritter Hutten und Sickingen, zu Schutz und Trutz die neue Glaubenslehre aufrecht erhielten.

An Kurfürst Friederich zuhand
und seinem Bruder, Herrn Johann,
auch der Beständige genannt,
Herr Martin edle Stützen fand
der lautern Lehr' in jenen Zeiten;
so konnt' er muthig sie verbreiten.
Franz Sickingen, aus Frankenland,

ein tapf're Ritter wohlbekannt,
Ulrich von Hutten auch zugleich,
ihn schirmten wider Papst und Reich.
Und als ihn traf von Worms der Bann,
so nahmen sie sich seiner an
und haben unserm Gottesmann
getrost ihr Burgthor aufgethan,
zu Schutz und Trutz, recht männiglich,
recht ehrenfest, recht ritterlich,
recht freudig, deutsch und gottgetreu.
Ein ew'ger Freudenhimmel sei
dafür, an Christi Gnadenthron,
der frommen Herrn uud Ritter Lohn!

Chor des Volks.

Geister in Rittertracht
schreiten durch Nebelnacht
herrlich einher.
Ihr' Arbeit unverlor'n;
was klingt der Bernhardssporn?
was singt das Schwedenhorn?
wie rauscht das Meer?

Steh' auf, Franz Sickingen!
Auch du sollst auferstehn,
Herrn Huttens Geist!
Was Reich, was Bull' und Bann?
Die Burg ihm aufgethan!
Es klopft ein Gottes-Mann,
der Luther heißt.

---

6. Lied.

Wie Calvin, Zwingli, Gustav Adolph und der Sachsen Bernhard so muthig den neuen Glauben verfochten haben.

Wie drauf entflammt die alte Schweiz,
Calvin und Zwingli ihrerseits,
der reinen evangelischen Lehr'
erstanden sind zu Schutz und Wehr,
und was im Krieg, der dreißig Jahr
den Vätern Noth und Tod gebar,
uns König Gustav Adolph war,
mit Schweden überschifft den Belt;
wie, unser Sachsen zu beschützen,
Normänner in der Schlacht bei Lützen

ihr Heldenblut so kühn versprützen;
wie in den alten Niederlanden,
allwo die Alba's aufgestanden
mit ihren span'schen Henkerbanden,
das grausam kalte Mord-Edikt,
das Egmont zum Schaffotte schickt,
doch bei Oranien nichts erreichte;
wie England keinem Blitz erbleichte,
dies Bollwerk der Religion
und aller Bürgertugend Thron;
wie dazumal es herrlich stand,
als tausend Henker Schwert und Hand
in's Blut von seinen Edlen tauchten
und überall Schaffotte rauchten; —
wie aus dem theuern Sachsenvolke,
gleich einer finstern Donner-Wolke,
der Herzog Bernhard freudig brach;
wie ungestüm er, Schlag auf Schlag,
den Partisanen seine Brust
entgegen warf, mit Heldenlust;
wie Wallenstein ihm zittern mußt',
als er im Schlachtgetümmel focht —
ha, wem vor Dank das Herz nicht pocht,

wenn solcher Heldenthaten Kunde
ihm kommt aus frommer Enkel Munde,
entweich' aus unserm Sachsenland!
Ihm sind die Väter unbekannt;
sein' Hüft' umgürte nie ein Schwert,
er ist des alten Stamms nicht werth!

Chor des Volks.

Steh auf, du alte Schweiz,
Zürch, Basel, allerseits
nehmt freudig Theil!
Du tapfrer Normannsthron,
Schweden und Albion,
singt unserm Bergmannssohn,
singt Luthern Heil!

Sieh, Kaiser, Papst und Reich,
das ihn mit blut'gem Streich,
wie Huß, bedroht,
Rom, Worms und Regensburg!
Er schreitet muthig durch;
er singt: Eine feste Burg
ist unser Gott!

Wir, Luther, singen's auch,
rings steht der Harz im Rauch,
von Nebeln roth.
Dein' Arbeit unverlorn:
noch klingt der Bernhardssporn,
noch singt das Schwedenhorn;
mit uns ist Gott!

Zum Schluß.

Ein' feste Burg ist unser Gott,
ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
die uns jetzt hat betroffen;
der alte böse Feind,
mit Ernst er's jetzt meint;
groß Macht und viel List
sein grausam' Rüstung ist, —
auf Erden ist nicht seines Gleichen!

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
und wollten uns gar verschlingen:
so fürchten wir uns nicht so sehr,

es muß uns doch gelingen!
der Fürst dieser Welt,
wie sauer er sich stellt,
thut er uns doch nichts;
das macht, er ist gericht't,
ein Wörtlein kann ihn fällen.

Doctor Luther.

Zweite Abtheilung.

Chor des Volks.

O du fröhliche,
o du seelige,
vielwillkommene, edle Magd!
Luthern zur Seite,
sei dir auch heute,
Bora, freundlich ein Gruß gesagt!

7. Lied.

Von Luthers Eheweib, Katharina von Bora, und wie unser Mann Gottes dieselbe vor allen so lieb und werth gehalten.

Noch hab' ich von der edlen Magd,
Frau Katharinen, nichts gesagt,
die, eh' ihr Luther gab die Hand,
als Nonne lebt' im Klosterstand.
Die, so dem Himmel zugewandt,
ein solcher Wechsel wollte kränken,
die sollen billig dies bedenken,
daß auf verschiednem Weg zugleich
der Mensch gelangt in's Himmelreich.
Die still ihr Frauenwerk vollbringen,
und die im Kloster „Ave" singen,
„Ave Maria" gottverborgen,
und die mit zarten Muttersorgen
ihr Lämpchen in der Nacht beschicken,
daß sie mit Speis' ihr Kind erquicken,
auf daß es nicht vergeblich weine,
die so, mit frommem Heil'gen-Scheine,
an ihre Brust den Säugling legen:

sind sie nicht auch auf Gottes Wegen?
so gut wie die, so an Altären
den Tocht geweihter Kerzen nähren?
gewiß, an Christi Gnaden-Throne
gilt eine, wie die andre Krone;
so hat die Frau und Jungfrau Recht,
und nur die Heuchelei ist schlecht!

* *
*

Da Bora fühlte den Beruf,
wozu die Jungfrau Gott erschuf,
so hat sie ihm nicht widerstanden
und sich befreit von Klosterbanden.
So lebte sie geraume Zeit
zu Wittenberg, in Einsamkeit,
wo guter Sitt' und Züchtigkeit
sie gänzlich sich beflissen hat,
deß ihr ein Zeugniß gibt die Stadt;
bis Martin Luther in sie drang,
daß, ganz befreit vom Klosterzwang,
sie einen Mann erwählen sollte,
und das, aus welchem Stand sie wollte.
Doch immer sagte Bora: „Nein,

ich habe noch nicht Lust zu frei'n."
Einstmals, als Luther drob sie schalt,
antwortet sie ihm dergestalt:
„Herr Doctor! tragt es mit Geduld:
seid ihr ja meiner Weig'rung Schuld.
Ihr habt in keinem Stück zu klagen;
ihr kommt nur stets für andre fragen;
ihr solltet es nur einmal wagen,
die Hand mir selber anzutragen:
da, mein' ich, sollt' ich Ja wohl sagen!"
Und als Herr Luther sie befragt,
hat sie auch wirklich Ja gesagt. —
Die einst vermehrt der Nonnen Zahl,
ist nun ein frommes Ehgemahl
in jenem ältesten der Orden,
den Gott einst stiftete, geworden.
Was Treu' und Ehren ihm darauf
in ihrem ganzen Lebenslauf
Frau Käthe dankbarlich erwiesen,
das hat Herr Luther hoch gepriesen
in jener Schrift, die er zuletzt,
als Leibgeding, ihr aufgesetzt. —
Auch hat in dieser Zeitlichkeit

sie ihn mit Kindlein fromm erfreut,
von deren einigen ihm Freud'
erwachsen ist, von andern Leid. —
Kaum ihres Alters dreizehn Jahr
lag Magdalenchen auf der Bahr;
das brachte Luthern große Schmerzen
und ging Frau Käthen sehr zu Herzen.
Doch tröstet sich aus Gottes Wort
der fromme Doctor immerfort,
bis er zu jenem Ziele kam,
wo ihn sein Heiland zu sich nahm.
Was drauf, nach ihres Ehherrn Tod,
Frau Käthe litt, was sie für Noth,
was für Anfechtung ausgestanden,
als in den theuern Sachsenlanden
die Kaiserlichen sengten und brannten;
wie sie, von Wittenberg verbannt,
nun irren muß von Land zu Land,
mit ihren Kindern ausgestoßen,
verachtet oft von Klein' und Großen —
wollt' ich Euch alles dies erzählen,
ihr guten, frommen Christenseelen,
so würden bald vor Traurigkeit

wie dem Erzähler Raum und Zeit,
so euren Augen Thränen fehlen.
Drum hemm' ich meinen Zähreguß
und sag' nur dieß noch zum Beschluß:
nach vieler Prüfung, groß und klein,
ging sie zur Himmelspforten ein,
als ihres Alters noch nicht gar
Frau Käthe drei und funfzig Jahr
zu Torgau an der Elbe war;
so friedlich sie in Gott verschied,
so endiget mein siebentes Lied.

Chor des Volks.

O du fröhliche,
O du selige,
Hingeschiedene edle Magd!
Bora, auf Erden
littst du Beschwerden;
jenseits hast du nun ausgeklagt.

8. Lied.

Wie unser Mann Gottes auf der Wartburg saß, und wie er von dort, ohn' all' einigen fürstlichen Urlaub, die Sacramentirer zu dämpfen, plötzlich gen Wittenberg zog.

Als Luther auf der Wartburg saß,
wo er die Bibel fleißig las,
hat er daselbst uns Gottes Wort
getreu verdollmetscht immerfort;
daher denn diesen Zufluchtsort
auch Doctor Luther nach der Hand
sein liebes Pathmos oft genannt,
wohin, durch eine Reiterschaar,
daß er entging des Banns Gefahr,
ihn Kurfürst Friederich gebracht
als Junker Görg' in Reiter-Tracht.
Drum, wer die Wartburg je erblickt,
der soll zu Gott, von Dank entzückt,
sein Herz erheben und Gedanken,
weil wir die Bibel ihr verdanken.
Obwohl er fast ein ganzes Jahr
an diesem Ort gefangen war,
so konnt' er frei und offenbar

mit einem Knecht an seiner Seiten,
wohin er wollt', in's Land doch reiten.
Oft hat ihn dieser fromme Knecht
also verwarnet, schlecht und recht:
„Herr Doctor, nehmt Euch wohl in Acht,
sind wir zur Herberg' wo bei Nacht,
daß Ihr nicht stets nach Büchern sucht!
Viel lieber, daß Ihr schwört und flucht,
als daß ihr stets nach Büchern fragt.
Ich hab' es Euch so oft gesagt,
Ihr werdet Euch dadurch verrathen.
Wißt Ihr, was zukömmt dem Soldaten?
Trunk, Fluch und Schwur dem Rittersmann
steht baß, denn hundert Bücher an!
Wie unser Doctor dieses Wort
vernimmt, so fährt er lächelnd fort:
„Der Zeitung bin ich wahrlich froh.
Ja freilich, freilich, ist dem so,
so müssen wir darnach uns halten:
fluch du, ich bete; — dergestalten
behält denn jeder von uns Recht,
sowohl der Doctor, als sein Knecht!“
Zuweilen ging auch, eh' es tagt,

mit diesem Knecht er auf die Jagd;
so haben sie auch Erdbeerfrucht
gar oft zusammen sich gesucht'
am Schloßberg, in dem grünen Wald,
Frau Katharinens Aufenthalt,
bis Karlstadt böse Händel macht'
und Wittenberg in Furcht gebracht
mit seiner Bilderstürmer Schaar,
die Kirchen plündert' und Altar,
wovon auf Luther fällt die Schuld,
der bald verlor nun die Geduld. —
Es jammert ihn der Sakristei'n
und ihrer schönen Schilderei'n;
er läßt die Wartburg Wartburg sein
und zieht als Reiter unbekannt
gen Wittenberg in Sachsenland.

Chor des Volks.

Was kann schöner sein,
was kann edler sein,
als von Hirten abzustammen,
da zu aller Zeit

tapfre Heldenleut'
aus dem Hirtenvolke kamen?
War ja Tell ein Hirt mit Freuden,
Zwingli mußt' auf grünen Heiden
für des Glaubens Recht,
in der kühnen Schlacht,
muthig bittern Tod erleiden!

---

9. Lied.

Wie Luther auf seiner Rückkehr von der Wartburg, als Reiter verkleidet, unerkannt zu Jena im Bären mit zwei jungen Schweizern zu Tische saß, und wie er mit ihnen allerlei aufgeweckte Gespräche pflog.

Es war gerad' um Fastnachtszeit,
als aus St. Gallen in der Schweitz
zwei junge Gesellen insgemein —
das Wetter konnte nicht wüster sein —
zu Jena's Thor sind eingezogen.
Die waren Herrn Luther sehr gewogen;
bloß seiner und Melanchthon's wegen —
denn an dem war ihnen auch gelegen —

hatten sie beide mit Bedacht
sich auf den weiten Weg gemacht.
Wie sie zu Jena zogen ein,
so mocht' es spät geworden sein
und wie sie nach Quartier gefragt,
hat's ihnen jeder Wirth versagt,
bis auf den Wirth zum schwarzen Bären —
Gott halt' ihn billig drob in Ehren! —
der nahm die beiden Schweizer ein;
das soll ihm unvergessen sein!
Nun hört, was weiter drauf geschah!
Im Haus ist nur ein Zimmer da;
und wie der Wirth sie führt herein,
so sehen sie, bei Lampenschein,
wie vor dem Tisch ein Reiter sitzt,
dem Männerernst im Auge blitzt,
mit einem Arm so aufgestützt,
als ob er etwas ernst erwägt,
die zweite Hand an's Heft gelegt
von seinem Schwerte, das er führt,
sein Haupt nach Landsgebrauch verziert
mit einer rothen Reitermützen,
die thut ihm recht verwegen sitzen —

kurzum ein Mann, so von Gestalt,
wie man den Petrus sieht gemalt,
ein gutes Schwert an seiner Seit'.
Woher so spät um Abendzeit?
befrägt er unsre Pilgersleut'
mit angeborner Freundlichkeit.
Wie sie ihm drauf Bescheid gesagt,
so hat er weiter sie befragt:
Von wannen seid ihr? „Aus St. Gallen!“
Ich hab' an Schweizern Wohlgefallen.
Denkt ihr gen Wittenberg sofort,
so findet ihr gut' Landsleut' dort:
Herrn Schürpfen, gebt auf den mir Acht!
Zugleich vermeldet mir, was macht
der weis' Erasmus Roterodamus
zu Basel? Habt ihr einen Gruß
von ihm gen Wittenberg, so sagt!
„Mein Herr, weil Ihr nach diesem fragt,
so melden wir euch mit Gebühr:
Erasmus, der Gelehrten Zier,
er lebt sehr eingezogen hier;
nicht so, daß er die Menschen flieht,
doch so, daß er nur wenig' sieht!“

Nun gebt mir weiter auch Bericht,
was man bei euch von Luther spricht!
„Mein Herr, wie überall, entzweien
sich ob dem Luther zwei Partheien
dermalen auch im Schweizerland.
Beliebt in Schriften und bekannt,
wie von der einen er gelitten,
hat ihn die andre scharf bestritten!“ —
Das acht' ich, kann nicht anders sein,
(fiel hier alsbald der Reiter ein)
das werden wohl die Pfaffen sein.
Gott ordnet alles dieß auf's Beste.
Nun, liebe Herrn, seid meine Gäste!
Herr Wirth, bringt Bier — doch nein, bringt Wein!
Des Landes können, wie sie sagen,
sie nimmer unser Bier vertragen.
Klingt an! Das edle Schweizerland! —
Indem erblickt' ein Buch zur Hand,
das neben unserm Reiter lag,
der älteste Gesell und sprach:
„Mein Herr, was ist das für ein Buch?
Ich bitt' euch, macht mich dessen klug!“ —
Ein Psalter, auf Hebrä'sch verfaßt,

antwortet ihm der Reiter, — fast
möcht' ich auch euch, zum Heil der Seelen,
das Kleinod dieser Sprach' empfehlen.
Ich bin so eifrig drauf gestellt,
daß keine Schätz' in dieser Welt
ich nehmen wollt', auf den Beding,
daß ich sie achtete gering!
Habt ihr zu Wittenberg gut Glück,
so hoff' ich, daß in diesem Stück
Melanchthon gute Dienst' euch leiste:
wiewohl in Sprachen kömmt das Meiste
zuletzt doch nur vom heil'gen Geiste! —
So ging mit freundlichem Gespräch
der beste Theil des Tags hinweg.
Es mocht' um Neun geworden sein;
zwei Kaufleut' treten noch herein,
die fordern was zu essen — trinken;
deren Einer läßt sich baß bedünken,
lies't auch ein Buch; der Reiter spricht:
Herr, gebt mir dieses Buch's Bericht!
Der Kaufmann: „Kennt Ihr das noch nicht?
Es ist das Neuste, was uns jetzt
Herr Martin Luther übersetzt.

Das sollt' euch ja bekannt wohl sein.
Antwortet ihm der Reiter: Nein!
und fuhr, mit lächelnden Geberden
dann fort: Es soll mir nächstens werden.
Die beiden Schweitzer sah'n sich an,
weil jeder diesen Reitersmann
von Grund aus gern errathen möchte,
und keiner doch erräth das Rechte.
Sie sinnen hin, sie sinnen her,
wer wohl der fremde Reiter wär'?
Indem so tritt von ungefähr
der Wirth herein, verlangt Gehör.
Mein Gasthof heißt der schwarze Bär —
so spricht er, schon von Alters her —
doch ist ihm wohl seit hundert Jahren
nicht so viel Ehre widerfahren,
als dadurch jetzt ihm widerfährt,
daß Luther hier ist eingekehrt!
„Wie? wo? wann? hab' ich recht gefaßt?
Er selbst, der Luther, Euer Gast?
Herr Wirth, das glaub' ich nimmermehr!“ —
Und wenn ich es euch nun beschwör'?
Noch nicht zwei Tage sind es, wißt,

daß er dahier gewesen ist.
Am selben Tisch, wo ihr gesessen,
da hat Herr Luther auch gegessen! —
Als von dem Wirth zum schwarzen Bären
ein solches Wort die Schweizer hören:
da schalten sie aus einem Munde
den wüsten, bösen Weg zur Stunde,
der sie verspätet wider Hoffen,
daß sie Herrn Luthern nicht getroffen.
Ja, rief der eine, ganz entbranut:
Den Finger meiner rechten Hand,
Herr Wirth, ich wollt' ihn drum entbehren,
sollt' ich hier je, im schwarzen Bären,
so helf' mir Gott, bei Brot und Wein,
ein Gast mit Doctor Luther sein!
Der Wirth, des Dinges kundig gnug,
erfüllt auf's Neu mit Wein den Krug,
indem er lächelnd seitwärts sieht,
und spricht: wer weiß, was noch geschieht!
So spricht der Wirth; der Reiter lacht;
bald wünscht er ihnen gute Nacht.
Des Morgens, wie zu Pferd er steigt
und sich zum Abschied noch verneigt,

entläßt er sie mit diesem Wort:
Sobald ihr kommt an Stell' und Ort,
daß ihr mir ja Melanchthon grüßt,
und auch Herrn Jonas nicht vergeßt!
„Ja, hub der Eine an, sehr wohl!
Sagt nur, von wem ich grüßen soll?“ —
Sagt nur von dem, der kommen soll;
so wißt ihr gnug, ihr Herrn, lebt wohl!
So zog der Reiter seine Straß';
die Schweizer wandeln auch fürbaß.
Zwei Tage drauf in Sachsenlanden
sie ihn bei Herrn Melanchthon fanden.
Herr Amsdorf saß zu seiner Rechten,
Herr Doctor Jonas gleich zur Linken,
wo er, zum ersten Osterfest,
von Karlstadt sich erzählen läßt
und seiner wilden Schwärmerschaar.
Erst däucht die Sache ganz und gar
den beiden Schweizern wunderbar;
nachdem verstanden sie erst klar,
wer dieser fromme Ritter war,
der, so verständig aller Sach,
von Gott und weltlich Dingen sprach.

Deß waren beide hocherfreut.
Philipp Melanchthon seinerseits
lud sie ein zur Mahlzeit.
So konnten sie zu gleicher Zeit
den Finger ihrer Hand behalten
und doch mit Luthern Mittag halten,
was ihnen baß am Herzen lag.
Je einen oder zwoen Tag
nur hielt der Doctor inne sich;
dann predigt' er gewaltiglich
und schickt mit seinem Donnerwort
aus Wittenberg die Schwärmer fort,
und rastet nicht, bis Schlag auf Schlag
des Carlstadt Anhang ihm erlag.

---

10. Lied.

Wie Mykonius, ein frommer Pfarrherr zu Gotha, durch Lutheri inbrünstig Gebet und Fürbitte gar wunderbarlich vom Tode errettet worden.

Was Fürbitt' und Gebet vermag,
legt dieses Lied gar schön zu Tag.
Einem frommen Pfarrherrn zu Gotha,

Herrn Mykonius, dies geschah:
als er schon auf dem Todbett lag
und alle Stunden zählt' und Tag,
daß ein Gesicht ihn heftig trieb,
daß er gen Wittenberg noch schrieb.
Gesegnet da, nach frommem Brauch,
Herrn Luther und die Andern auch,
als liebe Freund' im Sachsenland,
die Christum treu, wie er, bekannt,
und mit ihm zogen eine Straß.
Als Luther dieses Schreiben las,
ergrimmt in seinem Geist er baß
und schreibt Mykonius dergestalt:
„Arm, reich, gesund, jung oder alt,
daß er durchaus nicht sterben sollt,
weil Luther es nicht haben wollt.
Denn weil die Kirch' in großen Nöthen,
so hab' er sich von Gott erbeten,
Mykonius, der treue Knecht,
daß der ihn überleben möcht.
und sei ihm dieses auch gewährt;
er wiß' es, daß ihn Gott erhört.
Woll' ihm deshalben kürzlich schreiben,

es habe dabei sein Verbleiben,
was Luther bat in Christi Namen!
Mykonius soll leben, Amen!"
und also ist es auch geschehn,
daß Gott Lutheri gläub'gem Flehn
in diesen Stücken gnug gethan.
Mykonius, der kranke Mann,
alsbald darauf nicht nur genas,
so daß er wieder schrieb und las,
auch Luther noch, drei volle Jahr,
nachdem ihm dies begegnet war,
mit seiner theuern Gegenwart
die Welt und Wittenberg erfreut.
Und siebenmal sieben Tage ward
nach Luther aus der Zeitlichkeit
erst Herr Mykonius befreit.

---

11. Lied.

Von Magdalenchen, Luthers Töchterlein, und deren seligem Hinscheiden.

Magdalenchen, Luthers Töchterlein,
die mochte dreizehn Jahr erst sein,

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

da hat sie — selig sind die Frommen! —
den Ältern wieder Gott genommen.
Herr Luther, der den ganzen Tag
verführt groß Herzeleid und Klag,
an ihrem Bette weinend sprach:
„Ach liebes Herzenstöchterlein,
du trautes Magdalenchen mein,
bliebst gern wohl bei den Ältern dein,
wo dir noch nie ein Leid geschah,
wiewohl dein Geist auch guter Ding
gern zu dem himmlischen Vater ging!“
Das Kind sprach: „Herzensvater, ja
wie Gott will!“ aber dennoch sah
man wohl, das Scheiden ging ihr nah.
Die Mutter, die um diese Zeit
doch mehr entfernt und auf der Seit',
auch in der Kammer weint und schreit,
vermehrt durch dieß ihr Herzeleid
nicht wenig Luthers Traurigkeit,
so daß aus tiefster Vaterbrust
Herr Luther so erseufzen mußt:
„Schafft Fleisch und Blut so starke Pein,
was muß der Geist erst mächtig sein!

Das Fleisch will nicht daran, was sein,
so plötzlich wieder zu verlassen,
es williget nur langsam drein.
Und eben das krepieret Ein'n
beim Abschied über alle Maaßen!
O Magdalenchen, Wunderding
zu wissen, daß all' Erdending
so gar verächtlich und gering,
und dennoch blöd' und traurig sei'n,
geht eins von uns zum Himmel ein —
das macht des Fleisches blinder Trieb.
Wie hab' ich dich so herzlich lieb! —
so schluchzt er, unter Händefalten —
könnt' ich dich doch bei mir behalten,
o Magdalenchen, Herzenskind,
so engelgut, so fromm gesinnt!
Ich oder Du, wer von uns beiden,
muß in den bittern Tod jetzt scheiden?"
Und hatt' er so sich ausgeklagt,
so sprach er wieder unverzagt:
seit Bischöff' in der Kirch wir haben,
hat Gott kaum Einem solche Gaben,
als deren man sich rühmen mag,

wie mir geschenkt, bis diesen Tag,
und zählt zurück man hundert Jahr.
Nun das ist je gewißlich wahr,
daß ich dafür ihm sollte danken,
und kann nicht, weil ich in Gedanken
von übergroßer Traurigkeit
so eingenommen bin zur Zeit;
wiewohl manchmal ich guter Ding,
unserm Herrn Gott ein Liedlein sing'."
Und als das Kind verschieden war,
und Magdalenchen auf der Bahr,
geziert mit Blumen schön ihr Haar,
an dem Begräbnißtage lag,
wo viel des Volks erhub die Klag',
wie stets sie die Gewohnheit haben,
wenn Ältern wo ein Kind begraben,
so daß sie mit verzagtem Muth
vermeinten, ja, Geduld sei gut,
doch lieb' ein Jeder stets die Seinen: —
war unser Doctor ganz gefaßt
und solches Reden ihm verhaßt.
Deßhalb im Volk, das zu ihm kam,
an diesem Tag das Wort er nahm,

und schalt und sprach: „Ihr sollt nicht weinen;
denn so viel unser, fromm gesinnt,
versöhnt mit Gott durch Christum sind,
wir haben keinen Grund des Leides.
Mein Magdalenchen ist nun beides,
an Leib und Seele wohl beschickt,
als die auf uns vom Himmel blickt.
Wer, von Begierden ungekränkt,
der Dinge rechten Grund bedenkt,
dem offenbar' ich diese Kunde:
einen Engel hab' ich Gott geschenkt,
ja ledig aller Erdenmängel,
einen rechten eingebornen Engel;
und wollte Gott aus Erdennoth
auch mir verleihen solchen Tod,
ich nähm' ihn an auf diese Stunde!"

Chor des Volks.

Wie mit wildem Unverstand
Wellen sich bewegen,
nirgend Rettung, nirgend Land,
vor des Sturmwind's Schlägen:
einer ist, der in der Nacht,

einer ist, der uns bewacht:
Christ, Kyrie,
Komm zu uns auf dem See! —

---

12. Lied.

Von Herrn Philipp Melanchthon, Luthers Freund, und wie derselbe, nach des Mannes Gottes Tod, an Niemand einen Dank verdienen mochte, und wie er darob in groß Bekümmerniß und Anfechtung verfiel, so daß er auch zuletzt seinen Geist aufgab.

O stürmisch trauervolle Zeit,
wo Moritz Kaiser Karl bedräut!
wo Luthers sanft gesinnter Freund,
verkannt zugleich von Freund und Feind,
so rührend und so innig klagt:
„Hab' ich gefehlt, daß ich's gewagt?
in Liebe wollt' ich sie vereinen.
O, meine Augen könnten weinen,
bis ich die Elbe ganz erfüllt;
doch wär' mein Gram noch nicht gestillt.
Kaum gönnen sie mir eine Stätte

in meinem Alter, wo ich bete! —
Die Schwerter sind nun aus der Scheide;
Gott ist mein Zeuge, was ich leide!
Denn die mit mir zu Tische saßen
und die von meinem Brot einst aßen,
die ich erzog nach Christi Worten,
sind meine größten Feinde worden.
Was hab' ich Schweres denn begangen?
Wie heißt mein kühnes Unterfangen,
was sie so unerbittlich ahnen?
Zum Frieden wollt' ich sie ermahnen;
sie aber wollten Blutvergießen.
Das ist es, dafür muß ich büßen!
Wo find' ich einen Zufluchtsort?
O, laßt aus diesem Land mich fort!
Ich will gen Asiam entfliehen,
ich will in eine Wildniß ziehen,
und dort will ich so brünstig knien,
am Grabe des Hieronymus;
ich will, mit so aufricht'ger Buß',
mein Herz auf einen Stein dort legen,
bis Gott, erweicht von seinen Schlägen,
„geh' in die Scheide!“ spricht zum Schwert,

bis er mein Angstgebet erhört
und Deutschland, das sein Zorn verzehrt,
sein Antlitz wieder zugekehrt.
Und ob es dabei bleiben sollte,
daß teutsche Erde mich nicht wollte,
so werd' ich endlich, frei von Sünden,
ein Plätzchen doch im Himmel finden.
Bei ihm ist Gnad'! ich weiß es, ach —
was ich als Mensch, so arm und schwach,
gefehlt in dieser Gottessach,
daß jeden Fehl, den ich verübt,
mir mein getreuer Gott vergibt,
den ich so brünstig stets geliebt!"

So mußt' in jenen Trauertagen
der edle Herr Melanchthon klagen,
den, mit dem Schwert schon in der Hand,
die blinde Zeit nicht mehr verstand,
die in den Krieg sich stürzen wollte,
der dreißig Jahre dauern sollte.
Sie überhört im wilden Grimme
die warnend sanfte Freundes-Stimme,
die ihr erklang in seinem Wort.

Melanchthon aber klagte fort,
bis ihn, gestillt sein Erdenklagen,
gefreundter, heil'ger Engel Schaar
ihn, der ja selbst ein Engel war,
zu Gottes Schooß empor getragen. —
Ihr alle, die ihr ihn verkannt,
hört, hört, wie an des Grabes Rand,
als seines Lebens Pulse stocken,
mit selig gläubigem Frohlocken,
den Engeln Gottes durch die Luft
sein sanfter Geist entgegenruft!
„Nach vielen ausgestandnen Leiden,
mein Seelchen, sollst du endlich scheiden,
entrückt dem Todeshaß der Feinde
und den Verfolgungen der Freunde.
Aus unversöhnter Priesterwuth
nimmst du, versöhnt durch Christi Blut,
zu Gott empor nun deinen Lauf.
Was zagst du? schwing dich fröhlich auf!"

So hast du endlich ausgeweint,
Melanchthon, Luthers edler Freund!
Ja, dein Verdienst ist nun erkannt.

Dein ewig theures Sachsenland,
nie kann es dir genug verdanken,
was du mit göttlichen Gedanken
gestiftet hast und frommem Fleiß.
Komm, seel'ger Geist, in unsern Kreis,
woll' uns an diesem Tag erscheinen!
Verschmäh' uns nicht, wir sind die Deinen!
Laß reiner, evangel'scher Lehr'
erwachsen uns zu Schutz und Ehr',
daß wir, geprüft wie du auf Erden,
im Glauben treu erfunden werden!
Es flammt und leuchtet ja dein Wort
noch stets in unsern Schulen fort.
Wir freu'n uns sämmtlich deiner Gaben.
So sollst du denn ein Denkmal haben!
So anspruchlos und so bescheiden,
wie du gewesen bist in Leiden,
wie du gewesen bist in Freuden,
so soll auch dieses Denkmal seyn!
Kein Erz, kein Gold, kein Marmorstein;
nein — frommer Kinderherzen Schaar,
sie sei, für jetzt und immerdar,
Melanchthons stiller Dankaltar!

Chor des Volks.

Einst, in meiner letzten Noth,
laß mich nicht versinken!
Sollt ich von dem bittern Tod
Well' auf Welle trinken,
reich mir dann, liebentbrannt,
Herr, deine Glaubenshand!
Christ, Kyrie,
Komm zu uns auf dem See!

---

13. Lied.

Wie Herr D. Martin Luther, in seinem 63sten Lebensjahre zu Eisleben, allwo er geboren wurde, sanft und selig in Gott verschieden ist.

Nun sollt ihr auch mit Ruhm und Ehren
von Doctor Martins Tode hören,
wie unser theurer Gottesmann
so sanft und selig schied von dann.
Als seines Alters noch nicht gar
er zählte vier und sechzig Jahr,
begab sich, daß von ungefähr

gen Eisleben man sein begehrt,
wo seine Mutter ihn gebar
und wo gewohnt sein Älternpaar.
Der beiden Grafen Mannsfeld wegen,
Streithändel friedlich beizulegen,
zu sonderlichen Nutz und Frommen,
hat diese Reis' er unternommen.
Und da er kam zu jener Stadt,
wo ihren Lauf die Saale hat,
allwo die Kothen Rauch verbreiten
und sie das edle Salz bereiten,
da traf von Wasser groß Gefahr
Herrn Luther, und der mit ihm war,
sein Freund, Herr Doctor Jonas, an,
so daß in einem kleinen Kahn
die Fahrt sie mußten weiter wagen,
von wilden Wellen rings umschlagen.
Als in dem Kahn Herr Luther saß,
sprach er alsbald zu Doctor Jonas:
„Seht zu! Das Wasser streicht nicht klein;
ch acht', es sollt' ja insgemein
dem Teufel groß Gefallen seyn,
wenn er uns brächte hier zu Schaden!“

Indeß geschah durch Gottes Gnaden
der Dinge keins, wovor ihm bangt. —
Zu Eisleben darauf angelangt,
ganz unversehrt, frisch und gesund,
der Doctor prediget zur Stund. —
So gings, bis auf den zweiten Tag,
wo Luther plötzlich sich beklagt
und so vor Doctor Jonas sagt:
„Herzliebster Doctor Jona mein,
besorg', es möcht' mein letztes seyn!
Ich fühle mich nicht allzuwohl,
mich dünkt, mich dünkt, ich werde wohl,
weil sie mit vieler Arbeit, Schreiben
mich alten Mann so übertreiben,
nun zu Eisleben hier verbleiben!"
Sprach Jonas: „Da sei Gott dafür!"
Da trat der Doctor aus der Thür
der großen Stub' in's Kämmerlein,
allwo sein Bett auch stand, herein —
wo etwas Hirschhorn, unter Wein,
sie flößten ihm, aus Vorsicht, ein —
und wie er diesen Trunk genommen
und näher auf sie zugekommen,

so hörten sie aus seinem Mund
noch dieses Warnungswort zur Stund.
So lautete sein letzt Gebot:
„Betet! Betet! für unsern Herr Gott —
ja betet, Freunde, was ihr könnt!
Denn im Concilio zu Trient,
die haben's gut mit ihm nicht vor!“
Bei diesem letzten Wort verlor
sein Odem sich und wurde schwach;
doch eh' er kam in's Schlafgemach,
trat er an's Fenster noch. — Hier thät
der fromme Doctor sein Gebet,
wie er gewohnt es war zu halten.
Nachdem er so sich allenthalben
zum Tode wohl bereitet hat,
bestieg er seine Lagerstatt;
und wie er eine Weil' hier lag,
erließ an Selb'gen diese Frag'
ich Michael Caelius: —
noch standen an des Bettleins Fuß
der edle Herr Aurifaber
aus Wittenberg, der seufzte sehr;
und als ihn Jonas sah erblassen,

so weint' er über alle Maßen.
Die Grafen Mannsfeld standen daneben
und wollten sich nicht zufrieden geben: —
ich Michael Caelius
verging in einem Thränenguß
und sprach zu ihm, an's Bett gesetzt:
„Mi reverende pater, jetzt,
wie mich bedünkt, habt ihr wohl Hitz'?
Das ist ein gottgefällig Zeichen;
das kann euch noch zum Heil gereichen!“
Doch mit gebrochner Stimm' und leis
antwortet er mit großem Fleiß,
doch ganz veränderter Gebärde!
„Ach nein, ich hab' einen kalten Schweiß —
ich werde sterben nun, ich werde
dahin fahr'n, an den Ort, woher
dem Menschen keine Wiederkehr —
Wärmt Tücher! Leget sie auf mich!
so seufzt er drauf herzinniglich,
im Ausdruck allerherbsten Schmerzens:
doch schont zur Zeit mir noch des Herzens!“
Bald legt er auf die and're Seit',
entfernt der Lamp', in Dunkelheit,

als wollt' er schlummern, sein Gesicht.
Und da dem Schlaf wir trauten nicht
und kräftig ihm mit Aquavit
und Rosenessig Augenlied,
wie Schläf', in einem fort bestrichen,
so war sein Puls schon halb entwichen,
die Lebensgeister matt und kalt.
Wie es nun ging zum Scheiden bald,
hab' ich ihn nochmals laut befragt:
„Herr Doctor Martin Luther, sagt,
wollt' auf die evangelische Lehr',
so ihr bekannt zu Christi Ehr',
Ihr sterben auch in seinem Namen?“
Da seufzt' er leis und gläubig: Amen! —
Er schwieg; — der Seiger ging auf zwei;
alsbald entschlummert' er auf's Neu';
wie drauf der Seiger noch nicht gar,
auf drei gestellt, drei Viertel war,
und ich mit meinem Lämplein klar
ihm unter beide Augen leuchte,
nahm ich der Todesfarbe wahr,
und daß sein Odem stille stand; —
ich schrie — und rief sogleich zur Hand

Herrn Jonas und die edlen Grafen; —
doch war er seelig schon entschlafen.

Schluß-Chor.

Mel. Wachet auf, ruft uns die Stimme.

Gloria sei dir gesungen,
Mit Menschen- und mit Engelzungen,
Mit Harfen und mit Cymbeln schön u. s. w.

28.

Die Bibel — kein Lesewort, sondern ein Lebewort.

(Ein Brief Luthers an Friedr. Pistorius, Abt zu St. Ägydien in Nürnberg.)

Gnad und Fried in Christo Jesu! Ehrwürdiger lieber Herr und Patron! Ich wollte mich gern gegen Eure Lieb und Gunst, mir erzeigt, dankbar erzeigen; so bin ich nach der Welt ein armer Bettler. Und ob ich gleich viel

hätte, so ist doch Euer Wesen also gethan, daß ich damit Euch nicht sonderlichs erzeigen möcht: also hab' ich mich zu meinem Reichthum, den ich für meinen Schatz achte, gekehret und meinen lieben Psalm für mich genommen, das schöne Confitemini (118te Psalm), hab' darüber meine Gedanken auf's Papier gefasset, weil ich hie in der Wüsten (in Koburg) so müssig sitze, und doch zuweilen, des Haupts zu verschonen, mit der größern Arbeit, die Propheten vollends zu verdeutschen, ruhen und feiern muß, welche ich hoffe auch bald abzufertigen.

Solche meine Gedanken hab ich Euch wollen zuschreiben und schenken. Bessers hab ich nicht. Ob's wohl ein groß, vielleicht auch ein unnütz Gewäsch bei etlichen angesehen wird, so weiß ich doch, daß nichts Böses noch Unchristliches darinnen ist. Denn es ist mein Psalm, den ich lieb habe; wiewohl der ganze Psalter und die heilige Schrift gar mir auch lieb ist, als die mein ein'ger Trost und Leben ist, so bin ich doch sonderlich an diesen Psalm gerathen, daß er muß mein heißen und sein. Denn er sich auch endlich um mich gar oft verdient gemacht und mir aus manchen großen Nöthen geholfen hat, da mir sonst weder Kaiser, König, Weise, Kluge, Heilige, hätten mögen helfen, und ist mir lieber, denn des Papsts, Türken, Kaisers und aller Welt

Ehre, Gut und Gewalt; wollt auch gar ungern um diesen Psalm mit ihnen allesamt beuten (tauschen).

Ob aber jemand mich seltsam würde ansehen, daß ich diesen Psalm für meinen Psalm rühme, der doch aller Welt gemein ist, der soll noch wissen, daß der Psalm damit niemand genommen ist, daß er mein ist: Christus ist auch mein, bleibt gleichwohl allen Heiligen derselbige Christus. Ich will nicht eifern, sondern ein fröhlicher Mittheiler sein. Und wollte Gott, daß alle Welt den Psalm also für den seinen anspräche, wie ich, das sollte der freundlichste Zank werden, dem kaum irgend eine Einträchtigkeit und Liebe zu vergleichen sein sollt. Es ist leider derer wenig, auch unter denen, die es billig vor andern thun sollten, die zur heil. Schrift oder zu einigen Psalmen ihr Lebenlang einmal von Herzen sprächen: Du bist mein liebes Buch, du sollt mein eigen Psalmlein sein.

Und ist freilich der größten Plagen eine auf Erden, daß die heil. Schrift so verachtet ist, auch bei denen, die dazu gestiftet sind. Alle andere Sachen, Kunst, Bücher rc. treibt und übet man Tag und Nacht, und ist des Arbeitens und Mühens kein Ende; allein die heil. Schrift lässet man liegen, als dürfte man ihr'r nicht. Und die ihr so viel Ehre thun, daß sie sie einmal lesen, die können es flugs

alles, und ist nie kein Buch noch Kunst auf Erden kommen, das jedermann so bald ausgelernet hat, als die heil. Schrift! Und es sind doch ja nicht Lesewort', wie sie meinen, sondern eitel Lebewort' darinnen, die nicht zum speculiren und hoch zu sinnen, sondern zum Leben und Thun dargesetzt sind. Aber es hilft unser Klagen nicht, sie achten's doch nicht.

Christus unser Herr helf uns durch seinen Geist, sein heiliges Wort mit Ernst zu lieben und zu ehren, Amen! Befiehl mich hiemit in Euer Gebet. Aus der Wüste (Coburg) 1. Jul. 1530.

29.

Es ist etwas Großes — Gottes Wort und ein Stück Brot haben.

(Eine Deutung vom Grafen Rugenroth.)

Wenn ein Geiziger seine Hinter- und Vorderthür sammt den Fenstern fein säuberlich zugeschlossen hat und nun behende seinen Geldkasten öffnet und behutsam alle Pa-

piere hervorsucht, und dann die Goldstücke und endlich das Silbergeschmeid die Musterung durchgehen ließ; da will er sich freuen. Aber siehe, es wird ihm so kalt zu Muth, denn das Erz ist kalt, und wer sich mit ihm zu sehr gemein macht, wird auch kalt. Es bringt ihn zuletzt von der Erde, er zweifelt daran, daß er mit dem Gelde bis ans Ende seiner Tage auskommen werde; alle möglichen Unglücksfälle treten als ein Höllenheer vor ihm auf und er quälet sich über den möglichen Hungertod, legt seinem Leibe eine neue Abgabe auf, obgleich er schon den Nothpfennig hat hergeben müssen, er zieht jetzt noch den Scheinpfennig ein, den er bis dahin den Armen reichte. Neue Pläne des Gewinnes sinnt er aus, er läßt langsam alle Papiere die Hand durchlaufen und sieht, ob nicht irgendwo noch ⅛ Prozent Zinsen mehr zu erhalten wäre. Er findet ein Papierchen, worauf er hofft; aber siehe da klopft es, er schließt eilig den Kasten und ein armer Schneider tritt herein und kündigt die hoffnungsvolle Summe auf, weil ihm die Zinsen zu hoch seien. Jetzt geräth der arme Vielhaber auf sich; er sieht schon alle Papiere in Geld verwandelt, das keine Zinsen trägt, und ein tiefer Abgrund öffnet sich vor ihm. Der Hungertod, nach allem verlornen Gelde, scheint ihm gewiß, und darum wählt er ihn, so lange er das

Geld noch hat, damit das doch wenigstens bleibe. — Er will den Götzen nicht überleben, dem er bisher geopfert; er opfert sich dem Götzen und zeigt auch dadurch, wie jeder eigentlich auf die Erde gesandt sei, um sich zu opfern. Welchem Götzen er sich opfert, das hat der Herr ihm überlassen. Wer aber dem wahren Gott sich opfert, der stirbt, um ewig zu leben.

Hier auf der Erde braucht der Mensch wenig, um zu leben, und das, was er braucht, hat der liebe Gott ihm fast in die Schüssel geschüttet. Er lässet Brot aus der Erde wachsen und hat Teiche und Wald mit lebendigen Wesen angefüllt und ruft uns zu: "kommt, schlachtet und esset!" Da ist kein Ort, wo er nicht eine Tafel gedeckt, und kein Tag, wo er nicht seinen Keller aufschließt, wenn es der Mensch nur immer recht erkennt. Dazu reicht er auch das Himmelsbrot alle Tage und erquicket und segnet uns mit seinem Worte, das da ein ewiges unsterbliches Leben schaffet. — Also, es fehlt nicht an Brot und es fehlt nicht an dem Worte Gottes, wenn man nur aufpaßt und beides zur rechten Zeit nimmt und aufbewahrt, wenn nicht Zank und Zwietracht darum entsteht, wenn jeder nur sein Theil nimmt und das übrige liegen läßt. Aber es

heißt auch hier: „Gott der Herr hat Alles gut geschaffen, aber die Menschen suchen viel eitle Künste.“ — Dadurch entsteht denn Hungersnoth, es fehlt dem Kinde und dem Greise an Erdenbrot, und so Mancher muß das Himmelsmanna entbehren. So sitzt unser Geiziger bei seinem Kasten und verhungert bei den Schätzen, wofür er Tausenden Brot schaffen könnte. Er verhungert und Tausende mit ihm, nicht weil der Herr es hat an Brot fehlen lassen, sondern weil die Sünde das Brot in Erz und in Stein verzaubert. Neben dem Geizigen wohnt ein Verschwender, der da täglich prasset und schlemmet und das von Hunden und Pferden verzehren läßt, woran Hunderte sich erlaben könnten. Dem Prasser gegenüber wohnt ein Wucherer, der nimmt alles Brot weg, speichert es auf und langt es in kleinen Schnittchen dem Darbenden dar, so daß er es sich mit Thränen aufwiegen läßt. Das alles sind gewaltige Korn- und Brotwürmer. Allein, wenn die Menschen nur einträchtig zusammenhalten, so können sie diesen Würmern, weil man sie leicht erkennt, zu Noth greifen. Auch kommen diese selten in großer Menge vor. Nur in einem Lande, in England sollen sie außerordentlich häufig werden, und sogar den Leuten das Brot aus dem Munde herausessen, und

weiß man bis auf den heutigen Tag noch kein erprobtes Mittel dagegen.

Aber der ärgste Kornwurm, das ist ein kleines rauchgraues, schmutziges Würmlein, was die Naturforscher zu der Art der Mistkäfer rechnen, und das der gemeine Mann wohl die Faulheit nennt. Dieß kleine Käferchen verbreitet sich sehr rasch, und wo es lebt und webt, da ist an Brot nicht zu denken. Am gefährlichsten wird es dadurch, daß die, denen es das Brot entzieht, eine gewisse Zuneigung und Liebe zu ihm erhalten, darum es sogar hegen und pflegen, und so selbst ihre Hungersnoth täglich vermehren. Es ist überall so in der Welt. Soll es dem Menschen böse gehen, so wird er zuerst mit Blindheit geschlagen. Man hat mehrere Mittel angegeben, die Menschen von der Mistkäferkrankheit zu heilen, den Wurm zu tödten und so ihnen das Brot zu erhalten. In nördlichen Gegenden pflegt man ein ledernes Pflaster, genannt Kantschuh, zu machen und damit alle Tage etwa zwei Mal den Körper der Kranken zu reiben. Andre wollen ungebrannte Asche vorziehen und gebrauchen besonders spanisch Rohr, oder auch, wie in China, Bambusrohr. Manche nennen dieß Pferdekuren und rathen dagegen eine strenge Diät an, — eine unnachsichtige, aber doch väterliche Auf-

sicht, — und Trennung der Kranken von einander. Dieß Mittel soll sich am bewährtesten gefunden haben, zumal, wenn man es auf dem Land anwendet; aber der Ausführung stehen viel Schwierigkeiten entgegen, besonders der Mangel an guten Ärzten.

Denkt man an das Unglück der Kornwürmer, so muß man wohl sagen, daß es etwas Großes sei, ein Stück Brot haben, und daß man wohl Ursache hat zu beten: „unser täglich Brot gib uns heute" und dem Geber des Morgens und des Abends für das Empfangene zu danken.

Bedenkst du nun, lieber Leser, daß Mancher Scheinbrot isset, so wirst du noch mehr die Wahrheit des Sprichwortes einsehen. Siehe, da isset Mancher Marzipan, das ist süßer als Brot, und könnte wohl Brot für zehn Mann essen; allein er hat doch nicht das tägliche Brot, weil ihm Gesundheit und ein frischer Muth dabei fehlt. Willst du wissen, was täglich Brot heißt, so schaue den Holzschläger an! So eben hat er die große Eiche gefällt, jetzt holt er seinen Brotkorb, setzt sich auf den Stamm, zündet sich, wenn es kalt ist, ein Feuer an, öffnet seinen Korb, spricht: „Gott segne es," und zieht Brot und Käse heraus, das ihm schöner schmeckt, als aller Marzipan, und singt, nachdem er gegessen hat, ein fröhliches Danklied. — Doch du

brauchst dich auch gerade nicht in den Wald bemühen. Du kannst auch in des Nachbarn Fenster schauen, wenn er so dasitzt mit seiner gesunden Frau und den 5 Kindern, die alle rothe Backen haben und alle mit Wonne nach dem schwarzen Brot konnten greifen, wie der Vater es jedem zugeschnitten, die Größe der Kinder sorglich beachtend, und wie sie dann sprechen: „Komm Herr Jesus, sei unser Gast und segne uns, was du uns bescheret hast,“ und dann der Vater fröhlich erzählt, daß er wieder auf vierzehn Tage gute Arbeit erhalte, die hinlänglich Brot schaffe, und für sein Glück dankt.

Siehst du gehörig durch's Fenster, so gehst du auch wohl hinein; und hast du viel harte Thaler, schenkst du jedem Kinde Einen; das ist dir besser, als wenn du einen Baumkuchen dafür backen läßt und ihn deinen Kindern am Geburtstage gibst. — Du brauchst aber auch deinen Rock vom holländischen Tuch nicht auszuziehen, um ein wahrhaftes Stück Brod zu haben. Man kann es in Sammet und Seide besitzen, ein grober Kittel ist nicht unumgänglich nothwendig; und schwarz Brot braucht es auch nicht zu sein. Es ist die innere Zufriedenheit und Genügsamkeit, die Brot erst zu Brot macht. Hast du diese, ei so iß es grob oder fein, sauer oder süß; du wirst es

wahrhaft haben, aber auch zugleich fühlen, welch ein großes Ding es sei, ein Stück Brot zu haben.

Aus dem, lieber Leser, siehst du schon, daß ich nun auch auf Gottes Wort komme, und ich sage dir im Voraus, man kann durchaus kein wahres Brot ohne Gottes Wort haben. Wundre dich nicht und rechte nicht mit mir, es ist nun ein Mal nicht anders. Das leibliche Essen thut es nicht; Wasser macht es nicht; der Geist ist überall, der da lebendig macht und der tödtet, Fleisch zu nichts nütze. Siehe, der Geizige konnte Brot genug haben und verhungerte, weil ihm Gottes Wort fehlte, und es möchte dir jetzt auch erschließlich sein, wie man durchaus nicht essen kann, ohne zu beten. Es braucht nicht äußerlich zu sein, aber desto mehr innerlich. Wie das Brot leiblich nicht aus der Erde wächst, aber nichts würde ohne die Sonne, so erhalten wir es auch leiblich in Scheffel und Metzen, aber es ist nichts, wenn wir nicht Gottes Wort dabei haben und dadurch es zu einem Segen für uns machen. Bibel und Hausbackenbrot sehen äußerlich sehr verschieden aus; aber es ist immer passend, daß beide mitsammen liegen und daß du für sie, als für die Hausschätze, ein heimliches Plätzchen wählst. Hast du beide nicht bloß in dem Schränkchen, sondern in dem Herzen, siehe so ist Him-

mel und Erde dein, du lebst und denkst und stirbst und auferstehst und das alles in dem Herrn. Was willst du also mehr haben als Brot und das Wort Gottes? — Hast du es nicht, trachte darnach! Hast du es, ei so gib auch dem Andern! Laß es bei dem Stückchen Brot nicht bewenden, gib dem Armen vom Worte Gottes mit zu, es mangelt ihm gewöhnlich nur das erste, weil ihm das letzte abgeht.

30.

Gottes Gnadenzeichen über die 27 Böhmen im Juni 1621.

(Von R. Wakkernagel.)

Als stolz der andre Ferdinand
des Herren heil'gen Geist verkannt,
verbannte sein Gericht in Prag
der Männer viel zum Todestag.

Da hob zum blauen Himmelsthor
ein Mann sein Herz und Hand empor,

zu Gott inbrünstig rief und bat
um theu'r ein Zeichen seiner Hand.

Und auf dem Richtplatz, eh' zum Tod
das Blut hinblühte rosenroth, —
erspannte sich der Gnadenschein
zum Regenbogen klar und fein.

Gott thät den Gnadenbund erhöh'n,
wie ihn kein Auge je geseh'n:
ein buntes schönes Himmelskreuz
zum Trost des schnellen Erdenleids.

31.

Die Treue.

(Von Krummacher.)

Ein heidnischer König ließ einen frommen Bischoff vor sich führen und verlangte, daß er seinen Glauben verläugnen und den Götzen opfern sollte. Der Bischoff aber sprach: Mein Herr und König, das thue ich nicht.

Da ward der König sehr entrüstet und sprach: Weißt du nicht, daß dein Leben in meiner Gewalt stehet und ich dich tödten kann? Ein Wink, und es geschieht.

Das weiß ich, antwortete der Bischoff, aber gestatte mir zuvor, daß ich dir ein Gleichniß vorlege und eine Frage zur Entscheidung. Gesetzt, einer deiner treuesten Diener fiele in die Gewalt deiner Feinde, und sie suchten ihn zur Untreue gegen dich zu bewegen, damit er ein Verräther an dir würde. Aber als dein Diener unverrückt beharrete in seiner Treue, nahmen ihn die Feinde, zogen ihm alle seine Kleider aus und jagten ihn nackend mit Spott von dannen. Sage, mein König, wirst du, wenn er also zu dir kommt, ihm nicht von deinen besten Kleidern geben, und ihm die Schande mit Ehre vergelten?

Da antwortete der König und sprach: Nun wohl! aber was soll dieses und wo ist solches geschehen?

Da sprach der fromme Bischoff: Siehe, du kannst mich auch entkleiden von diesem irdischen Gewande. . . . Aber ich habe einen Herrn, der wird mich neu bekleiden. . . . Sollte ich denn des Kleides achten und die Treue dafür hingeben? . . .

Da sprach der heidnische König: Gehe, ich schenke dir dein Leben.

32.

Segen wird zum Fluch.

(Von Kanne.)

General Steenbok war der Anführer des schwedischen Heeres, das im J. 1773 die Stadt Altona abbrannte. Das Unglück von der Stadt abzuwenden, wurden Abgeordnete an den General gesandt, an ihrer Spitze der lutherische Prediger Johannes Sasse. Dieser warf sich vor Steenbok auf die Knie nieder und flehete, um der Wunden Jesu willen, um Erbarmung für die Stadt. — „Um der Wunden Jesu willen haben die Russen keines einzigen Schweden geschont, antwortete der General und warf den Prediger etwas unsanft zurück. Aber dieser ließ sich nicht abweisen und suchte bei der letzten Unterredung des Generals erbittertes Gemüth sanfter zu stimmen. Alles Bitten und Flehen half aber nichts, sondern Steenbok entschuldigte sich damit, daß er auf höhern Befehl handelte. Wenn dies ist, sagte nun Sasse mit festem Ton, wenn Sie auf höhern Befehl die arme Stadt in Flammen setzen müssen, selbst unschuldig an dieser schrecklichen That, so neh-

men Sie den Segen des Herrn, der einst unser aller Richter sein wird, mit auf Ihr Gewissen! Und somit segnete er den General zu der grauenvollen Stunde mit den bekannten Worten ein: Der Herr segne Dich und behüte Dich, der Herr lasse sein Antliz über Dir leuchten und sei dir gnädig, der Herr erhebe sein Angesicht über Dir und gebe Dir seinen Frieden! Amen. Steenbok zitterte und bebte bei diesem Segen und dennoch führte er sein schreckliches Vorhaben aus. Aber von Stund an ging es ihm, wie dem General Tilly, da er im dreißigjährigen Kriege mit unmenschlicher Grausamkeit Magdeburg verheert hatte; das Glück wich von dem Augenblick von ihm, und das Ende des schwedischen Kriegs in Teutschland war, daß der General bei Töningen die Waffen strecken und sich mit seiner ganzen Armee den Dänen gefangen geben mußte. Steenbok selbst endete einige Zeit darauf im Gefängniß, und auf dem Todenbette sagte er dem Prediger, der ihm noch das Abendmal reichte: Kein Fluch von allen denen, gegen die ich im Kriege gefochten habe, liegt so schwer, so schwer auf meiner Seele, als dieser Segen des Predigers; er wird mich in meinem Todeskampfe noch foltern, denn gräßlich war er für mich in seinen Folgen!

33.

Das Amen der Steine.

(Von L. Th. Kosegarten.)

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
zu predigen die neue, frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
an seines Führers Hand der fromme Greis
und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.
Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr, als boshaft, sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
versammelt hier und warten auf die Predigt.“
Der blinde Greis erhub sich alsobald,
wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
ermahnte, warnte, strafte, tröstete
so herzlich, daß die Thränen mildiglich
ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend drauf das Vaterunser,
wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen:

„Dein ist das Reich und dein die Kraft, und dein
die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten!“ —
da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
Amen! ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen! —

Der Knab' erschrak; reumüthig kniet' er nieder
und beichtete dem Heiligen die Sünde.
Sohn! sprach der Greis, hast du denn nicht gelesen:
„Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n?“
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gotteswort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinen,
so wird im Stein ein Menschenherz sich regen!“

34.

Der Stärkste.

(Von Johann Rist, geb. 1607. gest. 1667; durch Haug.)

Selig ist der Held zu schätzen,
so der Mißgunst lachen kann.

Ha! wer wagt's, ihn zu verletzen?
Schrecken wohl ihn Acht und Bann?
Ohne Kummer mag er leben
und zu Gott den Geist erheben.

Seines Pilgergangs Beschwerden
achtet er für Kinderspiel,
nie kann er zu Schanden werden,
litt' er auch unsäglich viel.
Ihm wird Wohl und Weh behagen,
denn mit Gleichmuth kann er's tragen.

Schalk und Frevler, ob sie klaffen,
hält er keines Blickes werth.
All' ihr Klaffen kann nicht schaffen,
daß ihm Arges widerfährt.
In des Weltlaufs bunten Kriegen
pflegt sein Mannsinn obzusiegen.

Mancher König wird gepriesen;
Städt' und Vesten nahm er ein.
Laß't die Fabel von der Riesen
kühnem Aufruhr Wahrheit sein!
Stärker doch kann wahrlich ringen,
wer sich selber weiß zu zwingen.

Schwer ist's, gleich dem Babelvolke,
Thürme bis gen Himmel bau'n,
schwer, wie Dädalus, die Wolke
überfliegen ohne Grau'n;
schwer ist's, Löwenmütter binden —
schwerer, selbst sich überwinden.

Der ist überall zu loben,
der sein eigner Meister ist,
schrecklos bei des Unglücks Leben
und verkappter Neider List;
ob er heute stirbt, ob morgen —
ruhig stirbt er, ohne Sorgen.

35.

Hoffnung.

(Von Jesaias Rumpler von Löwenhalt 1647; durch Haug.)

Ob Land und See mit Eis und Schnee
rings werden überzogen,
in warmer Luft, im Blütenduft
kommt bald der Lenz geflogen.

Der Tobewind muß sich geschwind
in Stille niederlegen
auf deß Geheiß, der Stürme weiß
durch Winke zu bewegen.

Gewittersnacht und Wogenpracht
muß sich zur Ruh begeben,
muß friedsam sein, wenn der allein
ein Wort sagt, dem wir leben.

Mag's überall bei Donnerhall
auch regnen, blitzen, steinen, —
kommt ohngefähr die Sonn' einher,
von Neuem hell zu scheinen.

Was zagt ihr doch? Gott lebt ja noch;
er läßt sich nie verkürzen:
er meint es gut, — will frechen Muth,
nur euch nicht selber stürzen.

Hofft in Geduld! Des Vaters Huld
ist ohne Maaß und Schranken.
Bei Gottvertrau'n darf euch nicht grau'n;
ihr müßt zuletzt ihm danken.

36.

Frieden.

(W. F. G. Wetzel.)

Wie lieblich ist's hienieden,
wenn Brüder, treu gesinnt,
in Eintracht und in Frieden
vertraut beisammen sind.

Wie Thau vom Himmel nieder
auf Gottes Berge fleüßt,
also auf treüe Brüder
der Segen sich ergeüßt.

Und einstens wird erneüet
durch sie die heilge Stadt,
was Knecht ist, wird befreiet,
und rein, was Flecken hat.

Und alles Volk der Erde
geht nur zum Lichte ein,
dann wird nur eine Herde
und nur ein Hirte sein.

37.

Die Stände.

(Von Fr. Rückert.)

In dem großen Verband,
welcher Staat sich nennet,
zu achten ist jeglicher Stand,
der seine Pflicht erkennet.
Du Pflüger, der du zutiefst
stehst und vom Schweiße triefst,
du streust in aller Namen
der Wohlfahrt ersten Samen.

Du nimmst zuerst aus dem Grund
die Frucht und reichst sie weiter,
die bis zu des Königes Mund
aufsteigt auf langer Leiter.
Dir unter den Händen reift
der rohe Stoff; dann greift
ihn an mit Zangen die Gilde,
daß sie ihn mannigfach bilde.

Es wird der Edelstein
veredelt unter'm Schliffe,
und köstliche Spezerei'n
werden verführt vom Schiffe:
zuletzt läuft alles Gut,
das kreis't auf irdischer Flut,
ein in den Hafen des Geistes,
und sein Eigenthum heißt es.

Denn was jegliche Zunft
hat geschafft und gewonnen,
wird von des Denkers Vernunft
in geistige Fäden gesponnen:
all' anders ist Hand und Fuß,
das rühren und regen sich muß;
er in seiner Stirne
trägt des Volkes Gehirne.

Es ist gut und ist recht,
daß verschiedene Kräfte
im großen Staatsgeflecht
sind, jede für eigne Geschäfte;
wie an einem Haus

zum Behuf des Bau's
mannigfache Gewerke
prüfen ihre Stärke.

Jedem hat Gott zur Hand
gegeben ein Handwerksgeräthe:
wenn mit Geschick und Verstand
er stets den Dienst nur thäte!
Jeder soll führen sein's;
wo's noth thut, alle eins,
des Staatbaus gründlichsten Hebel,
den Degen oder den Säbel.

Nicht nur wer obenauf
setzt des Baues Zinnen
oder der Säulen Knauf,
soll Lob und Preis gewinnen;
gelobt soll jeder sein,
wer da, groß oder klein,
arbeitet im tiefsten Gemache
oder auf höchstem Dache.

Denn, wenn der nicht käme mit Sand
und nicht jener mit Kalke,

so stünde nicht diese Wand
und läge nicht jener Balke:
aus dem Kleinsten setzt
sich Großes zusammen zuletzt,
und keins darf fehlen von allen,
wenn nicht das Ganze soll fallen.

38.

Der Bauernstand.

(Von Max von Schenkendorf.)

O Bauernstand, o Bauernstand!
du liebster mir von allen!
Zum Erbtheil ist ein freies Land
dir herrlich zugefallen.

Die Hoffahrt zehrt, ein böser Wurm,
ein Rost, an Ritterschilden;
zerfallen sind im Zeitensturm
die reichen Bürgergilden.

Du aber bau'st ein festes Haus,
die schöne, grüne Erde,
und streuest goldnen Samen aus
ohn' Argwohn und Gefährde.

Hast Gotteslust und Gottesstrahl,
um eiligst zu genesen,
wenn sich in deinem Hof einmal
geschlichen fremdes Wesen.

Was unsre blöde Welt nicht kennt
in ihrem eitlen Treiben:
wovon im alten Testament
die heil'gen Männer schreiben, —

das soll noch oft, wie Morgenwind,
um meinen Busen wehen,
das hab' ich wohl am manchem Kind
im stillen Thal gesehen:

die Demuth und die Willigkeit,
die Schönheit und die Stärke,
die Einfalt, die sich kindlich freut
an jedem Gotteswerke;

des Jünglings frühe Tüchtigkeit
in würdigen Geschäften,
der alten Männer Trefflichkeit,
bescheiden in den Kräften.

Wohl manches Zeichen, manchen Wink
kann man da drausen sehen,
wovon wir in dem Mauerring
die Hälfte nicht verstehen.

Vom Bauernstand, von unten aus
soll sich das neue Leben
in Adels Schloß, in Bürgers Haus,
ein frischer Quell, erheben.

Doch eines, liebster, ältster Stand!
kann größres Lob dir schaffen:
nicht müssig hängen an der Wand
laß deine Bauernwaffen!

Zieh fröhlich, wann erschallt das Horn,
ein Sturm auf allen Wegen,
und wirst ein heises, blaues Korn
dem Räuber kühn entgegen!

Die Siegessaat, die Freiheitssaat:
wie herrlich wird sie sprießen!
Du, Bauer, sollst für solche That
die Ärnte selbst genießen.

Der Arm, der harte Erde gräbt
und Stiere weiß zu zwingen:
kann wohl, von Heldengeist belebt,
mit jedem Feinde ringen! —

39.

Der Fürst und der Bauer.

(A. d. B. d. Guten.)

Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg besuchte, noch als Prinz, im J. 1765. die Helvetische Gesellschaft zu Schinznach, wo sie Sommerszeit im Bade ihre Sitzungen zu halten pflegte. Er bezeugte ein Verlangen, den berühmten Guyer, sonst auch Klyjogg oder der philosophische Bauer genannt, zu sehen. Als dieser der

Einladung folgte und ankam, so ging der Fürst, von allen Mitgliedern der Gesellschaft begleitet, ihm entgegen, umarmte den Bauer und sagte: „es freuet mich, Dich zu sehen, Klyjogg, nachdem ich von Dir so viel Gutes gehört habe." — „Mich freuet es auch, Euch zu sehen, Herr Prinz" — versetzte der Bauer! — „Es ist gar zu schön, wenn große Herren zu uns armen Bauern heruntersteigen." — „Ich steige nicht zu Dir herunter, Du bist besser, als ich." — Thränen zitterten hiebei dem menschenfreundlichen Fürsten in den Augen. Klyjogg ward bestürzt, sagte aber bald wieder freimüthig: „wir sind beide gut, wenn jeder von uns thut, was er thun soll." Nach einem langen und herzlichen Gespräche nahm Klyjogg mit kurzem und ungekünsteltem Danke für die erzeigte Liebe Abschied, fügte sein „nun behüt' Euch Gott!" hinzu, bot dem Prinzen die Hand und wollte fortgehen. Der Prinz drückte ihm ein Goldstück in die Hand. „Was soll das sein?" — fragte Klyjogg mit sanftem Lächeln. „Ein kleines Geschenk zum Andenken der Freude, die Du mir gemacht hast," — sagte der Prinz. Klyjogg betrachtete es und versetzte: „Geld habe ich nicht nöthig; wenn ich arbeite, habe ich dessen genug, und Freude habe ich eben so viele gehabt, als Ihr; das Versäumte werde ich bald

einbringen, weil mein Eifer sich verdoppelt, da ich sehe, daß auch große Herren uns Bauern deßwegen lieben; Unkosten habe ich weder hier, noch auf der Reise gehabt; mit einem Stücke Brot bin ich hieher gekommen, ein Stück Brot wird mich wieder nach Hause bringen. Ich danke nichts destoweniger für Eure Freundlichkeit; behaltet aber Euer Geld!" fügte er mit ernsthafter Miene hinzu; — „sobald man auf andern Wegen Geld sucht, als durch Arbeit, ist man verloren." — Der Prinz steckte sein Geld in die Tasche und gestand nachmals, er habe sich in seinem Leben nie so arm gefühlt, als in diesem Augenblicke.

40.

Häuslichkeit des Bauernstandes.

(Von Ludwig Tieck.)

Am Mittage ruhte Franz in einem Dorfe aus, das eine sehr schöne Lage hatte; hier traf er einen Bauern, der mit einem Wagen noch denselben Tag 4 Meilen nach seinem Wohnort zu fahren gedachte. Franz wurde mit ihm

einig und ließ sich von ihm mitnehmen. Der Bauer war schon ein alter Mann und erzählte unterweges unserm Freunde viel von seiner Haushaltung, von seiner Frau und seinen Kindern. Er war schon siebenzig Jahre alt und hatte im Laufe seines Lebens mancherlei erfahren; er wünschte jetzt nichts so sehnlich, als vor seinem Tode nur noch die berühmte Stadt Nürnberg sehen zu können, wo er nie hingekommen war. Franz war durch die Reden des alten Mannes sehr gerührt, es war ihm sonderbar, daß er erst am gestrigen Morgen Nürnberg verlassen hatte, und dieser alte Bauer davon sprach, als wenn es ein fremder wunderweit entlegener Ort sei, so daß er die als Auserwählte betrachtet, denen es gelinge, dorthin zu kommen.

Mit dem Untergange der Sonne kamen sie vor die Behausung des Bauers an; kleine Kinder sprangen ihnen entgegen, die Erwachsenen arbeiteten noch auf dem Felde, die alte Mutter erkundigte sich eifrig nach den Verwandten, die ihr Mann besucht hatte, sie wurde nicht müde zu fragen und er beantwortete alles überaus treuherzig. Dann ward das Abendessen zubereitet und alle im Hause waren sehr geschäftig. Franz bekam den bequemsten Stuhl, um auszuruhen, ob er gleich gar nicht müde war.

Das Abendroth glänzte noch im Grase vor der Thür und die Kinder spielten darin; wie niedergeregnetes Gold funkelte es durch die Scheiben, und frisch roth waren die Angesichter der Knaben und Mädchen; knurrend setzte sich die Hauskatze neben Franz und schmeichelte sich vertraulich an ihn, und Franz fühlte sich so wohl und glücklich in der kleinen beengten Stube, so seelig und frei, daß er sich kaum seiner vorigen trüben Stunden erinnern konnte, daß er glaubte, er könne in seinem Leben nie wieder betrübt werden. Als nun die Dämmerung einbrach, fingen vom Heerde der Küche die Hühnchen ihren friedlichen Gesang an, am Wasserbach sang aus Birken eine Nachtigall heraus, und noch nie hatte Franz das Glück einer stillen Häuslichkeit, einer beschränkten Ruhe, sich so nahe empfunden.

Die großen Söhne kamen aus dem Felde zurück und alle nahmen fröhlich und gutes Muths die Abendmahlzeit ein, man sprach von der bevorstehenden Ärnte, vom Zustande der Wiesen. Franz lernte nach und nach das Befinden und die Eigenschaften jedes Hausthiers, aller Pferde und Ochsen kennen. Die Kinder waren gegen die Alten sehr ehrfurchtsvoll, man fühlte es, wie der Geist einer schönen Eintracht sie alle beherrschte.

Als es finster geworden war, vermehrte ein eisgrauer Nachbar die Gesellschaft, um den sich besonders die Kinder herumdrängten und verlangten, daß er ihnen wieder eine Geschichte erzählen sollte; die Alten mischten sich auch darunter und baten, daß er ihnen wieder von heiligen Märtirern vorsagen möchte, nichts Neues, sondern was er ihnen schon oft erzählt habe, je öfter sie es hörten, je lieber würde es ihnen. Der Nachbar war auch willig und trug die Geschichte der heiligen Genovefa vor, dann des heiligen Georg, und alle waren in tiefer Andacht verloren.

41.

Der Landwirth.

(A. d. Beisp. d. Guten.)

Anton Rindenschwender, der Sohn eines armen Holzhauers zu Gaggenau, einem Badischen Dorfe im Murgthale, zeichnete sich so sehr durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Thätigkeit aus, daß er als ein Beispiel zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdient. Schon als Knabe

machte er seinen Ältern, die ihn zur wahren Gottesfurcht und zum Lernen anhielten, durch sein gutes Betragen viele Freude. Als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, entschloß er sich aus eigenem Antriebe, das Haus seiner Ältern, die in armen Umständen waren, zu verlassen, um ihnen die Last ihrer Haushaltung zu erleichtern. „Wenn ich nur" — sagte er — „so lange Essen und Kleidung erhalte, bis ich herangewachsen bin, um mit meinem Vater Geld im Walde zu verdienen!" — Er verdingte sich nun in dem nahe gelegenen Dorfe Ottenau an einen Fuhrmann, Namens Klump. Ein Reichsthaler an Geld, ein abwergenes Hemd, Kittel und Hosen von Zwilch, ein Brusttuch und ein schwarzer Halsflor waren sein ganzer Jahres-Lohn. Ehe er aber seinen Dienst antrat, hörte er, daß in dem Würtembergischen Gränzorte Loffenau Handarbeiter zum Ausgraben der Kartoffeln gesucht würden. Eine so schöne Gelegenheit, etwas zu verdienen, dachte er nicht aus den Händen lassen zu dürfen! Diese so wohlthätigen Kartoffeln waren damals (1740) noch nicht allgemein verbreitet, und er gerieth in große Versuchung, einige zu entwenden, um sie in seinem Geburtsorte zu verflanzen. Aber er widerstand dieser Versuchung und bedung sich statt des Lohnes so viel Kartoffeln aus, als die Eigenthümer glaubten, daß

er verdient hätte. Er erhielt 9 Körbe voll, von denen er 5 nach Hause brachte, und dadurch der erste Verbreiter derselben im Murgthale wurde. Nun trat er seinen Dienst an und erlernte das Nöthigste vom Ackerbaue, der Viehzucht und dem Fuhrwesen. Nach einigen Jahren entschloß er sich, seinem Vater im Holzmachen Gesellschaft zu leisten, und erlangte durch beständige Aufmerksamkeit eine solche Geschicklichkeit in dieser Handarbeit, daß ihn hierin Niemand übertraf. Denn als er schon Holländischer Faktor war und sich nicht mehr mit Holzhauen beschäftigte, wurde einst in Gegenwart eines reichen Ausländers darüber gesprochen, wie viel Zeit wohl erfordert würde, eine Eiche, vor der sie eben standen, umzuhauen. Anton lächelte über die lange Zeitbestimmung eines andern, und setzte dazu eine so geringe Anzahl von Minuten fest, daß der Fremde eine ansehnliche Wette vorschlug. Anton warf seinen Rock ab, ergriff die Axt und hieb die Eiche in kürzerer Zeit um, als er bestimmt hatte. — Nicht lange hatte er seinem Vater in seiner Arbeit beigestanden, als ihm ein unglücklicher Fall denselben raubte und ihm viele Sorgen wegen der Ernährung seiner Mutter und seiner Schwestern verursachte. Doch seines Vaters Landsmann und Freund, Berger zu Weißenbach, der von dem Holzhändler Böhringer

zu Buchenbronn zum Meisterknechte beim Holzfällen angestellt worden war, bestellte ihn zum Oberknecht der Holzhauer und verschaffte ihm durch Geldvorschuß Gelegenheit, selbst Bäume zu kaufen und zu verkaufen, wodurch er Geld und Handelskenntnisse gewann. Aber auch Berger starb bald; doch empfahl er ihn noch sterbend seiner Gattin, deren Geschäfte er ein ganzes Jahr betrieb, worauf ihn Böhringer in seinem 21sten Jahr als Meisterknecht anstellte. In diesem seinem Dienste besorgte er die Geschäfte der Holländer so gut, daß sie ihn selbst kennen zu lernen wünschten. Bald darauf kam van Derven aus Rotterdam, der Handelsherr der Böhringerischen Spedition, in's Land, lernte Anton's Kenntnisse näher kennen, und nachdem er ihm die Besorgung einiger Privatgeschäfte aufgetragen hatte, die Anton zu seiner größten Zufriedenheit ausrichtete, so bestellte er ihn zu seinem Faktor mit einem Jahrsgehalte von 500 Rthlrn (900 Gulden). Nun hatte er Gelegenheit, sein Glück zu verfolgen. Er kaufte und verkaufte Holz und erwarb sich durch diesen Handel bald so viel Vermögen, daß er sich ein eigenes Haus anschaffen konnte. Einige Zeit nachher erhielt er Zutritt bei dem damaligen Bischoffe zu Speyer und verkaufte ihm für viele tausend Gulden Holz nach Holland. Er schloß Handelsverträge mit Baden, Kur-

Pfalz, Zweibrücken, dem ehemaligen Bißthume Straßburg, den vorderösterreichischen Ständen und mit vielen Klöstern, Städten und Gemeinden. Dabei versäumte er aber seine Hauswirthschaft nicht; er kaufte Feld, bauete öde Plätze an, brachte die Viehzucht empor und pachtete mehrere Ländereien. Während dieser Zeit hatte sich Rindenschwender mit Franziska Wolf von Oberweiher verehlicht, einer Frau, die zwar ohne Vermögen, aber mit ihm Eines Sinnes war, und deren Wohlthätigkeit noch jetzt in jenen Gegenden im lebhaftesten Andenken steht. Er bekam zwölf Kinder von ihr, wovon noch drei leben. Nach neunzehn Jahren trennte der Tod diese glückliche Ehe. Einige Zeit darauf ward Sabina Lumpin, des Forstmeisters von Ettlingen Tochter, ein braves aber auch reiches Mädchen, seine zweite Frau. Das beträchtliche Vermögen, welches er schon selbst erworben hatte und das durch seine nunmehrige Frau ansehnlich vermehrt worden war, setzte ihn in den Stand, den Antheil des Kommerzienrathes Dürr an der Schiffahrt oder an der Holzhandel-Gesellschaft im Murgthale zu kaufen, wodurch sein Einfluß und sein Vermögen immer mehr vergrößert wurden. Nun ward er erster Orts-Vorsteher in Gaggenau, in der Folge unter dem Titel Oberschultheis, welche Stelle er vierzig Jahre verwaltete. Wohlthätig

waren seine Anstalten, um den Verwüstungen des reißenden Murg=Stromes Gränzen zu setzen. Unterdessen bauete er Häuser und Scheunen, legte Potaschensiedereien und Ziegelhütten an, kaufte eine große Strecke Gaggenauer Gemeindefeld, baute darauf eine schöne Glashütte und versah sie mit einer eigenen Schmiede und Sägmühle. Der jetzige Amalienberg, sonst Hilvert genannt, ist vorzüglich ein Denkmal seines unermüdeten Fleißes und seiner Thätigkeit. Ein unfruchtbarer, äußerst unebner und felsiger Boden wurde durch ihn zu der lachendsten Fruchtgegend umgeschaffen. Tiefen wurden ausgefüllt, Hügel mit eigens dazu erfundenen Werkzeugen abgehoben, unfruchtbare Gegenden mit fruchtbarer, weit hergeholter Erde drei Ellen hoch überfahren. Äpfel= Birn= Kirschen= Pflaumen= und Nußbaumgänge wechselten mit Äckern und Weinpflanzungen, und im Hintergrunde erschienen die lachendsten Wiesen. Noch schien der Hauptfels ihm seine ganze Anlage zu entstellen. Aber ihm war nichts unmöglich; sechs und dreißig Felsensprenger mußten den Felsen hinaufklettern und durch Sprengen und Bohren, durch Gewalt und Vortheil diesen Felsen abstufig ebnen, darauf jetzt die herrlichsten Weinstöcke prangen. Die ganze Anlage dieses Gutes kostete ihm über 100,000 Gulden. Mitten unter diesen wohlthätigen Be-

schäftigungen riß der Tod seine zweite Gattin von seiner Seite, von der er in achtzehn Jahren zwölf Kinder bekommen hatte. Maria Anna Futterin, eine Bürgerstochter zu Gaggenau, die er in seinem Dienste als eine thätige Wirthschafterin hatte kennen lernen, wurde nun seine dritte Gattin. Von den mit ihr erzeugten 6 Kindern leben noch drei, Das Selbstbewußtseyn, so viele nützliche Thätigkeit bewiesen und dabei so vielen, meist armen Leuten durch Arbeit Brot und Unterhalt verschafft zu haben, würden ihm seine Sorgen und Kosten schon reichlich haben belohnt; aber er wurde auch von seinem Fürsten, dieser seiner gemeinnützigen Thätigkeit wegen, geschätzt und geehrt. Die Erbprinzessin von Baden, nachher verwittibte Frau Marggräfin, besuchte ihn auf seinen obgedachten Berg-Anlagen und verließ voll Entzücken über die herrlichen Anlagen und den Mann, dessen Werke sie sind, diese Gegend, deren Besitzer ihr von diesem Tage an den Namen Amalienberg gab. Der nun verewigte Großherzog von Baden, Karl Friedrich, selbst äußerte über diese Anlagen sein herzliches Wohlgefallen und gab ihrem Stifter den Rang und den Titel eines Oeconomie-Rathes. Mehrere Jahre nacheinander wurde nun dieß Gut der Sommeraufenthalt der Badenschen Herrschaften. Das Ende seiner irdischen Lauf-

bahn nahete, aber sein immer thätiger Geist fand noch keine Ruhe. Er schloß nämlich mit dem damals noch bestandenen adelichen Kloster Frauenalb einen Vertrag über den Scheiter- und Floß-Holzhandel. Um denselben mit Erfolg treiben zu können, ließ er das schwache Wasser der Alb durch kostspielige Räumungen und Schwellungen so einrichten, daß nunmehr auf demselben Holländer-Flöße für Schiffbauholz gehen können. — So hob sich ein armer Holzhauer durch seinen Fleiß und seine Thätigkeit empor, und mit sich erhob er ganze Landesgegenden; wie er denn über 126 Morgen öden Landes in fruchtbares Erdreich umschuf, 24 Wohnhäuser, 25 Nebengebäude und 3 Lusthäuschen baute und mehrere Fabriken anlegte. Er war offenherzig mit Klugheit, nachdenkend und unternehmend, freundlich, mitleidig, religiös, ohne doch die erlaubten Lebensfreuden zu verachten, gastfrei ohne Verschwendung. Nicht leicht verging eine Woche, wo nicht Fremde aus der Nähe und Ferne einen frohen Tag bei ihm gehabt hätten. Ungeachtet dieser edeln Genüsse und der großen Kosten, die ihm die Anlagen des Amalienberges verursachte, und ungeachtet der großen Kriegs-Lasten und einige Jahre zuvor erlittenen Plünderungen, hinterließ er noch ein Vermögen von 150,000 Rthlrn (270,000 Gulden). Er endete seine rastlose und

merkwürdige Laufbahn am 4ten Mai 1803. in seinem 70sten Lebensjahre, nachdem er 6 Monate lang einen merklichen Nachlaß seiner körperlichen Kräfte empfunden hatte.

42.

Der Handwerksstand.

(Engelhard und Merkel.)

Es ist zu wünschen, daß der Handwerksstand immer mehr ausgebildet und geachtet werden möge, denn er ist und bleibt, man mag sagen, was man will, immer ein sehr glücklicher Stand, und das Sprichwort „Handwerk hat einen goldenen Boden" oder „eine Kunst ernährt ihren Mann" ist eines der wahresten Sprichwörter. Ein junger Mensch, der sein Handwerk, seine Kunst, gehörig erlernet hat, sieht sich, wenn seine Lehrjahre vorüber sind, eine Zeitlang in der Fremde um, reiset in dieses und in jenes Land, in diese und jene Stadt, lernt Menschen und Länder kennen und zieht, wenn er aufmerksam ist, aus allem, was er sieht, hört und was ihm begegnet, vielen Vortheil für seine Bildung. Dabei hat er noch den Vortheil vor manchen andern jungen Menschen voraus, daß er von Niemand

abhängig ist und nicht erst auf die Gnade Anderer warten darf, ob sie ihn anstellen wollen oder nicht. Wie lange muß mancher junge Gelehrte, mancher, der sich dem Rechnungswesen widmete oder eine gute Hand schreiben lernte und zu einem Amte befördert zu sein wünscht, laufen und rennen! Wie oft, wie lange, wie demüthig muß er in den Vorzimmern derjenigen, von denen seine Versorgung abhängt, unbemerkt stehen! wie oft sich von den Bedienten über die Achsel ansehen, von seinen Versorgern schnöde abweisen oder mit leeren Versprechungen oder Ausflüchten auf andere Zeiten vertrösten lassen! — Der fleißige und geschickte Handwerker und Künstler hingegen findet bald irgend einen Ort, wo er mit seiner gut erlernten Arbeit fortkommen kann, und weiß es bald dahin zu bringen, daß nicht er nöthig hat, Arbeit zu suchen, sondern daß diejenigen, welche seine Waaren brauchen, ihn suchen.

Hat nun vollends ein junger Mensch Ältern, die wenigstens in etwas ihn in seinen Lehr- und Gesellenjahren unterstützen können, so wird's ihm dann um so leichter, als Handwerker und Künstler sein Fortkommen zu finden. Er kann seine Reisen mit größerem Nutzen machen, kann fremde Sprachen erlernen, mehrere Länder besuchen, dem Ausländer manches ablernen, was dieser als Geheimniß be-

wahrt. Er kann manches lernen und betreiben, was auf seine Beschäftigung nur eine entfernte, aber doch nützliche Beziehung hat, — braucht nicht bei dem blos Nothwendigsten stehen zu bleiben, sondern kann Alles, was in sein Fach einschlägt, untersuchen, Verbesserungen machen und vielleicht Erfinder dieser oder jener nützlichen Sache und dadurch seinen Zeitgenossen und der Nachwelt ein Wohlthäter werden. Hat also nicht ein Handwerker und Künstler sein äußeres Glück weit mehr in der Hand, als ein Gelehrter oder der Schreiberei Beflissener? Kann er nicht durch Thätigkeit, Ordnung und Fleis sich oft gleichsam selbst versorgen, sein Glück selbst gründen, indeß ein Amt mehr von Andern und also von tausend Zufällen abhängt, die man nicht in seiner Gewalt hat?

43.

Der Handwerksmeister.

(A. d. Alpenr.)

Ich bin ein Handwerksmann; ihr glaubt mich zu erhöhen,
wenn ihr mich „Herr“ begrüßet? Nein!
Sagt „Meister“ nur: denn der muß was verstehen;
allein ein Herr kann — jeder Esel sein!

44. Von Wieland, dem Schmied.

(Aus der Wilkina- und Niflunga-Sage, übersetzt von Fr. H. von der Hagen.)

1. Wie Wieland zum Schmied Mimer in Heunenland kam.

Der Riese Wade, des Königs Wilkinus Sohn, in Seeland, hatte einen Sohn, der hieß Wieland und war

von trefflichen Anlagen. Als er neun Winter alt war, wollte ihn Wade irgend ein Handwerk erlernen lassen; da hatte er von einem Schmied in Heunenland gehört, der hieß Mimer und war der kunstreichste aller Schmiede: dahin fuhr Riese Wade mit seinem Sohn Wieland und übergab ihn Mimern, daß er ihm sollte Eisen schmieden lehren. Darnach kehrte Riese Wade wieder heim nach Seeland in seine Wohnung.

Zu der Zeit war bei Mimer auch Siegfried der Schnelle und that seinen Schmiedegesellen manches Böse, schlug und prügelte sie. Als Riese Wade vernahm, daß auch sein Sohn Wieland von Siegfrieden oft geschlagen und gemißhandelt wurde, kam er wieder und nahm ihn mit sich heim nach Seeland. Nun war Wieland drei Jahr in Heunenland gewesen und zwölf Winter alt und blieb nun zwölf Monden heim bei seinem Vater: er war bei jedermann angesehn und war auch der kunstreichste aller Männer.

2.

Von den kunstreichen Zwergen und ihrem Tode.

Riese Wade vernahm nun in Seeland, wie zwei Zwerge in einem Berge wohnten, welcher Kallova *) hieß. Diese

*) Im Heldenbuch heißt er Glockensachsen. Daß er unter den

Zwerge verstunden besser zu schmieden, als kein anderer, weder Zwerge noch Menschen; trefflich verstunden sie allerhand Eisenarbeit zu machen, als: Schwerter, Harnische und Helme; auch von Gold und Silber konnten sie allerhand Kleinodien machen; und aus allen Erzen, die man nur schmieden mag, konnten sie alles verfertigen, was sie wollten.

Da nahm Riese Wade seinen Sohn Wieland und fuhr dahin. Und unterweges kam er an einen Sund, der hieß Gränasund *); da war aber kein Schiff, ihn über den Sund zu setzen, und er wartete dort einige Zeit. Als er nun lange gewartet hatte und kein Fahrzeug erschien, da nahm er den Knaben, setzte ihn sich auf die Achsel und watete durch den Sund: derselbe war aber neun Ellen tief. Mehr wird nicht gesagt von ihrer Fahrt, bis sie zu dem Berge kamen.

Riese Wade ging zu den Zwergen und redete mit ihnen und sagte: er habe hier seinen Sohn Wieland und wolle, daß sie den Burschen auf zwölf Monden zu sich nähmen

---

Niedersächsischen Bergen zu suchen, ersieht man daraus, daß die Weser nur drei Tagereisen davon entfernt ist.

*) Oder Gräuningasund, zwischen Seeland, Mön und Falster,

und ihm allerhand Schmiedearbeit lehrten; dafür wolle er ihnen so viel Goldes geben, als sie verdingten. Da sagten die Zwerge, daß sie den Burschen annehmen und ihm allerhand Kunstwerk lehren wollten, wenn Riese Wade ihnen eine Mark Goldes gäbe. Das nahm er an und gab sie ihnen sogleich auf die Hand. Da bestimmten sie einen Tag, nach zwölf Monden Frist, an welchem er wieder nach seinem Sohne kommen sollte; und so war der Handel beiderseits geschlossen.

Riese Wade fuhr nun wieder heim nach Seeland. Wieland aber blieb zurück und lernte schmieden: und so gelehrig war er, daß er jegliches nachschmiedete, was sie ihm vormachten. Und so gut diente er den Zwergen, daß, als Riese Wade, sein Vater, zur bestimmten Zeit nach ihm kam, sie ihn nicht fahren lassen wollten. Und sie baten nun den Riesen Wade, daß der Bursche noch zwölf andre Monden da bleiben möchte, und ehe daß Wieland von ihnen ziehen sollte, so wollten sie lieber die Mark Goldes wieder zurück geben, welche sie für ihn genommen; auch wollten sie ihm noch mal so viel Künste lehren, als er schon gelernt hätte. Diesen Vorschlag nahm Riese Wade an und bestimmte nun mit ihnen den Tag der Rückkehr. Die Zwerge aber gereute, daß sie seinen Dienst so theuer

kaufen sollten; sie redeten deshalb mit dem Riesen Wade und verlangten, daß, wenn er nicht an dem bestimmten Tage nach seinem Sohn käme, es ihnen erlaubt sein sollte, diesem den Kopf abzuhauen. Auch diese Bedingung nahm Riese Wade an und wollte nun heim fahren.

Da rief Riese Wade seinen Sohn Wieland noch zu einem Zwiesprach und hieß ihn sich vor den Berg hinaus folgen; solches that derselbe, und da redeten sie mancherlei unter sich. Riese Wade hatte ein Schwert, das nahm er nnd stieß es unter einem Reisigt in die Erde, so daß nichts davon zum Vorschein blieb. Darauf sprach er zu Wieland: „Wenn ich nicht zu dem bestimmten Tage komme, der jetzo zwischen uns verabredet ist, und du Hülfe bedarfst und die Zwerge dir an's Leben wollen, so nimm dieses Schwert und wehre dich mannlich; denn besser ist solches, als von zweien Zwergen ermordet zu werden; und ich will, daß unsere Freunde sagen, ich habe einen Mann und nicht ein Weib erzeugt: jedoch kann ich nicht anders denken, als daß ich an dem bestimmten Tage komme, wie verabredet ist.“ Damit schieden Vater und Sohn, und Riese Wade fuhr heim zu seiner Wohnung.

Wieland aber ging in den Berg zu den Zwergen und lernte nun nochmal so viel, als zuvor; und er ließ nicht

eher ab, als bis er alle Künste der Zwerge konnte; dabei diente er ihnen wohl: auch ließen sich die Zwerge seine Dienste gefallen; jedoch mißgönnten sie ihm sehr, wie er so geschickt geworden, und gedachten in ihrem Sinue, daß er nicht lange seiner Geschicklichkeit genießen solle, dieweil ihnen sein Haupt zum Pfande stand.

Als nun die zwölf Monden zu Ende giengen, da wollte Riese Wade nach seinem Sohn lieber früher, als später fahren, weil der Weg lang war und er nicht an dem bestimmten Tage kommen wollte. Er fuhr also von hinnen und fuhr beides, Tag und Nacht, immerfort seine Straße, bis daß er an die Stadt kam, die zwischen ihnen bestimmt war; und er kam noch drei Tage früher, als verabredet war. Er fand aber den Berg vor sich verschlossen und konnte nicht hinein kommen; er legte sich also an einer Stadt vor dem Berge nieder und wollte da abwarten, was vorginge, bis daß ihm der Berg aufgeschlossen würde. Aber von dieser rastlosen Fahrt und dem schrecklich langen Wege war er sehr müde geworden, und deßhalb schlief er ein und schlief sehr fest und lange; er war nicht weichlich, sondern lag, wie er gekommen war, und schnarchte so, daß man es weit hören konnte. Unterdeß aber fiel ein so starker Regen, daß es ein Wunder war; und zu-

gleich erhub sich ein starkes Erdbeben und lös'te oben von dem Berge eine Klippe, welche mit einem Strom von Wasser, Bäumen, Steinen, Schutt und Erde, über den Riesen stürzte: und so ließ Wade sein Leben.

Als nun der bestimmte Tag gekommen war, da schlossen die Zwerge den Berg auf, gingen hinaus und sahen zu, ob Riese Wade nach seinem Sohn Wieland gekommen wäre. Wieland ging auch hinaus vor dem Berg den Felsenpfad hinab, und schaute sich um nach seinem Vater, sah ihn aber nirgends; da kam er in ein Felsthal und sahe, wie eine Klippe frisch herabgestürzt war, und sogleich kam ihm in den Sinn, daß diese Klippe seinen Vater müßte erschlagen haben; und er sahe, daß hier keine Rache zu nehmen sei, und gedachte nun an das, was sein Vater ihm gerathen hatte, ehe sie sich schieden, nnd suchte, wo das Schwert verborgen sein müßte; und anfangs ging er bei der Klippe zu suchen, erinnerte sich dann aber, daß Riese Wade das Schwert in einem buschigen Sumpfe versteckt hatte: dieser war aber ganz überschwemmt. Da gedachte Wieland, daß er in großer Noth wäre: sein Vater war nun todt und er selber dem Tode verfallen. Er blickte sich noch um und sah auf einmal, wie der Schwertgriff aus dem Boden hervorragte; da ging Wieland hinzu, riß

das Schwert heraus, sah es an und sprach: „Was darf ich nun noch das Schlimmere für mich fürchten!“

Er sahe, wie die Zwerge auf einem Berge standen und sich umsahen; sie gewahrten aber nicht, was Wieland da vorgenommen hatte. Wieland ging nun auch auf den Berg und hatte das bloße Schwert unter dem Rockschoß und ließ es nicht sehen, trat zu dem, der ihm der nächste war, und gab ihm den Todesstreich, und demnächst erschlug er auch den andern. Dann ging Wieland in den Berg und nahm all ihr Schmiedezeug und all das Gold und Silber, das er finden konnte. Hierauf nahm er ein Roß, das den Zwergen gehörte, und bepackte es mit ihrem Golde und Kostbarkeiten, auch sich selber lud er so viel auf, als er nur immer tragen konnte, und wandte sich nun gen Norden nach Dänemark.

Als Wieland nun drei Tage, so schnell er mochte, gefahren war, da kam er an einen großen Strom, der hieß Weserstrom, und konnte nicht über das Wasser; und an dem Strome war ein großer Wald, darin verweilte er sich einige Zeit; es war aber nahe an der See. Da rüstete sich Wieland: er ging auf einen Hügel am Ufer und ersahe sich einen großen Baum, fällte ihn zur Erde, hieb ihn inzwei und höhlte ihn dann inwendig aus; und an dem

Ende, welches dünner war und zu den Zweigen hinauf lief, legte er sein Werkzeug und sein Gut, und da, wo der Stamm dicker und geräumiger war, that er seine Speise und Trank hin, und fuhr selber dahinein und verschloß dann den Stamm so fest und dicht, daß ihm auf keine Weise weder Strom noch Meer schaden mochte; und vor die Löcher, welche in dem Baum waren, setzte er Gläser, die so eingerichtet waren, daß er sie wegnehmen konnte, sobald er wollte; wenn aber die Gläser davor waren, so konnte kein Wasser eindringen, so wenig als wenn der Baum ganz gewesen wäre. Nun lag der Baum am Ufer des Stroms, und darinnen Wieland mit all seinem Gut und all seinem Werkzeng: da bewegte er sich in dem Stamme so lange, bis daß derselbe sich in dem Strom wälzte. Dieser Stamm trieb nun hinaus in die hohe See und trieb achtzehn Tage umher, da kam er endlich an's Land.

3.

Wieland kommt zu König Nidung, und wettet mit dessen Schmied Amilias.

Ein König hieß Nidung, der herrschte in Jütland über den Theil, der Thiodi *) heißt. Und es geschah eines Ta-

*) Die nordwestliche Küste von Jütland, jetzo Thy.

ges, daß des Königs Leute mit Strandnetzen in See ruderten, um frische Fische für des Königs Tisch zu fangen; sie warfen ihre Netze aus und zogen sie an's Land: da wurde das Netz so schwer, daß sie es kaum heraus bringen konnten, und als es endlich an's Land kam, da sahen sie, daß ein wundersam großer Baumstamm dahinein gerathen war; sie zogen ihn an's Land und betrachteten ihn genau, was für ein Baum das sein möchte; sie fanden, daß der Baum wunderkünstlich geschnitzt war, und vermutheten, daß etwas darin verborgen sein möchte, dieweil er so schwer und wohl verwahrt wäre. Sie schickten daher jemanden zu dem König und baten ihn, daß er kommen und diesen Baum sehen möchte. Und als der König hin kam und den Stamm sahe, gebot er zu untersuchen, was etwa darinnen wäre. Da hieben sie in den Stamm; aber als Wieland spürte, was sie thaten, da rief er ihnen zu, inne zu halten, und sagte, daß ein Mensch in dem Stamme wäre. Und als sie den Ruf hörten, da dachten sie, daß der böse Feind selber in dem Baume sein müßte, geriethen in Schreck und liefen alle davon, der eine hier, der andre dorthin, und sagten dem König, sie glaubten, daß der böse Feind selber in dem Stamme wäre.

Unterdeß öffnete Wieland den Stamm, ging hinaus,

und trat vor den König und sprach: „Ein Mensch bin ich, Herr, und nicht ein Gespenst; und fleißiglich will ich euch bitten, daß ihr mir Sicherheit gebet, meines Leibes und meines Gutes: so will ich mit euch gehen und euch dienen.“ Da der König sahe, daß er ein Ausländer und ein ansehnlicher Mann und kein Schuft war, obgleich er wundersam dahin gekommen, so gab er Sicherheit ihm und all seiner Habe. Da nahm Wieland sein Werkzeug und Gut und verbarg es heimlich, alles sammt dem Stamm, unter der Erde; solches sah aber einer von des Königs Rittern, der Reigin hieß.

Nun lebte Wieland bei König Nidung und war wohl angesehen und ein höflicher Knappe; und das war sein Dienst, daß er drei Messer verwahrte, welche auf des Königs Tische vor dem König selber liegen mußten, wenn er aß. Und als Wieland hier zwölf Monden gewesen war, da geschah es eines Tages, daß er an den See ging, um des Königs Messer zu waschen und zu fegen: da fiel ihm das beste Messer, so der König hatte, aus der Hand und in den See, wo er so tief war, daß keine Hoffnung war, es wieder zu finden. Nun ging Wieland heim und gedachte, wie der König es übel aufnehmen würde, daß sein Messer verloren wäre, und er den geringen Dienst nicht

einmal versehen hätte, und sprach zu sich selber: „Fürwahr ich bin sehr aus der Art geschlagen, und wenig frommt es mir, daß ich von edler Abkunft bin! Nun war ich bei einem guten König in Dienst gekommen, und er gab mir ein geringes Geschäft, um mich zu erforschen, und hatte die Meinung, wenn er sähe, daß ich des Geringen fleißig wartete, daß ich auch Größeres also wahrnehmen würde, wenn es meinen Händen anvertraut würde; und so wäre ich allgemach emporgekommen: aber da ich nun diesen geringen Dienst versehen sollte, da verwahrlosete ich ihn; und mag mich jedermann wohl einen Thoren heißen.“

Nun war ein Schmied bei König Nidung, der hieß Amilias und schmiedete für den König alles Geräth, das aus Eisen gemacht wird. Zu diesem Schmied Amilias ging Wieland; er war aber nicht in der Schmiede, sondern war zum Imbiß gegangen und alle seine Gesellen mit ihm. Da setzte Wieland sich an seine Werkstatt zu schmieden, und machte ein Messer, das dem von ihm verlornen sehr gleich war; darauf schmiedete er noch einen dreieckigen Nagel, so daß niemand weder zuvor noch nachher einen besser geschmiedeten gesehen, und legte ihn auf den Amboß: und alles dieß hatte Wieland vollbracht, ehe Amilias zurück kam und bevor der König zu Tische gehen sollte. Nun kam Amilias

wieder in die Schmiede, sammt seinen Gesellen, und fand den Nagel; er fragte, wer doch denselben gemacht habe: aber keiner von ihnen bekannte sich dazu, und niemals sahen sie einen auf diese Art geschmiedeten Nagel, weder zuvor noch nachher.

Wieland aber kam zu dem König und stand vor des Königs Tische und diente, wie sonst, und that, als wenn nichts geschehen wäre. Als nun der König über Tische saß, brachte Wieland ihm seine Messer; der König nahm das eine Messer, so vor ihm lag, und schnitt damit ein Semmelbrot auf dem Tisch entzwei, und das Messer schnitt durch das Brot und ein solches Stück von dem Tisch, als es traf. Der König verwunderte sich, wie dieses Eisen so scharf sein könnte, und sagte zu Wieland: „Wer muß dieses Messer gemacht haben?“ Wieland antwortete: „Wer anders wird es gemacht haben, als Amilias euer Schmied, der all eure Messer gemacht hat und alles andre, was ihr schmieden lasset.“ Amilias hörte ihr Gespräch und sagte: „Herr, ich habe dieses Messer gemacht, so wie alle die andern, und keinen andern Schmied habt ihr, als mich allein, alles zu schmieden, was du willst und du bedarfst.“ Da sagte der König: „Niemalen sah ich ein also gutes Eisen aus deinen Händen kommen, als dieses ist; und wer nun auch

dieses Messer gemacht habe, nimmermehr hast du es gemacht!" Er antwortete: „Es wird sein, Herr, wie Amilias sagt, er wird es gemacht haben." Da sprach der König: „Wenn du nicht die Wahrheit sagest, sondern lügest gegen mich und es nicht bekennen willst, so hast du meinen Zorn." Da sagte Wieland: „Euern Zorn will ich nicht haben, wenn ich ihn anders abwenden mag." Und gestand ihm, wie er das Messer verloren und wie er ein anderes an dessen statt geschmiedet habe. Da sagte der König: „Das dachte ich wohl, daß Amilias nicht etwas so Gutes geschmiedet hatte, noch dergleichen machen konnte; und nimmer sah ich zuvor ein also gutes Messer, als dieses ist; und ich wähne, daß deinesgleichen an Geschicklichkeit nicht mehr gefunden werde." Amilias vermochte nun nicht länger zu schweigen und sprach dazwischen: Herr, es mag sein, daß Wieland dieses Messer gemacht hat, das so gut ist, wie ihr saget; jedoch mag auch sein, daß ich nichts schlechteres schmiede, als dieses ist, und daß ich ein andres eben so scharfes Eisen mache, wenn ich allen Fleiß daran wenden will; und nimmer will ich das zugeben, daß sein Geschmeide *) besser sei, denn das meine, sondern zuvor will

---

*) Im ursprünglichen Sinne für Schmiedearbeit überhaupt.

ich unser beider Geschicklichkeit versuchen, ehe ich ungeschickter heißen will, als Wieland." Wieland antwortete: „Gering nur ist meine Geschicklichkeit, aber das, was ich kann, will ich nicht sparen, auf daß wir unsere Schmiedekunst versuchen: mache du ein Stück, und ich will ein andres machen; mag man dann entscheiden, welches besser ist." Amilias sagte: Darauf will ich wetten." Da antwortete Wieland: „Nicht habe ich großes Gut, doch wollen wir etwas daran setzen, wenn es dir gut scheint." Da sagte Amilias: „Dieweil du kein Gut dazu hast, so setze dein Haupt daran, und ich setze mein Haupt dagegen: der soll des andern Haupt abhauen, so der Geschicktere ist." Wieland sagte: „Setze so viel daran, als du immer willst, und mache, was du am besten kannst; aber was willst du schmieden? und wie wollen wir den Versuch anstellen?" Da antwortete Amilias: „Du magst ein Schwert machen, wie du es am besten kannst; ich aber will einen Helm, Panzer und Panzerhosen machen. Geschieht es nun, daß dein Schwert durch diese Rüstung schneidet, so daß du mich damit verwundest, so sollst du mir den Kopf abhauen. Wenn aber dein Schwert nicht durch meine Waffen schneidet, so soll dein Kopf in meiner Gewalt stehen; und zweifle nimmer daran, ob ich dir dann das Leben nehmen werde.

Und dieses soll von uns beiden binnen zwölf Monden geschmiedet werden." Wieland sagte darauf: „Ja, ja, das will ich gern; und nimm dein Wort nicht zurück, sondern halte, was du hier sagest." Da sprach Amilias: „Ich will Bürgen stellen, daß mein Wort, das ich hier gebe, nicht von mir gebrochen werden soll." Und dazu erboten sich zwei der wackersten Ritter am Hofe des Königs, die des Amilias Geschicklichkeit kannten. Amilias sprach darauf zu Wieland: „Wo sind aber deine Bürgen?" Wieland antwortete: „Nicht weiß ich, wer für mich bürgen soll, da niemand weiß, was ich leisten kann, und ich allen Leuten unbekannt bin in diesem Lande." Da sprach der König selber: „Gut ist alles, was er hier geschmiedet hat." Auch erinnerte er sich, wie der Baumstamm an's Land gekommen und wie so künstlich und wundersam derselbe mit großer Geschicklichkeit zubereitet gewesen, und er sagte: ehe daß es ihm an einem Bürgen fehlen solle, so wolle er selber für ihn bürgen. Und auf diese Weise festeten sie ihre Wette, daß der König für Wieland, und die zwei Ritter für Amilias Bürgschaft leisten sollten.

Und noch denselben Tag ging Amilias zu seiner Schmiede, sammt allen seinen Gesellen, und begann zu schmieden, und fuhr so fort einen Tag nach dem andern alle zwölf Mon-

den hindurch. Wieland dagegen diente jeden Tag an des Königs Tische, wie zuvor, und that, als wenn er nicht das Geringste davon gehört hätte; und auf diese Weise verging das eine halbe Jahr.

4.

Wieland schmiedet das Schwert Mimmung und Amilias die Waffenrüstung, und von ihrer Probe.

Und als diese Zeit um war, da fragte der König Wielanden, warum er nicht sein Schwert schmieden wolle, auf das er gewettet habe. Und Wieland that, als wenn er ganz bereit dazu wäre, und sagte: „Sogleich will ich schmieden, wenn es euch gut dünkt und ihr dazu rathet.“ — „Mir scheint (so sagte der König), als wenn du einen schweren Stand habest, und du hast mit einem geschickten nnd dabei bösartigen Manne zu schaffen; geh' nun und schmiede und versuche dich.“ Wieland gieng nun zur Schmiede, setzte sich an die Arbeit und machte ein Schwert in sieben Tagen.

Und am siebenten Tage kam der König selber zu ihm, da hatte Wieland schon ein so gutes Schwert ganz fertig, daß dem König däuchte, nimmer ein festeres und schärferes

gesehen zu haben. Nun ging Wieland, und der König mit ihm, zu einem Strom, da nahm Wieland ein Flock Wolle einen Fuß dick, warf es in's Wasser und ließ es vom Strome treiben, setzte hierauf das Schwert dagegen und ließ die Wolle gegen die Schärfe treiben: und das Schwert schnitt das Flock in zwei Stücke. Da sagte der König, das wäre ein gutes Schwert und das wolle er selber tragen, denn nimmer habe er ein also gutes Schwert gesehen; nur das eine sei daran auszusetzen, daß es so groß und schwer wäre, daß er es nicht wohl tragen könnte. Da sagte Wieland: „Dieß ist noch eben kein gutes Schwert, und noch viel besser soll es werden, ehe ich davon lasse.“ Nun gingen sie wieder heim und der König begab sich in seinen Saal und war ganz heiter.

Wieland ging aber wieder zur Schmiede, nahm eine Feile und zerfeilte dieses Schwert zu eitel Staub, nahm dann die Feilspähne und schüttete sie in Milch, mengte Mehl darein und knetete alles zusammen. Darauf nahm er Mastvögel, ließ sie drei Tage hungern, nahm dann den Teig und gab ihn den Vögeln zu fressen; darnach nahm er den Vogelkoth, brachte ihn in die Esse und schmelzte und schied nun aus dem Eisen alles, was noch von Schlacken darinnen war, und daraus machte er wieder ein Schwert, welches

kleiner war, als das erste: und als drei Tage vergangen waren, da war dieses Schwert fertig.

Als nun das Schwert ganz ausgearbeitet war, da kam der König zu Wieland, und sobald er das Schwert sahe, da schien es ihm das allerschönste zu sein, und er wollte es selber mit sich nehmen; und nimmer, sagte er, könne man ein köstlicher Kleinod gewinnen oder finden, als dieses Schwert. Da sagte Wieland: „Herr, dieses ist ein gutes Schwert, aber doch soll es noch besser werden.“ Sie gingen nun wieder zu dem Strom und Wieland warf ein zwei Fuß dickes Flock Wolle vor das Schwert: und dieses Schwert zerschnitt das Flock, wie das vorige. Solches gefiel dem König aus dermaßen wohl, und er sagte, daß er nie ein besseres Schwert gewinnen könnte, ob man auch weit darnach suchte; auch wäre dies Schwert kleiner, als das erste, jedoch noch zu groß. Wieland sagte, es wäre noch kein gutes Schwert, und er wolle es nochmal so gut machen, ehe er davon lasse. Dem König gefiel dieses wohl, und er ging heim in seinen Saal und war fröhlich.

Wieland aber ging in seine Schmiede und zerfeilte auch dieses Schwert ganz und gar und verfuhr damit auf dieselbe Weise, wie er zuvor verfahren war. Und als drei Wochen vergangen waren, da hatte Wieland ein Schwert

gemacht, das war blitzend, mit Gold ausgelegt und mit einem schönen Griffe.

Nun kam der König zu Wieland und sah das Schwert, und däuchte ihm nimmermehr ein schöner noch schärfer Schwert gesehen zu haben, als dieses: auch wäre es ein handlich großes Schwert, dagegen die, welche er zuvor gemacht habe, zu ungefüge gewesen. Nun gingen sie zu dem Strom, und Wieland hatte ein drei Fuß dickes und eben so langes Flock Wolle und warf es in's Wasser und hielt das Schwert ruhig hinein gegen den Strom: und wie das Flock gegen die Schwertsecke trieb, da zerschnitt sie dasselbe eben so leicht, als das Wasser selbst. Da sagte der König Nidung: „Und wenn man über alle Welt darnach suchte, so kann man nimmer ein so gutes Schwert finden, als dieses ist; und niemand kann dergleichen gesehen haben: und dieses Schwert will ich führen jedesmal, daß ich mit meinen Feinden streiten soll.“ Wieland antwortete: „Dieses Schwert, wenn irgend was an ihm ist, gönne ich niemand anders, als euch, Herr; aber ich will erst zu dem Schwert noch die Scheide und das Gehenk machen und es euch sodann geben, wenn es ganz fertig ist.“ Der König ließ sich das gefallen und däuchte ihm solches trefflich wohl; er ging dann heim in seinen Saal und war heiter.

Wieland aber ging in seine Schmiede, setzte sich an die Arbeit und machte ein anderes, jenem so gleiches Schwert, daß niemand sie von einander unterscheiden konnte. Wieland versteckte das gute Schwert unter seine Schmiedebälge und sprach also: „Liege du da, Mimmung! Wer weiß, ob ich nicht binnen Kurzem dein bedarf!“

Wieland hatte nun sein ganzes Geschmeide vollendet und stand wieder jeden Tag vor Königs Tische und diente, bis zu der bestimmten Frist.

Als nun dieser Tag gekommen war, sogleich früh am Morgen, da nahm Amilias seine Panzerhosen, spannte sie sich um, ging hinaus auf den Markt und lustprangte und zeigte sich. Da sagten alle, die ihn sahen, daß sie nimmer also gute Eisenhosen gesehen, als diese: und es war alles zwiefach gearbeitet und überaus wohl geschmiedet. Und als es um die Zeit des Frühmals kam, da legte er sich seinen Panzer an, der war beides, weit und lang, und auch zwiefach, und so gieng er vor Königs Tisch. Und es sagte jedermann, der ihn sahe, daß er niemals einen bessern Panzer gesehen, als diesen. Da war Amilias heiter und vergnügt und rühmte höchlich sich und seine Waffen. Und als er vor Königs Tische kam, da setzte er sich den Helm

auf das Haupt, der war hellglänzend und aus dermaßen stark und dick: und dem König gefielen diese Waffen wohl.

Und als der König gegessen hatte und die Tische aufgehoben waren, da ging Amilias hinaus auf einen Platz, da stand ein Stuhl, darauf setzte er sich hin. Nun ging auch der König hinaus und alle seine Mannen mit ihm, darunter auch Wieland, und wollten diese Wette hören und schauen. Amilias erzeigte sich nun ganz bereit zu der Probe. Da ging Wieland zu seiner Schmiede, nahm das Schwert Mimmung und ging wieder zum König, und hatte das Schwert bloß in der Hand. Nun trat Wieland hinter den Stuhl, auf welchem Amilias saß, und setzte des Schwertes Ecke an den Helm und sprach zu Amilias und fragte ihn, ob er etwas spüre? Da sagte Amilias: „Hau' zu mit aller Macht, denn deren wirst du bedürfen, wenn es durchdringen soll.“ Da drückte Wieland das Schwert so stark und schnitt damit, so daß es durch Helm und Haupt und Panzer und Bauch hinab fuhr bis auf den Gürtel; und fragte, ob er jetzt spüre, daß es schneide? Amilias antwortete, es wäre ihm so, als wenn ihm kaltes Wasser über den Leib führe. Da sagte Wieland: „Schüttele dich, und du wirst es erfahren.“ Nun schüttelte er sich, und da fielen die Stücke zu beiden Seiten von dem Stuhl; und

beschloß Amilias also seine Lebtage. Da sagten manche diesen Spruch, daß wer sein Haupt am höchsten trage, auch leicht am tiefsten falle.

Nun verlangte der König, daß Wieland ihm das Schwert geben solle, und wollte es selber mit sich fort tragen. Da sagte Wieland: „Herr, ich will nur noch die Scheide holen, welche daheim in der Schmiede liegt, und das Schwert abtrocknen und werde es euch sodann sammt allem Zubehör überbringen.“ Auch dieses ließ sich der König gefallen.

Da ging Wieland zu der Schmiede, versteckte den Mimmung unter seine Blasebälge und nahm das andre Schwert, welches darnach gemacht war, stieß es in die Scheide und ging hin und übergab es dem König. Und der König dachte, daß es dasselbe Schwert wäre, womit Wieland diese gewaltige That vollbracht hatte; und er wähnte nun ein solches Kleinod zu besitzen, dergleichen, oder ein größeres, nimmer zu finden wäre, ob man auch über alle Welt darnach suchte.

45.

Jägerlied.

(Nach Jäger-Lebens-Born.)

Jägers Kleid ist immer grün,
Hoffnung ist sein Sterne,
drum für ihn die Rosen blühn,
stehn sie noch so ferne. La, la, la ꝛc.

Wie es rauschet her und hin
durch die zarten Blätter!
Grüne Hoffnung, frischen Sinn
bringt das Frühlingswetter.

Wenn der Hügel lustig webt
seine grüne Seide,
Jägers Sinn und Trachten schwebt
recht in höchster Freude.

Streifet froh von Wald zu Wald,
Herz wird ihm so stille!
Widerhall scheucht Sorge bald,
reg' wird Muth und Wille.

Droht des Irrgeists falsche Schaar
Vaterlands Gehegen,
geht er zaglos der Gefahr
unverweilt entgegen;

zählt nicht, die der Böse führt
wider Freiheits-Ehre:
er vertraut, wie sich's gebührt,
Gott und seiner Wehre.

Und so treibt ihn selig fort,
was sein Herz beweget,
Gottes Wort und Lebenshort,
That durch Kraft erreget.

Hoffnung legt den guten Keim,
Treu' läßt ihn nicht rauben,
und als Beute bringt er heim
Liebe, Demuth, Glauben.

46.

Der Morgen auf den Schiffswerften.

(Von Johannes Falk.)

Ruhig liegt im Sonnenschein der Hafen,
gleiten Lootsen ab und auf,
stehen Schiffe auf dem Stapel,
andre, von Livorno, Napel,
nehmen abwärts ihren Lauf,
bringen Waaren zum Verkauf.
Welche Stimmen, welch' Gewühl!
Alles rührt sich auf dem Werfte.
Wenn der Bootsmann, unter'm Kiel,
mit dem Beil hier Bolzen schärfte,
will der Schiffsjung' dort ein Seil
knarrend um die Winde koppeln:
und im Speicher=Echo doppeln
Schläge sich von Axt und Beil.
Hoch bis in die Wolkenspitzen
dringt ihr Hurrah, klingt die See,
wenn das Krummholz in die Höh

sie empor zum Dreimast tritzen.
Auch nicht feir't indeß der Krahn:
dieser windet Waarenballen,
roth bezeichnet, Kaufmannsstücke,
schönes Schiffsguth, von der Brücke
luft'gen Flaschenzugs, heran.
Aufgezogen
steht sie da im halben Bogen,
hemmend einen Strom von Leuten,
sammelnd sich zu beiden Seiten.
Fischerfahrzeug' aller Arten,
die am Brückenaufzug warten,
bis das Kauffahrteischiff mitten
stolz bewimpelt durchgeglitten!
Und so lärmt es auf der Docke,
bis erklingt die Mittagsglocke
in der alten Glockenburg,
bis am Werfte zwölf ist durch,
und der Franzmann und der Pole,
daß er Mittagsspeise hole,
Kochgeräth' im kleinen Kahn,
zu dem Ufer schifft heran.
Aufgehangen

zwischen Stangen
sieht man da die Kessel prangen;
längs des krummen Flusses Lauf
qualmen düster Feuer auf.

47.

Schiffer's Morgenlied.

(Von Theodor Körner.)

Seht, Brüder, wie der Tag so mild
durch Nacht und Wolken bricht!
Zwar webt ein Nebelschleier sich
um's Felsenufer schauerlich,
uns aber kümmert's nicht.

Zwar thürmen sich die Wellen hoch,
wie eine Wasserburg,
und schlagen schäumend an das Schiff
und pfeilschnell fliegt's vom Felsenriff
durch spitze Klippen durch.

Doch immer sind wir frohes Muths
und aller Sorgen frei:
dort über'm blauen Himmelsdom,
da sitzt der Herr und wehrt dem Strom
und führt uns frisch vorbei.

Drum sei gedankt und sei gelobt,
du großer Herr der Welt!
Und wie du uns bisher bewahrt,
so schütze uns auf uns'rer Fahrt;
dir ist's anheim gestellt.

Und gern erhört der Vater uns,
drum immer keck hinaus!
Nicht so betrüglich ist die Flut,
als Erdenglück und Erdengut
und eitler Lebensbraus.

Auf Erden hält uns wenig fest;
die Liebe wird getrennt;
doch wie uns auch die Welle droht,
sie bleibt im Leben und im Tod
ein freundlich Element.

48.

Thurmwächterslied.

(Von Pellegrin.)

Am gewaltigen Meer, in der Mitternacht,
wo der Wogen Heer an die Felsen kracht,
da schau' ich vom Thurm hinaus.
Ich erheb einen Sang aus starker Brust
und mische den Klang in die wilde Lust,
in die Nacht, in den Sturm, in den Graus!

Dringe durch, dringe durch recht freudenvoll,
mein Lied! von der Burg in das Sturmgeroll!
Verkünd' es weit durch die Nacht,
wo schwanket ein Schiff durch die Flut entlang,
wo schwindet am Riff des Wanderers Gang,
daß oben ein Mensch hier wacht:

ein kräftiger Mann, recht frisch bereit,
wo er helfen kann zu wenden das Leid
mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand.
Ist zu schwarz die Nacht, ist zu fern der Ort,

da schickt er mit Macht seine Stimme fort
mit Trost über See und Land.

Wer auf Wogen schwebt, sehr leck sein Kahn,
wer im Walde bebt, wo sich Räuber nah'n,
der denke: Gott hilft wohl gleich!
Wen das wilde Meer schon hinunterschlingt,
wem des Räubers Speer in die Hüfte dringt,
der denk' an das Himmelreich!

49.

Der Lootsenanführer Tode.

(Kanne.)

Im October des Jahres 1774 wüthete auf der See ein so fürchterlicher Sturm, daß sich die ältesten Menschen nicht erinnern konnten, einen ähnlichen erlebt zu haben; alles war in banger Besorgniß und betete für die armen Leute, deren Leben in zerbrechlichen Schiffen der Wuth der Wellen überlassen war. Bald erblickte man ein holländisches Schiff, das dieses Sturms wegen nicht in den Hafen

einlaufen konnte. Drei Tage und drei Nächte war es ein Spiel der Wogen, bis es in der Nacht vom 12ten auf den 13ten einige hundert Schritte vom Ufer auf den Strand lief. Der Sturm wüthete immer stärker fort, die tobenden Wellen rissen ein Stück nach dem andern vom Schiffe weg, und Todesangst und Verzweifelung ergriff das arme Schiffsvolk und die darauf befindlichen Reisenden. Unter den Zuschauern am Ufer waren viele, die ihr Leben für die leidenden Brüder gewagt hätten, wenn es nicht gar zu sichtbar gewesen wäre, daß die Gewalt des Sturms ihre Bemühungen vereiteln würde. Endlich kam der Lootsenanführer Tode und sahe es. Seit mehr als dreißig Jahren war sein ordentliches Geschäft, den mit Wind und Wellen kämpfenden Schiffen beizuspringen und sie sicher in den Hafen zu führen. Manche Thräne des Danks hatte er von den Wangen der Geretteten fließen sehen, manche verirrte Seele war, gerührt durch die Errettung aus der Gefahr, zu Gott zurückgekehrt, und so hatte Tode, zur größten Freude seines Herzens, ihr zeitliches und ewiges Leben zugleich gerettet. Kaum sahe er die Noth der Gestrandeten, so eilte er nach Hause, um die nöthigen Anstalten zu ihrer Rettung zu treffen. Seine Frau fiel ihn um den Hals, bat und flehete, doch sein Leben zu schonen, denn unmöglich sei es, die

Trümmer des Schiffs zu erreichen. Die Kinder umfaßten seine Knie, hielten ihn fest und schrieen: hörst du nicht, wie das Meer braußt und die Winde heulen? Bleibe, o bleibe bei uns! Wir haben ja sonst keinen Vater! — „Was kümmert mich das Braußen des Meers und das Heulen der Winde? sagte er. Ich höre nichts als das Jammergeschrei der Unglücklichen, es dringt durch das Geheul der Winde und durch das Braußen der See zu meinen Ohren. Laßt mich! sie strecken schon ihre Hände nach mir aus. Und Kinder! ihr habt noch einen Vater im Himmel, der befiehlt's mir und wird helfen, daß ich wiederkomme. Schon vielmals hat Er mich aus den größten Gefahren gezogen. Und sterb' ich, so wird Er euch nicht verlassen!" — Damit umarmte er Frau und Kinder und gieng, von acht braven Lootsen begleitet, zum Strande. Sie sprangen in ein Boot, ruderten muthig den Wellen entgegen nach dem Schiffe zu, aber vergebens! Viermal versuchten sie es aus allen Kräften, und eben so oft wurden sie durch die Gewalt des Windes und der Wellen an's Ufer zurückgeworfen. An Kräften erschöpft und voll Schweiß, kehrte Tode nach seinem Hause zurück, sich umzukleiden. Seine Frau hatte eben das Mittagessen bereitet, und voller Freude bat sie ihn, sich nun, nach seiner sauren Arbeit, wieder zu er-

quicken. — „Jetzt ist nicht Zeit zu essen, versetzte er, noch habe ich keinen gerettet; erst will ich wieder hin und helfen, dann wollen wir essen.“ — Er kleidete sich um, ging in die Kammer, fiel auf seine Kniee und betete zu Gott um Muth und Kraft und ward erhört. Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelang es ihm endlich, daß er ans Schiff kam und eilf Menschen glücklich ans Land brachte. Sogleich schickte er seiner Frau einen Boten und ließ ihr sagen: eilf Menschen habe ich gerettet; freue dich und danke Gott, unterdeß ich die andern nachhole. Da knieten Frau und Kinder nieder und sangen ein Danklied, während er seine lezten Kräfte anstrengte, noch einmal zu dem Schiffe zu kommen. Er erreichte es endlich und schon warfen die Unglücklichen, voll Hoffnung, seinem Boote ein Thau zu, es näher an sich zu ziehen, als plötzlich eine ungeheure Welle das Boot umstürzte und den edeln Retter mit seinen acht Gehülfen in den Abgrund begrub. Er selbst saß am Steuerruder und streckte eben die Hand aus, das Thau aufzufangen. Seine Frau und Kinder lagen noch auf den Knieen, beteten und sangen Dankgebete, als die schreckliche Nachricht kam, daß ihr edler Mann und Vater verloren sei. Ihren Schmerz mit Worten zu schildern vermag niemand. Aber Gott erbarmte sich ihrer, daß sie bald einsahen, wie

wohl es jenseits um den Mann stehen müsse, der hier in einem solchen Berufe gestorben war — gestorben für seine Brüder. Sein Verlust wurde ihnen nun der Sporn, Gott immer eifriger zu suchen, um mit dem Seeligen einst Eine Seeligkeit zu genießen. Auch viele Andere, die es sahen und hörten, besserten ihr Leben, und Gott lenkte es so, daß auch die auf den Trümmern des Schiffs Zurückgebliebenen noch gerettet wurden. Ihre Rettung überzeugte sie, daß, wenn uns, umlagert von allen Gefahren des Todes, alle menschliche Hülfe schwindet, Gott dennoch Mittel und Wege weiß, uns zu erhalten, wenn es uns ersprießlich ist, erhalten zu werden. — Tode aber ärntete nun den Lohn, der verheißen ist denen, die mit Christo ihr Leben lassen für die Brüder.

30.

Schifferlied.

(Von Johannes Falk.)

Nach dem Sturme fahren wir
sicher durch die Wellen,

lassen, großer Schöpfer, dir
unser Lob erschallen.
Lobt ihn mit Herz und Mund,
lobt ihn zu jeder Stund!
Christ, Kyrie,
Komm zu uns auf dem See!

Wie mit grimm'gem Unverstand
Wellen sich bewegen!
Nirgends Rettung, nirgends Land,
vor des Sturmwinds Schlägen!
Einer ist's, der in der Nacht,
einer ist's, der uns bewacht!
Christ, Kyrie,
du schlummerst auf dem See!

Wie vor unserm Angesicht
Mond und Sterne schwinden!
Wenn des Schiffleins Ruder bricht,
wo nun Rettung finden?
Wo sonst, als bei dem Herrn?
seht ihr den Abendstern?
Christ, Kyrie,
Erschein' uns auf dem See!

Einst, in meiner letzten Noth,
laß mich nicht versinken!
Sollt' ich von dem bittern Tod
Well' auf Welle trinken:
Reich mir dann liebentbrannt,
Herr, deine Glaubenshand!
Christ, Kyrie,
Komm zu uns auf dem See!

51.

Der Steuermann.

(Von Krummacher.)

Ein Schiff fuhr auf dem hohen Meere, da erhub sich plötzlich ein gewaltiger Sturm und Ungethüm, also daß alle, die auf dem Schiffe waren, verzagten, und es entstand unter ihnen ein großes Jammern und Geschrei. Der Steuermann aber verhielt sich ruhig und schauete die Nadel und lenkte das Schiff, so gut er vermochte.

Als die Schiffenden solches sahen, faßten sie Muth und sprachen: Wirst du uns retten? Darauf antwortete der

Steuermann: Wie kann ich euch solches versprechen? Vermag ich dem Sturm zu gebieten? Begnüget euch, daß ich meine Pflicht erfülle. — Darauf begannen jene von neuem zu jammern, denn der Sturm nahm überhand. Der Steuermann aber verblieb ruhig, schauete die Nadel und lenkte das Schiff in Sturm und Wellen.

So schwebten sie hin und her und das Schiff ward voll Wassers. Da erhob sich der Steuermann und sprach: Ich kann das Schiff nicht erhalten, doch hoffe ich euer Leben zu retten. So mache sich ein jeder gefaßt auf den Schiffbruch. Da entstand ein lautes Murren und Wehklagen; der Steuermann aber verharrte ruhig und schauete auf die Nadel und befahl jedem Bootsknecht zu thun, was ihm gebühre. Jetzt lief das Schiff nach dem Willen des Steuermanns auf eine Bank nah am Lande, und das Vordertheil stand unbeweglich feste, aber das Hintertheil zerbrach durch die Gewalt der Wellen.

Da hieß der Steuermann, die da schwimmen konnten, sich zuerst in das Meer lassen und entgehen an das Land, die andern aber etliche auf den Brettern, etliche auf dem, was vom Schiffe war. So geschah, daß sie alle erhalten zu Lande kamen, der Steuermann zuletzt. Da versank das ganze Schiff.

Als jene, die gerettet waren, solches sahen, murreten sie gegen den Steuermann, daß er sie auf eine Sandbank geführet und das Schiff samt aller Habe verderbet habe.

Der Steuermann aber ging zwischen ihnen durch und achtete ihres Murrens nicht.

52.

Loblied des Schiffers nach dem Sturm.

(Von Johannes Falk.)

Groß ist und gut der Herr in Ewigkeit!
Der Morgenröthe Licht dient ihm zum Kleid,
die Blitze zum Gespann, er hält den Sturmwind an,
da schweigt das Meer.

Lobsinget, Mond und Stern', ihm immerdar!
Ihr Felsen, die er traf, seid sein Altar!
Ihr hohen Zedern lauscht, neigt euer Haupt und rauscht
ein Loblied ihm!

Und du, ein Ebenbild von seinem Glanz,
o Mensch, zu seinem Lob zerfließe ganz!

dich hat er nackt und bloß aus dunkelm Erdenschooß an's Licht gebracht.

53.

Rechter Kaufmannssinn.

1.

(Von Kanne.)

K. . . versteht und treibt mehr, als sein kaufmännisches Gewerbe, aber dies versteht er ganz und treibt es als ehrlicher Mann. Er ist reich, aber aus dem Aufwand, den er macht, erkennt das Niemand, nur seine Wohlthaten verrathen es. Eine ganze Zahl armer Leute, die vor Alter oder Krankheit nicht mehr arbeiten können, haben aus seiner Hand ihren regelmäßigen Unterhalt; hülflose Waisen finden an ihm einen Vater, der sie, wo nicht selbst erzieht, doch erziehen läßt; armen Handwerkern schießt er Geld vor, daß sie die nöthigen Stoffe anschaffen können, und haben sie es wohl angelegt, so leiht er ihnen ohne Zinsen. — Zu seinem eignen Vergnügen hatte er

vor dem Thore einen Garten angelegt; doch nicht bloß zu seinem Vergnügen, denn die Anlegung und Erhaltung des Gartens gab Andern Unterhalt. Hinter demselben hatte er ein Stück Landes, das fast ganz nutzlos da lag. Das wünschte er zu seinem Garten zu ziehen und wollte dem Eigenthümer geben, was er dafür verlangte. Aber dieser, ein roher Mensch, wies seinen Antrag mit einer ungesitteten Antwort zurück. Nach einigen Jahren kam derselbe Mann in Noth; Mißwachs und andere Unfälle hatten ihn in Schulden gebracht; nun kam er von selbst und bot den Acker an. Was that nun K...? — Er gab ihm viermal mehr, als der Bedrängte für seinen Acker forderte und als er werth war. Außerdem lieh er ihm, damit er sich wieder ganz aufhülfe, einige hundert Thaler ohne Zinsen. Zu Thränen gerührt gieng der Ackersmann weg. Wie soll ich das vergelten? sagte er. Da ich helfen kann, so ist es meine Schuldigkeit, antwortete der edle Menschenfreund. — Nicht er, sondern der Ackersmann, hat diese großmüthige Handlung bekannt gemacht.

2.

Der Kaufmann Böttcher zu Hannover, welcher die große Schullehreranstalt daselbst gestiftet hat, war von

jeher ein Freund der Schullehrer, schätzte ihren Werth und bedauerte, daß sie meist schlecht belohnt werden. Einmal kommt ein junger Mensch, der eine Landschulmeisterstelle im Zellischen erhalten hat, in seinen Laden und kauft schwarzes Tuch zu seinem Amtskleide. Böttcher erkundigt sich freundlich nach seinen Umständen, gibt ihm das Tuch unter'm Einkaufspreise und sagt, wenn er wieder etwas brauche, solle er nur wieder zu ihm kommen, er werde immer so mit ihm handeln. Nach einigen Jahren sieht er den Menschen von ungefähr wieder in seinem Laden, bemerkt aber eine große Veränderung in seinem Anzuge, der jetzt in einem Hirtenkittel besteht. Böttcher, in der Meinung, daß der Mann seines Amtes entsetzt sei, fängt an, ihm Vorwürfe zu machen. „Sie irren sich, sagte dieser, der Kuhhirt in unserm Dorfe starb vor einigen Monaten. Da nun das Hirtenamt eine zweimal stärkere Einnahme hat, als das Schulamt, so gab ich das Schulamt auf und ward Kuhhirt.“ Böttcher schlug vor Erstaunen in die Hände, und dachte von der Zeit an auf Mittel, die Schullehrerstellen zu verbessern, und stiftete die Lehrerschule, um jene mit würdigen Leuten besetzen zu können.

54.

Königslohn.

(Von Pellegrin.)

Sie saßen im Schiff bei Meth und Wein
und hatten viel Plaudern und Singen;

ein jeder gab andere Worte drein
von lauter ergetzlichen Dingen.

Da sieht vom heiligen Ostseestrand
ein Berg hinaus in die Wellen,
und ein Kaufmann starrt empor an das Land
und er fühlt den Geist sich erhellen.

„Dort liegt, dort liegt, ihr Gesellen mein'!
uralt ein König begraben,
der soll um herrlicher Thaten Schein
bei uns seine Ehr' auch haben.“

Drauf rollet die Sag' ihm kühn vom Mund,
daß alle horchen und schweigen
und vor dem gestorbenen Herrn zur Stund
mit Geist und Liebe sich neigen.

Und lang und vielfach war die Mähr'
und kam nicht früher zum Rande,
als bis schon Nacht lag über'm Meer;
da warf man Anker am Strande.

Und wie zum Schlafen sich jeder legt,
seh'n sie mit wonnigem Grauen
das Grab, so den rühmlichen Helden hegt,
ganz nah in die Wolken schauen.

Es waren des Kaufmanns Augen kaum
von Nacht und Schlummer umfangen,
da kam zu ihm ein gewaltiger Traum:
der König, der kam gegangen;

Glut seine Augen, der ganze Held
in flammenden Waffen und Decken.
Man fände wohl auf der weiten Welt
kein solch erfreuliches Schrecken!

Und er sprach ihn an und er sang ihm zu,
die Waffen klirrten dazwischen:
„Du hast gewußt in der dunkeln Ruh
mein Herz mit Lob zu erfrischen.

Dem König in seiner stolzen Lust
vermag man nicht vieles zu geben;
doch ein wahres Lob freut jegliche Brust,
das lohnt' ich auch reichlich im Leben.

Die Schätz' in den dunkeln Kammern mein,
die will ich jetzo dir spenden.
Sie geben dem Todten doch wenig Schein;
nimm du sie aus bleichenden Händen.

Komm in den Hügel um Mitternacht,
wann der Nordstern hell ist entglommen!
ich steh in Waffen und halte die Wacht,
daß Elfen und Zwerge nicht kommen."

Der Morgen schien auf, der Traum zog fort,
die andern stießen vom Strande;
der Kaufmann, vertrauend auf Königswort,
blieb heimlich wartend im Lande.

Und um die Nacht, um die Mitternacht,
da ist's ihm zu eigen geworden.
Froh kam er aus tiefem Grabesschacht,
der reichste Kaufmann im Norden.

55.

Die Kunst.

(Von Steffens.)

Die Blüte aller bürgerlichen Hanthierung, die reinste Offenbarung ihrer geistigen Freiheit ist die Kunst. Sie ist

die unsichtbare Hand, die durch zarte Berührung den verhüllenden Unrath des erscheinenden Daseins abwischt und die wahre Gestalt des göttlichen Lebens enthüllt. Nie erschien die wahre Kunst in einem unfreien Staate. Sie verhält sich zu den Hanthierungen, wie die menschliche Gestalt zu der gegenwärtigen organischen Epoche der Erde. — Wo die Kunst blüht, erhält auch alle Hanthirung eine höhere Bedeutung, ja diese selbst ist nur die verhüllte Kunst. — Nie gab es eine Kunst ohne Religion.

56.

Johann Rist.

(Von Lenke.)

Der bekannte Liederdichter Johann Rist, welcher 1607 in der Nähe von Hamburg geboren war und 1667 starb, hatte als Knabe eine große Neigung zum Zeichnen und Malen. Eines Tages saß er eben auch und zeichnete. Sein Vater, ein Prediger, trat plötzlich in das Zimmer, sah die Beschäftigung seines Sohnes und verbot sie ihm streng. Der kleine Rist aber trieb seine Kunst insgeheim fort. — Als er

einst Freistunde hatte, nahm er einen großen Bogen Papier, ging damit in den Garten, zeichnete daselbst seinen Vater mit Krägelchen und Mantel und heftete das Bild in dessen Abwesenheit an seine Arbeitsstube an. Der Vater kam zurück, bemerkte das Bild, sah es genauer an und — es gefiel ihm. Er entschloß sich nun, da die guten Anlagen seines Sohnes unverkennbar waren, ihm und seinem Bruder täglich eine Stunde im Zeichnen Unterricht geben zu lassen. So kam's, daß Rists Bruder in der Folge ein guter Kupferstecher wurde; Rist selbst aber fertigte so gute baukünstlerische Zeichnungen, daß sie, als sie ihm einmal waren im Kriege geraubt wurden, ein Kriegsanführer an sich brachte und aufbewahrte. Auch noch als Prediger wollte Johann Rist eine Abhandlung über die Zeichenkunst herausgeben, was jedoch unterblieben ist. Die Zeichenkunst aber nannte er immer, auch noch in seinem geistlichen Stande, die alleredelste Beschäftigung, und sein Sohn mußte sie auch erlernen.

57.

Die Malerei.

(Von Ludw. Tieck.)

Die Arbeiter auf den Feldern waren nun in Bewegung, alles war thätig und rührte sich; Bauern fuhren vorüber, in den Dörfern war Getümmel, in den Scheuren wurde gearbeitet. Wie viel Menschen sind mir heute schon begegnet, dachte Franz bei sich, und unter allen diesen weiß vielleicht kein einziger von dem großen Albrecht Dürer, der mit seinen Werken meinen ganzen Kopf einnimmt, den zu erreichen mein einziges Trachten ist; sie wissen vielleicht alle kaum, daß es eine Malerei giebt und doch fühlen sie sich nicht unglücklich! Ich weiß es nicht und kann nicht einsehen, wie man so leben könnte, so einsam und verlassen, und doch treibt jeder emsig sein Geschäft, und es ist gut, daß es so ist und so sein muß.

Die Sonne war indeß hoch gestiegen und brannte heiß herunter, die Schatten der Bäume waren kurz, die Arbeiter gingen zum Mittagsessen nach ihren Häusern. Franz dachte daran, wie sich nun Sebastian dem Albrecht Dürer

gegenüber zu Tische setzte, wie man von ihm spreche. Er beschloß auch im nächsten Gehölze still zu liegen und seinen mitgenommnen Vorrath hervorzuholen. Wie erquickend war der kühle Duft, der ihm aus den grünen Blättern entgegen wehte, als er in das Wäldchen hineintrat! Alles war still und nur das Rauschen der Bäume schallte manchmal durch die liebliche Einsamkeit und ein ferner Bach, der durch's Gehölz floß. Franz setzte sich auf den weichen Rasen und zog seine Schreibtafel heraus, um den Tag seiner Auswanderung anzumerken, dann holte er frischen Athem und ihm war leicht und wohl. Er war jetzt über die Abwesenheit seines Freundes getröstet, er fand alles gut, so wie es war. Er breitete seine Tafel aus und aß mit Wohlbehagen von seinem mitgenommenen Vorrathe, er fühlte jetzt nur die schöne ruhige Gegenwart, die ihn umgab.

Indem kam ein Wandersmann die Straße gegangen und grüßte Franzen sehr freundlich, es war ein junger rothbäckiger Bursche, er schien müde und Franz bat ihn daher, sich neben ihn nieder zu setzen und mit ihm verlieb zu nehmen. Der junge Reisende nahm sogleich diesen Vorschlag an, und beide verzehrten gutes Muths ihre Mittagsmahlzeit und tranken den Wein, den Franz aus Nürnberg mitgenommen hatte. Der Fremde erzählte hierauf unserm

Freunde, daß er ein Schmiedegeselle sei und eben auf der Wanderschaft begriffen; er gehe nun, die hochberühmte Stadt Nürnberg im Augenschein zu nehmen und da etwas Rechtes für sein Handwerk bei den kunstreichen Meistern zu lernen.

Und was treibt ihr für ein Gewerbe? fragte er, indem er seine Erzählung geendigt hatte.

Ich bin ein Maler, sagte Franz, und bin heute Morgen aus Nürnberg ausgewandert.

Ein Maler? rief jener aus, so einer von denen, die für die Kirchen die Bilder verfertigen?

Recht, antwortete Franz, mein Meister!

O, sagte der Schmied, was ich mir schon oft gewünscht habe, einen solchen Mann bei seiner Arbeit zu sehen, denn ich kann es mir gar nicht vorstellen. Ich habe immer geglaubt, daß die Gemälde in den Kirchen schon sehr alt wären und daß jetzt gar keine Leute lebten, die dergleichen machen könnten.

Grade umgekehrt, sagte Franz, die Kunst ist jetzt höher gestiegen, als sie nur jemals war; ich darf euch sagen, daß man jetzt so malt, wie es die frühern Meister nie vermocht haben: die Art ist jetzt edler, die Zeichnung richtiger und die Ausarbeitung bei weitem fleißiger, so daß die

jetzigen Bilder den wirklichen Menschen ungleich ähnlich sehn, als die vormaligen.

Und könnt ihr euch denn davon ernähren? fragte der Schmied.

Ich hoffe es, antwortete Franz, daß mich die Kunst durch die Welt bringen wird.

Aber im Grunde nützt doch das zu nichts, fuhr jener fort.

Wie man es nimmt, sagte Franz und war innerlich über diese Rede böse. Das menschliche Auge und Herz findet ein Wohlgefallen dran, die Bibel wird durch Gemälde verherrlicht, die Religion unterstützt; was will man von dieser edlen Kunst mehr verlangen?

Ich meine, sagte der Gesell, ohne sehr darauf zu achten, es könnte doch zur Noth entbehrt werden, es würde doch kein Unglück daraus entstehen, kein Krieg, keine Theurung, kein Mißwachs; Handel und Wandel bliebe in gehöriger Ordnung. Das alles ist nicht so mit dem Schmiedehandwerk der Fall, als worauf ich reise, und darum dünkt mich, müßtet ihr mit einiger Besorgniß so in die Welt hinein gehen, denn ihr seid immer doch ungewiß, ob ihr Arbeit finden werdet.

Franz wußte darauf nicht zu antworten und schwieg still; er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob seine Beschäftigung den Menschen nützlich wäre, sondern sich nur seinem Triebe überlassen. Er wurde betrübt, daß nur irgend jemand an dem hohen Werthe der Kunst zweifeln könne, und doch wußte er jetzt nicht, jenen zu widerlegen. „Ist doch der heil. Apostel Lukas selbst ein Maler gewesen!“ fuhr er endlich auf.

Wirklich? sagte der Schmied und verwunderte sich, das hätte ich nicht gedacht, daß das Handwerk schon so alt wäre.

Möchtet ihr denn nicht, fuhr Franz mit einem hochrothen Gesichte fort, wenn ihr einen Freund oder Vater hättet, den ihr so recht von Herzen liebtet, und ihr müßtet nun auf viele Jahre auf die Wanderschaft gehen, und könntet sie in der langen, langen Zeit nicht sehen, möchtet ihr denn da nicht ein Bild wenigstens haben, das euch vor den Augen stände nnd jede Miene, jedes Wort zurückriefe, das sie sonst gesprochen haben? Ist es denn nicht schön und herrlich, wenigstens so im gefärbten Schatten das zu besitzen, was wir für theuer achten?

Der Schmied wurde nachdenkend und Franz öffnete schnell seinen Mantelsack und wickelte einige kleine Bilder

aus, die er selbst vor seiner Abreise gemalt hatte. Seht hieher, fuhr er fort, seht! vor einigen Stunden habe ich mich von meinem liebsten Freunde getrennt und hier trage ich seine Gestalt mit mir herum. Der da ist mein theurer Lehrer, Albrecht Dürer genannt; grade so sieht er aus, wenn er recht freundlich ist. Hier habe ich ihn noch einmal, wie er in seiner Jugend ausgesehen hat.

Der Schmied betrachtete die Gemälde sehr aufmerksam und bewunderte die Arbeit, daß die Köpfe so natürlich vor den Augen stunden, daß man beinahe glauben könnte, lebendige Menschen vor sich zu sehen. Ist es denn nun nicht schön, sprach der junge Maler weiter, daß sich männiglich bemüht, die Kunst immer höher zu treiben und immer wahrer das natürliche Menschenangesicht darzustellen? War es denn nicht für die übrigen Apostel und für alle damaligen Christen herrlich und eine liebliche Erquickung, wenn Lukas ihnen den Erlöser, der todt war, wenn er ihnen Maria und Magdalena und die übrigen hinmalen konnte, daß sie sie glaubten mit Augen zu sehen und mit den Händen zu erfassen? Und ist es denn auch nicht in unserm Zeitalter überaus schön, für alle Freunde des großen Mannes, des kühnen Streiters, den wackern Doktor Luther trefflich zu konterfeiern und dadurch die Liebe der Menschen und

ihre Bewunderung zu erhöhen? Und wenn wir alle längst todt sind, müßten es uns nicht Enkel und späte Urenkel Dank wissen, wenn sie nun die jetzigen Helden und großen Männer von uns gemalt antreffen? O wahrlich, sie werden dann Albrecht segnen und mich auch vielleicht loben, daß wir uns ihnen zum Besten diese Mühe geben, und keiner wird dann die Frage aufwerfen: wozu kann diese Kunst nützen?

Wenn ihr es so betrachtet, sagte der Schmied, so habt ihr ganz recht, und wahrlich, das ist dann ganz etwas anders, als Eisen zu hämmern. Schon oft habe ich es mir auch gewünscht, so irgend etwas zu thun, das bliebe und wobei die künftigen Menschen meiner gedenken könnten, so eine überaus künstliche Schmiedearbeit; aber ich weiß es immer noch nicht, was es wohl sein könnte, und ich kann mich auch oft nicht darin finden, warum ich das grade will, da keiner meiner Handwerksgenossen darauf gekommen ist. Bei euch ist das auf die Art freilich etwas Leichtes, und ihr habt dabei nicht einmal so saure Arbeit, wie unser eins. Aber darin denkt ihr grade, wie ich. Seht, Tag und Nacht wollt' ich arbeiten und mich keinen Schweiß verdrießen lasseu, wenn ich etwas zu Stande brächte, das länger dauerte, wie ich, das der Mühe werth wäre, daß man

sich meiner dabei erinnerte, und darum möcht' ich gern etwas ganz Neues und Unerhörtes erfinden oder entdecken, und ich halte die für sehr glückliche Menschen, denen so etwas gelungen ist.

Bei diesen Worten hörte Franzens Zorn nun völlig auf, er ward dem Schmiedegesellen darüber sehr gewogen und erzählte ihm noch mancherlei von sich und Nürnberg; er erfuhr, daß der junge Schmied aus Flandern komme und sich Messys nannte. Wollt ihr mir einen großen Gefallen thun? fragte der Fremde.

Gerne, sagte Franz.

Nun so schreibt mir einige Worte auf und gebt mir sie an euren Meister und euren jungen Freund mit, ich will sie dann besuchen und sie müssen mich bei ihrer Arbeit zusehen lassen, weil ich mir es gar nicht vorstellen kann, wie sich die Farben so künstlich über einander legen: dann will ich auch nachseh'n, ob eure Bilder da ähnlich sind.

Das ist nicht nöthig, sagte Franz, ihr dürft nur so zu ihnen gehen, von mir erzählen und einen Gruß bringen, so sind sie gewiß so gut und lassen euch einen ganzen Tag zusehen. Sagt ihnen dann, daß wir viel von ihnen gesprochen haben, daß mir noch die Thränen in den Augen stehen.

Sie schieden hierauf von einander und ein jeder ging seine Straße.

58.

Andenken an Albrecht Dürer.

(Von Wackenroder.)

Nürnberg! du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gassen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväterischen Häuser und Kirchen, denen die feste Spur von unsrer alten vaterländischen Kunst eingedrückt ist! Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine so derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen sie mich in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendigwimmelnde Schule der vaterländischen Kunst warst, und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunstgeist in deinen Mauern lebte und webte: — da Meister Hans Sachs und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allen, Albrecht Dürer mit seinem Freunde, Wilibaldus Pirkheimer, und soviel andre hoch-

gelobte Ehrenmänner noch lebten! Wie oft hab' ich mich in jene Zeit zurückgewünscht! Wie oft ist sie in meinen Gedanken wieder von neuem vor mir vorübergegangen, wenn ich in deinen ehrwürdigen Büchersälen, Nürnberg, in einem engen Winkel, beim Dämmerlicht der kleinen, rundscheibigen Fenster saß und über den Folianten des wackern Hans Sachs oder über anderem alten, gelben, wurmgefressenen Papier brütete; — oder wenn ich unter den kühnen Gewölben deiner Kirchen wandelte, wo der Tag durch buntbemalte Fenster all das Bildwerk und die Malereien der alten Zeit wunderbar beleuchtet! — —

Ihr wundert euch wieder und sehet mich an, ihr Engherzigen und Kleingläubigen! O ich kenne sie ja, die Mirthenwälder Italiens, — ich kenne sie ja, die gewaltige Glut in den begeisterten Männern des beglückten Südens: — was ruft ihr mich hin, wo immer Gedanken meiner Seele wohnen, wo die Heimath der schönsten Stunden meines Lebens ist! — ihr, die ihr überall Gränzen sehet, wo keine sind! Liegt Rom und Deutschland nicht auf einer Erde? Hat der himmlische Vater nicht Wege von Norden nach Süden, wie von Westen nach Osten über den Erdkreis geführt? Ist ein Menschenleben zu kurz? Sind die Alpen unübersteiglich? —

Aber jetzt wandelt mein traurender Geist auf der geweiheten Stätte vor deinen Mauern, Nürnberg; auf dem Gottesacker, wo die Gebeine Albrecht Dürers ruhen, der einst die Zierde von Deutschland, ja von Europa war. Sie ruhen, von wenigen besucht, unter zahllosen Grabsteinen, deren jeder mit einem ehernen Bildwerk, als dem Gepräge der alten Kunst, bezeichnet ist, und zwischen denen sich hohe Sonnenblumen in Menge erheben, welche den Gottesacker zu einem lieblichen Garten machen. So ruhen die vergessenen Gebeine unsers Albrecht Dürers, um dessentwillen es mir lieb ist, daß ich ein Deutscher bin.

Wenigen muß es gegeben sein, die Seele in deinen Bildern so zu verstehen und das Eigne und Besondere darin mit solcher Innigkeit zu genießen, als der Himmel es mir vor vielen andern vergönnt zu haben scheinet; denn ich sehe mich um und finde wenige, die mit so herzlicher Liebe, mit solcher Verehrung verweilten, als ich.

Ist es nicht, als wenn die Gestalten in diesen deinen Bildern wirkliche Menschen wären, welche zusammen redeten? Ein jeglicher ist so eigenthümlich gestempelt, daß man ihn aus einem großen Haufen herauskennen würde; ein jeglicher so aus der Mitte der Natur genommen, daß

er ganz und gar seinen Zweck erfüllt. Keiner ist mit halber Seele da, wie man es öfters bei sehr zierlichen Bildern neuerer Meister sagen möchte; jeder ist im vollen Leben ergriffen und so auf die Tafel hingestellt. Wer klagen soll, klagt; wer zürnen soll, zürnt; und wer beten soll, betet. Alle Figuren reden und reden laut und vernehmlich. Kein Arm bewegt sich unnütz oder bloß zum Augenspiel und zur Füllung des Raums; alle Glieder, Alles spricht uns gleichsam mit Macht an, daß wir den Sinn und die Seele des Ganzen recht fest im Gemüthe fassen. Wir glauben alles, was der kunstreiche Mann uns darstellt; und es verwischt sich nie aus unserm Gedächtniß.

59.

Das Leben Albrecht Dürer's.

(Von Johanna Schopenhauer.)

Ein günstiges Geschick bewahrte uns recht anziehende Bemerke über die Ältern und die Jugend des großen edlen

Meisters, von seiner eigenen Hand niedergeschrieben, in deren rührenden treuherzigen Einfalt er selbst gleichsam wie lebend vor uns steht, fromm und gut, einfach, Gott ergeben und arbeitsam, wie er es war und blieb bis an sein Ende.

„Ich Albrecht Dürer, der jüngere, hab zusammenge=
„tragen aus meines Vaters Schriften, von wannen er ge=
„wesen sei, wie er herkommen und blieben und geendet
„seliglich, Gott sei ihme und uns gnädig, Amen.“

Anno 1524.

„Albrecht Dürer der ältere ist aus seinem Geschlecht
„geboren in Königreich zu Hungarn, nicht fern von einem
„Städtlein, genannt Jula, acht Meilen Wegs weit unter
„Wardein, aus einem Dörflein, zunächst dabei gelegen, mit
„Namen Eytas, und sein Geschlecht hat sich genähret der
„Ochsen und Pferde, aber meines Vaters Vater ist ge=
„nannt gewest Antoni Dürer, ist Knabenweis in das ob=
„dachte Städtlein kommen zu einem Goldschmied und hat
„das Handwerk bei ihm gelernet. Darnach hat er sich
„verheirathet mit einer Jungfrauen, mit Namen Elisabeth,
„mit der hat er eine Tochter, Katharina, und drei Söhne
„geboren, den ersten Sohn, Albrecht Dürer, der ist mein

„lieber Vater gewest, der ist auch ein Goldschmied worden,
„ein künstlicher, reiner Mann. Darnach ist Albrecht Dürer,
„mein lieber Vater, in Deutschland kommen, lang in Nie-
„derland gewest bei den großen Künstlern, und auf die
„letzt her gen Nürnberg kommen, als man gezehlet hat
„nach Christi Geburt 1455 Jahr, an S. Loyen Tag, und
„auf denselben Tag hatte Philipp Pirkheimer Hochzeit auf
„der Vesten, und war ein großer Tanz unter der großen
„Linden; darnach hat mein lieber Vater, Albrecht Dürer,
„dem alten Jeronymus Heller, der mein Ahnherr gewesen
„ist, gedient eine lange Zeit, bis daß man nach Christi
„Geburt gezehlet hat 1467 Jahr, da hat ihm mein Ahn-
„herr seine Tochter geben, eine hübsche gerade Jungfrau,
„Barbara, 15 Jahr alt, und hat mit ihr Hochzeit gehabt
„acht Tage vor Viti. Auch ist zu wissen, daß meine Ahn-
„frau, meiner Mutter Mutter, ist des Oellingers Tochter
„von Weissenburg gewest, hat geheissen Kunigund, und
„mein lieber Vater hat mit seinem Gemahl, meiner lieben
„Mutter, diese nachfolgende Kinder gezeugt, das setz ich,
„wie er das in sein Buch geschrieben hat, von Wort zu
„Wort."

Hiernächst folgen die vom alten Dürer aufgezeichneten Familien-Nachrichten, Geburts-Tage, Namen und Pathen

zweier Kinder, dann fährt er weiter fort den Geburts-Tag unsers Albrecht Dürers anzuzeigen.

„Item nach Christi Geburt 1471 Jahr in der sechsten „Stunde, an S. Prudentien-Tag, an einem Freitag in „der Kreuzwochen, gebahr mir meine Hausfrau meinen „andern Sohn, zu dem war Gevatter Antoni Koburger, „und nannt ihn Albrecht nach mir.“

Nun folgen wiederum Namen, Pathen und Geburts-Tag von noch funfzehn Geschwistern, auf die nämliche Weise von dem Vater Albrecht Dürers treulich niedergeschrieben, ein langes Namenregister, nach dessen Beendigung Albrecht Dürer der Sohn wieder die Feder ergreift.

„Nun sind diese meine Geschwisterigt, meines lieben „Vaters Kinder, alle gestorben, etliche in der Jugend, „die andern, so sie erwachsen, allein leben wir drei Brü„der noch, so lang Gott will, nämlich ich Albrecht und „mein Bruder Andreas, desgleichen mein Bruder Hanns „des Namens, meines Vaters Kinder.“

„Item dieser Albrecht Dürer, der ältere, hat sein Le„ben mit großer Müh und schwerer harter Arbeit zuge„bracht, und von nichten anders Nahrung gehabt, denn

„was er vor sich, sein Weib und Kind mit seiner Hand „gewonnen hat, darum hat er gar wenig gehabt. Er hat „auch mancherlei Betrübung, Anfechtung und Widerwärtig„keit gehabt. Er hat auch von männiglich, die ihn ge„kannt haben, ein gut Lob gehabt, denn er hielt ein ehrbar „christlich Leben, war ein geduldig Mann und sanftmüthig, „gegen jedermann friedsam, und er war fast (sehr) dankbar „gegen Gott. Er hat sich auch nicht viel weltlicher Freud' ge„braucht, er war auch weniger Wort, hat nicht viel Ge„sellschaft, und ward ein Gottesfürchtiger Mann.“

„Dieser mein lieber Vater hat großen Fleiß auf seine „Kinder, die auf die Ehr Gottes zu ziehen, denn sein „höchst Begehren war, daß er seine Kinder mit Zucht wohl „aufbrächt, damit sie vor Gott und den Menschen ange„nehm würden, darum war sein täglich Sprach zu uns, „daß wir Gott lieb sollten haben und treulich gegen unserm „Nächsten handeln, und sonderlich hatte mein Vater an „mir ein Gefallen, da er sahe, daß ich fleißig in der Übung „zu lernen war. Darum lies mich mein Vater in die „Schule gehen, und da ich schreiben und lesen gelernt, „nahm er mich wieder aus der Schul, und lernet mich das „Goldschmied-Werk, und da ich nun säuberlich arbeiten „konnt, trug mich mein Lust mehr zu der Malerei denn

„zu dem Goldschmied-Werk. Das hielt ich meinem Vater „für, aber er war nicht wohl zufrieden, denn ihm reuet „die verlorne Zeit, die ich mit Goldschmied-Lehr hatte zu„gebracht, doch lies er mir's nach, und da man zählet „nach Christi Geburt 1486 an S. Andreas-Tag versprach „mich mein Vater in die Lehr-Jahr zu Michael Wolgemut, „drei Jahr lang ihm zu dienen. In der Zeit verliehe „mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernete, aber viel von „seinen Knechten leiden muste. Und da ich ausgedient hat, „schickt mich mein Vater hinweg und blieb vier Jahre „aussen, bis das mich mein Vater wieder fordert. Und „als ich im 1490 Jahr hinweg zog nach Ostern, darnach „kam ich wieder, als man zählt 1494 nach Pfingsten. Und „als ich anheims kommen war, handelt Hans Frey mit „meinem Vater, und gab mir seine Tochter, mit namen „Jungfrau Agnes, und gab mir zu ihr 200 Gulden, und „hielt die Hochzeit, die war am Montag, vor Margarethe „im 1494 Jahr. Darnach begab sich aus Zufall, daß mein „Vater krank ward an der Ruhr, also, daß ihm die nie„mand stellen möcht. Und da er den Tod vor seinen „Augen sahe, gab er sich willig drein, mit großer Geduld, „und befahl mir meine Mutter und befahl uns göttlich zu „leben.“

In diesem treuherzig-einfachen Ton fährt Albrecht Dürer noch eine Weile in seinen Familien-Nachrichten fort, berichtet nähere Umstände von dem seligen Hinscheiden seines frommen Vaters, erwähnt einiger Todesfälle in seiner Verwandtschaft und erzählt zuletzt, wie er seine alte arme Mutter zwei Jahre nach dem Tode seines Vaters zu sich in's Haus genommen und sie treulich gepflegt habe, besonders in ihrer letzten langwierigen Krankheit, da sie ein ganzes Jahr das Bette hüten mußte, bis auch sie sanft und selig entschlief.

Albrecht Dürer hatte, da er in seinem sechzehnten Jahre die Werkstatt seines Vaters mit der des Meisters Michael Wolgemut vertauschte, sich schon große Geschicklichkeit erworben in den damals unter den Goldschmieden üblichen künstlichen Arbeiten, wie wir sie noch jetzt an den, mit getriebnen Figuren gezierten, Bechern und anderem köstlichen Silbergeräthe der Vorzeit in Kunstsammlungen bewundern. Er hatte, zur großen Freude seines Vaters und zur Bewunderung aller Verwandten und Bekannten, schon die sieben Fälle des Leidens Christi in getriebner Silberarbeit sehr schön und künstlich ausgeführt, so daß es dem Vater allerdings leid sein mußte, den hoffnungsvollen Sohn von der so wohl betretnen Bahn abgehen zu sehen, und gewiß ge-

hörte sehr dringendes Bitten seines Lieblings dazu, um seine Einstimmung zu diesem bedenklichen Schritt zu erhalten. Doch ergab er sich endlich und trat mit seinem alten Freunde, dem berühmten Meister Martin Schön zu Kolmar, dem er am liebsten seinen Sohn anvertrauen mochte, deshalb in schriftliche Unterhandlungen; doch dieser starb vor Vollendung derselben, und so entschloß der alte Dürer sich, seinen Albrecht dem damals berühmtesten Maler in Nürnberg, Michael Wolgemut, zu übergeben, wahrscheinlich um so lieber, da er ihn auf diese Weise unter seinen Augen behielt.

Auf der Wanderschaft, die Albrecht Dürer nach vollendeten Lehrjahren antrat, besuchte er die berühmtesten, damals lebenden Maler, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Niederlanden, lernte von ihnen mit dem Fleiß, der bis an's Ende seiner Tage ihn auszeichnete, und studierte mit besonderer Vorliebe die Werke Martin Schön's und Israels von Mecheln.

Nach vier Jahren kehrte er heim, ausgebildet an Leib und Geist, fromm, rein und gut, wie er vom väterlichen Hause ausgegangen war. Seine Probezeichnung, die er nach der Heimkehr in Nürnberg mit der Feder zeichnete, um nach damaligem Gebrauch unter die Meister aufgenom=

men zu werden, erhielt wegen ihrer seltnen und vollendeten Ausführung von allen Kunstverständigen großes Lob, und erregte allgemeine Bewunderung, besonders in Hinsicht auf die den Hintergrund bildende Landschaft. Diese Zeichnung stellte einen Orpheus dar, dem, freilich prosaisch genug, von den wüthenden Bachantinnen mit Knitteln übel mitgespielt wird. Leider ist die Wahl dieses Gegenstandes als eine sehr unglückliche Vorbedeutung auf seine bald darauf geschloßne Ehe mit Agnes Frey anzusehen, deren Vater, Hans Frey, sich durch eben diese Zeichnung bewogen fühlte, ihm seine Tochter zuzuführen, da er sie bei einem jungen Künstler, der so zu beginnen wußte, für wohl versorgt achtete. Das bösartige, geizige, zanksüchtige Wesen dieser Frau vergällte Albrecht Dürers ganzes Leben und führte zuletzt das frühe Ende seiner Tage herbei.

Wenn wir den Zeitraum von ein und vierzig Jahren, vom ersten Tage an, da Albrecht Dürer der Kunst sich widmete, bis an seinen Tod, mit der Menge der uns von ihm erhaltenen Kunstwerke vergleichen und dabei bedenken, wie Vieles noch im Lauf von dreihundert Jahren für uns verloren gehen mußte, so wird der Fleiß des edlen Meisters nicht minder unsre Bewunderung erregen, als die Kunstwerke selbst, deren seltne Vortrefflichkeit den hohen

Geist beurkunden, der, vom Glück besser begünstigt und ohne die traurige Beschränkung der Umgebungen, in denen er leben mußte, wahrscheinlich neben Raphael und Johann van Eyck zu den höchsten Höhen der Kunst sich erhoben hätte.

Schon in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, kaum hundert Jahre nach Albrecht Dürers Tod, war es sehr schwer, alle noch vorhandnen Blätter zusammen zu bringen, die er in Holz geschnitten, in Kupfer gestochen, einige sogar in Eisen geäzt, oder in Zinn mit der Nadel gerissen hatte, denn er versuchte sich gern und ohne zu ermüden in Allem, wodurch er seine Kunst zu vervollkommen hoffte. Seiner damals noch vorhandnen Holzschnitte zählt Sandrart dreihundert und zwölfe, ohne Kaiser Maximilians große Ehrenpforte und die vier Triumphzüge zum Theuerdank; von Kupferstichen gibt er einhundert und sechse als ihm bekannte an. Und wie viele Handzeichnungen bereichern nicht noch die Mappen der Kunstfreunde, wie viele Kruzifixe, Heiligen-Bilder und ähnliche Werke von Albrecht Dürer aus Holz und Elfenbein meisterhaft gebildet, werden nicht noch, gleich Heiligthümern, in und außer Deutschland in reichen Sammlungen aufbewahrt! Seine, zum Theil großen, figurenreichen Gemälde sind noch der Stolz vieler öffentlichen

und Privat-Sammlungen, bei uns wie im Auslande; gewiß fand eine nicht minder große Anzahl derselben im Laufe der Zeiten ihren Untergang, und wahrscheinlich liegt auch noch manches unerkannt in Staub und Dunkel verborgen.

Außer der Übung seiner Kunst beschäftigte er sich auch mit der Feder und erwarb sich als Schriftsteller ebenfalls Achtung und Ehre, so daß seine Werke in französischen, lateinischen und italiänischen Übersetzungen auch im Auslande gar bald bekannt wurden. Er schrieb mehrere Werke über Geometrie, Perspective, Verhältniß des menschlichen Körpers, sogar über einen seiner Kunst ganz fremden Gegenstand, über Befestigurgskunst; welche Schrift 1527 unter dem Titel: „Etliche Underricht, zu Befestigung der Statt, Schloß und Flecken," im Druck erschien, nebst einer Zueignung an den römischen König Ferdinand. Seine vier Bücher von der Bild- und Maler-Kunst wurden von Paulo Galluci aus dem Lateinischen ins Italiänische übersetzt und um ein fünftes Buch vermehrt. Diese Übersetzung ward im Jahr 1594 zu Venedig in Folio-Format gedruckt.

Wie hoch Albrecht Dürers Kunstwerke auch in Italien geschätzt wurden, wo damals mit ihm gleichzeitig Michael Angelo und Raphael Alles überstralten, beweiset des, gewiß gegen die Deutschen nicht unpartheiischen, Vasari eignes

Bekenntniß, daß der berühmte Kupferstecher Marc Antonio sechs und dreißig von Albrecht Dürer in Holz geschnittne kleine Passionsstücke sogar mit dessen bekannten Namenszeichen nachahmte und sie als dessen Arbeit verkaufte. Albrecht Dürer verklagte ihn deshalb und brachte es dahin, daß er auf Befehl der Obrigkeit wenigstens das Zeichen in den Holzstöcken weglöschen mußte.

Albrecht Dürer war im Umgange mit Freunden und Bekannten einer der liebenswürdigsten Menschen; noch jetzt gewinnt in seinem Bilde sein edles, frommes, von langen, lichten, sanft gekräuselten Haaren umfloßnes Antlitz alle Herzen, und zeigt von der Milde und Reinheit des Geistes, der einst diese Züge belebte. Er war der Stolz seiner Vaterstadt, die ihn zum Beweise ihrer Achtung zum Mitglied des großen Raths erwählte. Alle seine Mirbürger vom größten bis zum kleinsten liebten ihn; die geistreichsten Männer seiner Zeit suchten seine Bekanntschaft, seine Nähe, und Kaiser und Könige zeichneten ihn ehrenvoll aus. Der König von England und viele Fürsten und Große belohnten freigebig den Fleiß, den er auf ihre Bildnisse verwendet hatte, vor Allem aber hielt Kaiser Maximilian ihn in hohen Ehren, ernannte ihn mit einem Jahrgehalte von einhundert Gulden zu seinem Hofmaler und belohnte überdem auch

reichlich jede seiner Arbeiten in diesem seinen Dienst, in welchem nach Maximilians Ableben auch Kaiser Karl der fünfte ihn bestätigte.

Als Albrecht Dürer einst in Kaiser Maximilians Gegenwart auf einer Mauer etwas hinzeichnen wollte, wankte die Leiter, auf welcher der Meister stand, und der Kaiser hieß einem seiner nahestehenden Edelleute die Leiter zu halten. Dieser aber zog sich etwas zurück und winkte einem in der Entfernung stehenden Diener, an seiner Stelle diesen Dienst zu verrichten, den er unter seiner Würde hielt. Der Kaiser ward dieß gewahr und stellte sogleich den Edelmann deshalb zur Rede, und als dieser einige auf seinen Rang Bezug habende Gründe vorbrachte, erzürnte sich der Kaiser noch mehr. — „Albert ist wohl mehr als ein Edelmann, wegen Fürtrefflichkeit seiner Kunst," — sprach er, — „denn ich wohl aus einem Bauern einen Edelmann, aber nicht gleich von einem Edelmann einen Künstler machen kann." — Auch gab er von Stunde an dem Albrecht Dürer ein adliches Wappen: drei silberne Schilde im blauen Felde, für sich und seine Zunft.

Mehr aber als alle Ehrenbezeugungen, die ihm entgegen kamen, tröstete Albrecht Dürer'n die treue Anhänglichkeit ihm herzlich ergebner Freunde, bei seinem wirklich sehr

schweren häuslichen Ungemach, an der Seite der unverträglichen Frau, mit der er in kinderloser Ehe leben mußte. Mehrere durch Herz und Geist sich auszeichnende Männer schlossen im traulichsten Verein sich ihm an und suchten jede Noth und Sorge ihm wenigstens zu erleichtern. Unter diesen befand sich Doctor Johann Aegidius Ayrer, ein warmer Freund der Kunst, dem Albrecht Dürer seine Freundlichkeit und manche ihm erzeigte Gefälligkeit dadurch belohnte, daß er ihm bei Anlegung und Ordnung seiner bedeutenden Sammlungen kräftig beistand. Doch der eigentliche, bis an seinen Tod ihm ergebne Freund seines Herzens war der geistreiche und gelehrte Nürnberger Rathsherr Wilibald Birkheimer. Dieser besaß sein ganzes Vertrauen und half ihm auch aus mancher beklemmenden Noth; denn unerachtet aller seiner Arbeit war dennoch im Hause des durchaus uneigennützigen Meisters nie Überfluß, wohl aber zuweilen Sorge und Mangel zu finden. Im vertrauten Umgange mit diesem seinen Freunde, war es auch wohl, daß Albrecht Dürer auf Luthers damals hervortretende Erscheinung zuerst aufmerksam wurde. Beide lasen alle damals von diesem erscheinende Schriften, welche ganz Deutschland in Bewegung setzten, theilten einander ihre Bemerkungen mit und gelangten mit einander zu einer Überzeugung, die beider, durch den

Übermuth des Pfaffenthums aufgeregtes, Gemüth der neuen Lehre endlich zuwendete; Pirkheimer ergab sich ihr mit der Überlegung des Weisen, der Jedes von allen Seiten betrachtet, ehe er es für gut erkennt, und kam späterhin in mancher Hinsicht auf andre Gedanken, wie aus einem, von ihm bald nach Albrecht Dürers Tode geschriebnen, merkwürdigen Briefe hervorgeht; aber Albrechts Künstler-Natur ergriff mit feuriger Begeisterung, was seinem hellen Auge im stralenden Glanz der Wahrheit erschienen war, ohne sich je wieder davon abwenden zu lassen.

Im Jahr 1506 unternahm Albrecht Dürer eine Kunstreise nach Venedig. Er ward dort von Vielen freundlich empfangen und führte mehrere Kunstaufträge, die er erhielt, ehrenvoll aus. Wie fröhlich er, fern von seinem häuslichen Elend, unter einem schönen Himmel sein konnte, beweis't eine Reihe Briefe, welche er an seinen Freund Pirkheimer von Venedig aus schrieb, deren mitunter derb lustiger Ton aber freilich nicht mehr in unsere Zeit passen will. Zur bessern Darstellung seiner Lage, sowohl daheim als in seinem damaligen Aufenthalte, hebe ich nur ein paar Stellen aus diesen Briefen aus.

„Wollt Gott' daß ich euch großen Dienst könnt, denn „das wollt' ich mit Freuden ausrichten, denn ich erkenn

„daß Ihr mir viel thut, und ich bitt euch, habt Mitleiden
„mit meiner Schuld, ich gedenk daran öfter denn Ihr.
„Alsbald Gott mir heim hilft, so will ich euch ehrbarlich
„zahlen mit großem Dank, weil ich hab den Deutschen zu
„malen eine Tafel, davon geben sie mir 110 Gulden rhei-
„nisch. Darauf geht mit fünf Gulden Kostung. Die werd
„ich noch in acht Tagen verfertigen mit weißen (gründen)
„und schaben, so will ich sie von Stund anheben zu ma-
„len, wenn sie mag, so Gott will, ein Mc at nach Ostern
„auf dem Altar stehn. Das Geld hoff ich, wenn Gott
„will, all zu ersparen, wenn ich gedenk, ich dürf der Mut-
„ter, noch dem Weib alsbald kein Geld schicken u. s. w.“

„Venedig an der heil. drei Könige Tag im Jahr 1506.“

Die in diesem Briefe erwähnte Tafel war ein heiliger Bartholomäus, für den damaligen Verein deutscher Kaufleute in Venedig, und schmückte einen Altar in der dem deutschen Hause zunächst liegenden Kirche. Mit großer Mühe kam Kaiser Rudolph späterhin zum Besitz dieses Gemäldes, indem er sich erbot, jede Summe, welche die Kirche nur immer dafür fordern möchte, zu zahlen. Auf das sorgfältigste eingepackt, ward es hierauf nach des Kaisers eigner Veranstaltung durch vier starke Männer auf den Schultern von Venedig bis Prag getragen, damit das kostbare Ge-

mälde nicht durch das Rütteln eines Wagens unterwegs Schaden litte.

In einem andern Briefe schreibt Albrecht Dürer an Bilibald Pirkheimer:

„Ich wollt, daß Ihr hie zu Venedig wärt. Es sind so „viel artiger Gesellen unter den Welschen, die sich je länger je mehr zu mir gesellen, daß es einem am Herzen „sanft sollt. Denn vernünftig gelehrt gut Lautenschleger, „Pfeiffer, verständig im Gemäle, und viel edles Gemüth, „rechte Tugends von Leuten, und thun mir viel Ehr und „Freundschaft. Dagegen find Ihr auch der untreusten, verlogen diebisch Bösewichter da, Ich glaub daß sie auf Erdreich nit so leben, und wenns einer nit wüßt, so gedächt „er, es wären die artigsten Leut die auf Erdreich wären. „Ich muß ihn selbst lachen, wenn sie mit mir reden, sie „wissen, daß man solch Boßheit von ihnen weiß, aber sie „fragen nie darnach. Ich hab viele gute Freund unter „den Welschen, die mich warnen, daß ich mit ihren Malern nicht eß und trink, auch sind mir ihrer viel feind, „und machen (kopiren) mein Ding in Kirchen ab, und wo „sie es mögen bekommen; noch schelten sie es und sagen, „es sei nit antikisch Art; dazu sei es nit gut; aber Sambellinus (Gian Bellino, auf venetianisch Zan Belin, Ti-

„zians großer Lehrer) der hat mich vor viel Gentilomen „fast sehr gelobt. Er wollt gern etwas von mir haben „und ist selber zu mir gekommen und hat mich gebeten, „er woll's wohl zahlen. Und sagen mir die Leut alle, wie „es so ein frommer Mann sei, daß ich ihm gleich günstig „bin. Er ist sehr alt und ist noch der Beste im Gemäle „u. s. w. Geben zu Venedig neun Uhr in der Nacht, am „Samstag nach Lichtmeß im 1506 Jahr.“

Von Venedig aus machte Albrecht Dürer eine Ausflucht nach Bologna; „Um Kunst willen,“ schreibt er, „in heim„licher Perspektive, die mich einer lernen will, da werd „ich ungefehr in acht oder zehn Tagen auf seyn gen Vene„dig wieder zu reiten, darnach will ich mit dem nächsten „Boten kommen. O wie wird mich nach der Sonne frie„ren! hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer.“

In Bologna ward er von den dortigen Malern, wie zuvor in Venedig, ehrenvoll empfangen, und langte, wahrscheinlich erst im Spätherbst desselben Jahres, wieder in Nürnberg an, wo er in ununterbrochnem Fleiß das gewohnte Leben von neuem begann. Lange gefühlte Liebe und Bewunderung, noch erhöht durch die unsterblichen Werke Raphaels, welche ihm wahrscheinlich in Venedig und Bologna zu Gesichte gekommen, trieben ihn jetzt unwiderstehlich, diesem hohen

Meister zu schreiben und ihm sein eignes Bildniß zu übersenden; eine Zeichnung, die er höchst kunstreich, ohne alles aufgesetzte Licht mit täuschender Wahrheit ausgeführt. Beides langte glücklich in Rom an, und Raphael erkannte mit Freuden den ihm verwandten Geist, dessen Ruhm gewiß schon früher bis zu ihm gedrungen war. Er nahm das Schreiben, wie die Gabe, dankbar und freundlich auf, und erwiderte beides mit einem liebevollen Briefe und mit Zeichnungen von seiner Hand zum Gegengeschenke.

Inniges Verlangen, die großen Meister der Niederlande und ihre Werke zu sehen, bewog Albrecht Dürer, vierzehn Jahre später, nochmals seine Heimath zu verlassen und das Land zum zweitenmale zu besuchen, wo er früher muthig und sorglos den Weg zum Ziele begonnen. Jetzt war das freilich viel anders: sein Weib begleitete ihn mit ihrer Magd Susanne, und so ging Alles viel schwerfälliger, als damals, da dem fröhlichen, lehrbegierigen Jüngling Welt und Kunst im Morgenroth des Lebens entgegen lächelten.

Von dieser seiner Reise ist der größte Theil seines sehr sorgfältig geführten Tagebuchs bis auf unsre Zeit gekommen, aus welchem ich hier die mir am merkwürdigsten scheinenden Stellen dem Leser mittheile, da das Ganze, bei aller seiner naiven Anmuth und herzlichen Einfachheit,

doch wohl zu viel Raum erfordern möchte. Herr von Murr hat es im siebenten Theil des Journals zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur, welches er im Jahr 1779 zu Nürnberg herausgab, abdrucken lassen.

Anno 1520.

„Am Pfingsttag nach Kiliani hab ich Albrecht Dürer auf „mein Verkost und Ausgeben mich mit meinem Weib von „Nürnberg hinweg in das Niederland gemacht, und da wir „desselben Tags auszogen durch Erlang, da behaußten wir „zu Nachts zu Baiersdorf, und verzehrten daselbst drei „Batzen minder sechs Pfennig u. s. w.“

„Darnach fuhren wir gen Antorff (Antwerpen), da kam „ich in die Herberg, zum Jobst Plankfeld, und denselben „Abend lud mich der Fugger Factor mit Namen Bernhard „Stecher, gab uns ein köstlich Mal. Aber mein Weib aß „in der Herberg, und dem Fuhrmann hab ich für unser „drei Personen zu führen gegeben drei Fl. an Gold.“

„Am Sonntag war auch Sanct Oswaldtag, da luden „mich die Maler auf ihr Stuben, mit meinem Weib und „Magd, und hatten alleding mit Silbergeschirr, und an„dern köstlichen Gezier und überköstlich Essen. Es waren „auch ihre Weiber alle da, und da ich zu Tische geführt

„ward, da stund das Volk auf beiden Seiten, als führe „man einen großen Herrn. Es waren auch unter ihnen „gar trefflich Personen, von Mannen, die sich all mit tie= „fen Neigen auf das allerdemüthigst gegen mir erzeigten, „und sie sagten, sie wollten alles das thun, als viel mög= „lich, was sie wüßten, das mir lieb wäre. Und als ich „also saß, da kam der Herren von Antorff Rathsboth mit „zweien Knechten, und schenket mir von der Herren von „Antorff wegen vier Kannen Wein, und ließen mir sagen, „ich solle hiemit von ihnen verehret seyn und ihren gu= „ten Willen haben. Deß sagte ich ihnen unterthänigen „Dank und erbot meine Dienst. Darnach kam Mei= „ster Peter, der Stadt Zimmermann, und schenket mir zwei „Kannen Wein, mit Erbietung seinen willigen Dienst. „Also da wir lang fröhlich bei einander waren und spat „in die Nacht, da belaithen sie uns mit Windlichtern gar „ehrlich heim, und baten mich, ich soll ihren guten Willen „haben und annehmen, und sollt machen was ich wollt, „darzu wollten sie mir all behülflich seyn. Also dankte ich „ich ihnen und legte mich schlafen."

„Auch bin ich gewest in Meister Quintinus (Quintin „Meßys) Haus. Aber ich bin gewesen auf ihren großen „drei Schießplätzen, ich hab gessen ein köstlich Mal, mit

„dem Staber. Aber ein ander mal mit dem Factor von „Portugall, den hab ich mit der Kohlen konterfeit, mehr „hab ich meinen Wirth konterfeit, item Jobst Plankfeld, „der hat mir geschenkt ein Zinken weiß Korallen.“

„Item Sebald Fischer hat mir zu Antorff abkauft sech„zehn kleiner Passion pro 4 fl., mehr 32 Bücher pro 8 fl., „mehr 6 gestochne Passion pro 3 fl., mehr 20 halbe Bo„gen aller Gattung gleich durch einander pro 1 fl. Item „meinem Wirth hab ich zu kaufen geben auf ein Tüchlein „ein gemalt Marienbild um 2 fl. rheinisch u. s. w.“

„Item am Sonntag nach Bartolomäi bin ich von An„torff mit Herr Tomasin gen Mecheln gefahren, da lagen „wir über Nacht, da lud ich Meister Konrad und ein Ma„ler mit ihm, zu Nachtessen, und dieser Meister Konrad „ist der gut Schnitzer, der dienet Frau Margareth des „Kaiser Maximilians Tochter, desgleichen ich kein gesehen „hab. Von Mecheln fuhren wir durch das Städtlein Wilß„wart und kamen am Montag gen Brüssel zu Mittag „u. s. w.“

„Ich hab gesehen zu Brüssel im Rathhaus, in der gul„den Kammer, die vier gemalten Materien, die der groß „Meister Rudiger (Rogier van der Weyde) gemacht hat.“

„Auch hab ich gesehen die Ding, die man dem König „aus dem neuen gulden Land (Mexico) hat gebracht, eine „ganz guldene Sonnen, einer ganzer Klafter breit, des„gleichen ein ganz silberner Mond, auch also groß, des„gleichen von allerlei ihrer Waffen, Harnisch, Geschütz „und allerlei wunderbarlicher Ding zu menschlichen Brauch, „das da viel schöner zu sehen ist, als Wunderding. Diese „Ding sind alle köstlich gewesen, daß man sie beschäzt hun„dert tausend Gulden werth. Und ich hab aber all mein „Lebtag nichts gesehen, das mein Herz also erfreut hat, „als diese Ding. Denn ich hab darin gesehen wunderliche „künstliche Ding, und hab mich verwundert des subtilen „Ingeniums der Menschen in fremden Landen.“

„Item Madonna Margarethe (die Statthalterin) die „hat zu Brüssel nach mir geschickt und mir zugesagt, sie „woll meine Beförderin seyn gegen König Karl, und hat „sich sonderlich ganz tugendlich gegen mich erzeigt. Hab „ihr mein gestochne Passion geschenkt, desgleichen ein sol„chen ihrem Pfenning-Meister mit Namen Jan Marini, „und hab ihn auch mit der Kohlen konterfeit. Item als „ich bin gewest in des von Nassau Haus, da hab ich ge„sehn das gut Gemähl in der Kapellen, das Meister Hugo „(Hugo van der Goes) gemacht hat.“

„Item Meister Bernhardt (Bernhard von Orlay) hat „mich geladen, der Maler, und hat ein solch köstlich Mahl „zugericht, das ich nit glaub, daß erzeugt sei mit zehn „Gulden. Dazu haben sich von ihm selbs geladen, mir „gut Gesellschaft zu leisten, der Frau Margareth Schatz„meister, den ich konterfeit hab, und des Königs Hofmei„meister, mit Namen der Meteni, und der Stadt Schatz„meister mit Namen von Pusfladis, dem schenket ich ein „Passion in Kupfer gestochen, und er hat mir wieder ge„schenkt eine schwarze spanische Taschen drei Gulden werth. „Und Erasmo Rotterdamo hab ich auch ein Passion ge„schenkt in Kupfer gestochen, der ist des Bonisius Sekre„tarius.“

„Item hab Meister Bernhardt (von Orlay) der Frau „Margareth Maler mit der Kohlen konterfeit. Ich habe „den Erasmum Roterodam noch einmal konterfeit. Ich hab „dem Lorenz Starken geschenkt ein sitzenden Hieronymum „und die Melancholey, und hab mein Wirthin Gevatterin „konterfeit. Item sechs Personen haben mir nichts geben, „die ich zu Brüssel hab konterfeit. Ich hab ausgeben für „zwei Büffelhörner drei Stüber, ein Stüber für zween „Eulenspiegel.“ (Ein jetzt fast unbezahlbares Blatt von Lukas von Leyden.)

„Also bin ich am Sonntag nach S. Gilgentag mit Herr „Tomasin gen Mecheln gefahren, und hab Urlaub von Herrn „Hans Ebner genommen, und er hat vor die Zehrung, „solang ich bei ihm geweßt, nichts wollen nehmen, sieben „Tag, von des Hans Geuders wegen. Ein Stüber hab „ich des Wirths Knecht zuletzt geben. Ich hab mit der „Frau von Neukirchen zu Nacht gessen, und bin von Me„cheln früh am Montag gen Antorff gefahren, und ich aß „früh mit Portugales, der schenket mir drei Porgolana „(Majolika Schalen) und der Ruderigo schenket mit etlich „Federn, Calekutisch (indianisch) Ding.“

„Item des Raphaels von Urbins Ding ist nach sein „Tod alles verzogen, aber seiner Schüler einer mit Na„men Thomas Polonier, ein guter Maler, der hat mich „begehrt zu sehen, so ist er zu mir kommen, und hat „mir ein gulden Ring geschenkt, antica, gar mit ein guten „geschnitten Stein, ist fünf Gulden werth, aber mir hat „man zwiefach Geld dafür wollen geben.“

Die Sprache des Tagebuchs ist von hier an durch Herrn von Murr etwas verneut.

„Verehrte Frau Margareten, Karls des fünften Schwe„ster, ein Exemplar aller meiner Kupferstiche und Holz-

„schnitte. Verfertigte ihr zwo Zeichnungen auf Pergament,
„und für ihren Leibarzt einen Riß zu einem Hause.“

„Dem Thomas Polonius alle meine Werke gegeben,
„die nach Rom geschickt wurden, um dafür Raphaelische Sa=
„chen zu bekommen. Polonius verfertigt mein Bildniß, um
„es mit nach Rom zu nehmen.“

„Am Donnerstag nach Michaelis fuhr ich nach Aachen.
„Am 23. October sah ich die Krönung Kaiser Karls. Am
„Freytag vor Simon und Juda verließ ich Aachen und kam
„nach Löwen; am Sonntag nach Köln, wo ich einen Tractat
„Doctor Luthers um fünf Weißpfennige kaufte, und gab
„ich ein Weißpfennig für die Condemnation Lutheri des
„frommen Mannes. In Brüssel, Aachen und Köln hatte
„ich frei Quartier bei den drei Nürnbergischen Herren Kron=
„gesandten, Leonhard Groland, Hans Ebner und Nikolaus
„Haller. In Köln sah ich am Sonntage nach Allerheiligen
„Kaiser Karls Fürstentanz und Banket (darnach machte er
„eine Zeichnung, die in Holz geschnitten ist). Am Montag
„nach Martini erhielt ich von Kaiser Karln die Bestätigung
„als kaiserlicher Hofmaler.“

„An unsrer Frauen Abend reisete ich nach Seeland.
Sebastian Imhof lieh mir fünf Gulden. Wir mußten die
„erste Nacht vor Anker liegen. Samstag konterfeite ich

„ein Mädchen in ihrer Tracht. (Kam nach Mittelburg, „sah in der Abtei Johann's de Mabuse große Tafel; ist „besser gemalt, als gezeichnet.)“

„Kam am Freitag nach Lucia wieder nach Antwerpen „zu Jobst Plankfeld.“

Anno 1521.

„Am Samstag nach Ostern mit Hans Lieber von Ulm „und Jan Plos, einem guten Maler von Brügge gebür„tig, nach Brügge gefahren.“

„Sah in Kaisers Hause Rüdigers (Rogiers von Brügge) „gemalte Kapelle, und Gemälde von einem großen alten „Meister (wahrscheinlich Hemling). Bei St. Jakob köst„liche Gemälde von Rüdiger und Hugo (van der Goes) „den großen Meistern. Sah das Marienbild von Alabaster „zu unsrer Frauen, das Michael Angelo gemacht hat. Sah „alle gute Gemälde des Johannes van Eyck und anderer „in der Kirchen, und in der Malerkapelle. Gaben mir „ein großes Banket auf ihrer Stube zu Nacht, und be„schenkten mich. Jakob und Peter Mostaert, die Raths„herren, schenkten mir zwölf Kannen Wein, und die ganze „Gesellschaft von sechzig Personen begleiteten mich mit Wind„lichtern heim.“

„Kam nach Gent. Der Dechant von den Malern und „die vordersten empfingen mich herrlich und aßen mit mir „zu Nacht. Am Mitwoche frühe führten sie mich auf den „hohen St. Johannisthurm. Sahe des Johannes Tafel „(van Eycks berühmtes Gemälde) das ist ein überköstlich, „hochverständig Gemäld, und sonderlich die Eva, Maria „und Gott der Vater sind fast (sehr) gut.“

„Sah die Löwen, und zeichnete einen mit dem Stefft. „Die Maler mit ihrem Dechant haben mich nicht verlassen, „haben zu Morgens und Nachts mit mir gessen und alle „Ding bezahlet. Fuhr am Dienstag frühe wieder nach „Antwerpen.“

Folgendes ist wieder ganz unverändert im Styl Albrecht Dürers; der ganze Aufsatz aber so rührend und herzergreifend, daß ich mich nur mit Mühe entschließen konnte, ihn, als doch nicht ganz hieher gehörig, nur theilweise mitzutheilen.

„Item am Freytag nach Pfingsten im 1521 Jahr kam „mir Mähr gen Antorff, daß man Martin Luther so ver„rätherlich gefangen hätt: denn da ihm des Kaisers Karols „Herold mit dem kaiserlichen Geleit war zugeben, dem „war er vertrauet, aber so bald ihn der Herold bracht „bei Eisenach in ein unfreundlich Ort, sagt, er dörfte sein

„nit mehr, und ritt von ihm. Alsbald waren zehn Pferd „da, die führten verrätherlich den verkauften frommen, „mit dem heiligen Geist erleuchteten Mann hinweg, der da „war ein Nachfolger des wahren christlichen Glaubens, und „lebt er noch oder haben sie ihn gemördert, daß ich nit „weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahr- „heit willen, und um daß er gestraft hat das unchristliche „Papstthum.“ — — —

„Und sonderlich ist mir noch das schwerest, daß uns „Gott vielleicht noch unter ihrer falschen blinden Lehr will „lassen bleiben, die doch die Menschen, die sie Väter nen- „nen, erdicht und aufgesetzt haben, dadurch uns das köst- „lich Wort an viel Enden fälschlich ausgelegt wird, oder „gar nit fürgehalten.“

„Darum sehe ein jeglicher, der da Martinus Luthers „Lehre liest, wie sein Lehr so klar durchsichtig ist, so er „das heilige Evangelium führt. Darum sind sie in großen „Ehren zu halten und nit zu verbrennen, es wäre denn „daß man sein Widerpart, die allezeit die Wahrheit wider- „fechten, ins Feuer würf mit allen ihren Opinionen, die „da aus Menschen Götter machen wollen. Aber doch ists „gut, daß man wieder neuer lutherischer Bücher Druck „hat. O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfür das

„heilig Evangelium so klar fürtragen? Ach Gott, was hätt „er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mö„gen! O ihr alle fromme Christenmenschen, helft mir „fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen, und Gott „bitten, daß er uns einen andern erleuchten Mann sende. „O Erasme Roterodame, wo wilt du bleiben? sieh, was „vermag die ungerechte Tirannei der weltlichen Gewalt, „der Macht der Finsterniß? Hör, du Ritter Christi, reut „hervor neben dem Herrn Christum, beschütz die Wahrheit, „erlang der Märtirer Kron, du bist doch sonst ein alt Men„niken (Männchen). Ich hab von dir gehört, daß du „dir selbst noch zwei Jahr zugeben hast, die du noch tügest „etwas zu thun, dieselben leg wohl an, dem Evangelium „und dem wahren christlichen Glauben zu gut! — — — „O Erasme, halt dich hin, daß sich Gott dein rühme, wie „vom David geschrieben steht; denn du magsts thun, und „fürwahr du magst den Goliath fällen.“

Nach dieser Erleichterung seines frommen, sorgenerfüll- Herzens führt Albrecht Dürer nach gewohnter Weise sein Tagebuch weiter fort.

„Item am achten Tag nach Corpus Christi bin ich gen „Mecheln mit den Meinen zu Frau Margareth gefahren. „Bin zur Herberg geweßt zum golden Haupt, bei Meister

„Heinrich, Maler, da haben mich zu Gast geladen in „meiner Herberg die Maler und Bildhauer, haben mir „große Ehre gethan in ihrer Versammlung.“

„War bei Frau Margareth, ließ ihr meinen Kaiser „sehen, und wollt ihr denselben verehren, sie nahm ihn „aber durchaus nit an. Am Freytage zeigte sie mir alle „ihre schöne Sachen, darunter sahe ich bei vierzig kleine „Täfelein von Ölfarben, so schön, daß ich dergleichen nie „gesehen hab. Bat Frau Margareth um Meister Jakobs „(Jakob Cornelis, Schorrels Lehrer) Büchlein, sie sagte „aber sie hätte es ihrem Maler (Bernhard von Delay) zu„gesagt. Sah auch eine schöne Bibliothek.“

„Bin am Samstag von Mecheln gen Antorff kommen. „Mich hat zu Gast geladen Meister Lucas, der in Kupfer „sticht, ist ein klein Männlein und bürtig von Leyden aus „Holland, der war zu Antorff.“

„Den Bernhard Stecher und sein Weib konterfeit, und „Meister Lucas mit dem Stefft.“

„Ich hab in allem meinem Machen, Zehrungen, Ver„kaufen, und anderer Handlung Nachtheil gehabt in Nie„derland, in all meinen Sachen, gegen großen und nie„dern Ständen, und sondern hat mir Frau Margareth für „das ich ihr geschenkt und gemacht hab, nichts geben.“

„Alexander Imhoff lieh mir hundert Goldgulden, an „unsrer Frauen Abend als sie über das Gebirgt geht, 1521, „darum hab ich ihm geben mein versiegelte Handschrift, „daß er mir die zu Nürnberg antworten laß, so will ich „ihm die wieder zu Dank zahlen.“

„An unsrer Frauen Heimsuchung, da ich gleich weg von „Antorff wollte, da schicket der König von Dännemark zu „mir (Christian der zweite), daß ich eilend zu ihm käm, „und ihn konterfeiet, das thät ich mit der Kohlen, und „ich konterfeiert auch sein Diener Antony, und ich mußt „mit dem König essen, erzeugt sich gnädiglich gegen mich.“

„Am Tage nach unsrer Frauen Heimsuchung nach Brüssel „gefahren auf dem Schiff des Königs von Dännemark, dem „ich die besten Stücke meines Kunstdrucks verehrte.“

„Item hab gesehen wie das Volk zu Antorff sich sehr „verwundert hat, da sie den König von Dännemark sahen, „daß er so ein mannlich schön Mann war, und nur selb „dritt durch seiner Feinde Land kommen. Ich hab auch „gesehen, wie ihm der Kaiser von Brüssel entgegen gerit„ten, und ihn empfangen, ehrlich mit großem Prange. „Darnach hab ich gesehen das ehrlich köstlich Bankett, das „ihm der Kaiser und Frau Margareth gehalten hat am an„dern Tag.“

„Item am Sonntag vor Margaretha hielt der König „von Dännemark ein groß Bankett dem Kaiser, Frau Mar= „garethen und Königin von Spanien; und lud mich, und „ich aß auch darauf. Ich hab zwölf Stüber für des Kö= „nigs Futteral geben, und ich hab den König von Ölfarben „konterfeit, und er hat mir dreißig Gulden geschenkt.“

„Item am Freitag frühe von morgens bin ich von „Brüssel ausgefahren, fuhren am Sonntag frühe gen Ach. „u. s. w.“

Ich habe mir beim Abschreiben dieser Stellen aus Albrecht Dürers Tagebuch nur einige Veränderungen der Rechtschreibung erlaubt, die mir des leichtern Verstehens wegen nothwendig dünkten. Nicht nur des Verfassers wegen, sondern auch als merkwürdiges Bild des bürgerlichen Lebens jener Zeit, müssen jene Blätter Aufmerksamkeit und Theilnahme erregen. Wir schelten die Sitten jener Tage roh und ungebildet, sie waren es auch in vieler Hinsicht, und doch spricht die regste Theilnahme an allem Großen und Schönen aus der Art, wie Fürsten, Edelleute und Bürger die bescheidne anspruchslose Erscheinung des großen Meisters überall aufnahmen und ihm selbst sogar fürstliche Ehre erzeigten.

Wie gern er lebte, welche wahrhaft kindliche Freude er an allem hatte, was Gutes und Schönes ihm widerfuhr, geht aus dem Ganzen noch viel deutlicher hervor, als dieser Auszug es darstellen kann. Mit großer Gemüthlichkeit führt er viele, größtentheils ihm zu Ehren gegebne Bankette, auch einige Maskenzüge an; auch kommen mit unter einige im Spiel gewonnene oder verlorne Gulden und Stüber vor, denn über Einnahme und Ausgaben hielt er sehr ordentlich Rechnung. Dennoch war er gern freigebig, wie alle heitere Naturen; fast verschwenderisch theilte er überall seine Kunstwerke nach allen Seiten aus, doch heißt es auch einmal: „Ich machte viel Sachen, den Leuten zu gefallen, aber das wenigst ward mir bezahlt.“ Da seine grämliche Frau sich gleich häuslich in Antwerpen niederlies, Waschzuber, Blasbalg und Schüsselnapf sich kaufte, für sich und ihre Magd selbst kochte und wusch, und ihn nach der damaligen Sitte wenig außerhalb dem Hause zu Gastmälern und Festen begleitete, so behielt er Freiheit und fröhlichen Muth; machte auch all die kleinen Reisen von Antwerpen aus, ohne ihre lästige Begleitung. Geschenke an Wein, Backwerk und kostbarem Seidenzeuge, die sie seinetwegen erhielt und die er alle sorgfältig in seinem Tagebuch aufzeichnete, mochten sie auch wohl bei guter Laune erhalten;

doch mochten auch kleine häusliche Unglücksfälle zuweilen sie wieder verstimmen, als zum Beispiel, daß ihr einmal auf dem Markt zu Antwerpen ihre Geldtasche abgeschnitten ward.

Zu Hause, nach vollbrachter Reise ging freilich das ängstliche Treiben des häuslichen Unfriedens wieder an, ja es nahm dermaßen zu, daß es an dem Leben Dürers nagte und nach und nach seine Gesundheit zerstörte. Ein heitrer Strahl brach indessen doch noch in das Dunkel seiner Tage, als Melanchton, im Jahr 1526 zum drittenmal, wegen der Einweihung des Gymnasiums von St. Ägidien, Nürnberg besuchte. Bei seinem Freunde Pirkheimer lernte Albrecht Dürer den Mann kennen, der schon um Luthers willen ihm theuer sein mußte, und verlebte dort mit ihm manche herzerhebende Stunde, in trostreichen frommen Gesprächen und gegenseitiger erfreulicher Mittheilung ihrer Gedanken.

Zwei Jahre später, im Jahr 1528, am 6. April, in der Charwoche, im sieben und fünfzigsten Jahre seines Alters, entschwang sich sein entfesselter Geist, und ein metallnes Grabdenkmal mit einer lateinischen Inschrift bezeichnete die Stelle, wo man auf dem Kirchhof der St. Johanniskirche seine sterbliche Hülle zur Ruhe brachte.

Von seinem Leben in der letzten Zeit und seinem Tode, wie auch von seinem Verhältniß zu seinen Freunden, gibt Vilibald Pirkheimer im Anfange des schon erwähnten merkwürdigen Briefes ein zu rührendes und treues Bild, als daß man nicht gern einer bis auf die Rechtschreibung getreuen Abschrift dieser Stelle hier den Raum gönnen sollte. Der Brief selbst ist an Johann Tscherte, Kaiser Karls Bau- und Brückenmeister in Wien gerichtet, und vollständig im zehnten Theil des schon erwähnten Journals des Herrn von Murr, nach Pirkheimers eigner Handschrift, abgedruckt.

„Mein freundlich willig Dienst sind euch bevor, mein „lieber Herr Tzerte, mir hat unser Freund Herr Jorg „Hartmann ein Schreiben durch euch an ihn gethan und ange- „zeigt, in welchen ihr mein nit allein im Guten gedenkt, „sondern meßt mir auch mehr Lobs und Ehre zu, denn „ich mich selbst würdig erkenn. Will aber solchen guten „Willen unser beider in Gott verstorbnen Freund Albrecht „Dürer zurechnen; denn dieweil ihr denselben um seiner „Kunst und Tugend willen geliebt, sind euch ohne Zweifel „auch die, so ihn geliebt haben, auch lieb. Solchem will ich „euer Lob, und gar nit meiner Schicklichkeit zumessen.“

„Ich hab warlich an Albrechten der besten Freund einen, „so ich auf Erdreich gehabt hab, verloren, und dauert mich

„nichts höher, als daß er eines so hartseligen Todes ge-
„storben ist, welchem ich nach dem Verhängniß Gottes nie-
„mand denn seiner Hausfrauen zusagen kann, die ihm sein
„Herz eingenagen, und dermaß gepeiniget hat, daß er sich
„desto schneller von hinnen gemacht hat, denn er war aus-
„gedorrt wie ein Schaub, durft niedert keinen guten Muth
„mehr suchen, oder zu den Leuten gehn. Also hat das
„böse Weib sein Sorg, das ihn doch wahrlich nit Noth
„gethan hat. Zu dem hat sie ihm Tag und Nacht zu der
„Arbeit härtiglich gedrungen, allein darum daß er Geld
„verdient und ihr das ließ, so er starb. Denn sie allweg
„verderben hat wollen, wie sie dann noch thuet, unange-
„sehen daß ihr Albrecht bis in die sechs tausend Gulden
„Werth gelassen hat. Aber da ist kein Genügen, und in
„Summa ist sie allein seines Todes ein Ursach.“

„Ich hab sie selbst oft für ihr argwöhnig sträflich We-
„sen gebeten und sie gewarnet, auch ihr vorhergesagt, was
„das Ende hievon seyn wird, aber damit hab ich nit an-
„ders denn Undank erlangt.“

„Dann wer diesem Mann wohlgewollt und um ihn ge-
„weßt, dem ist sie feind geworden, das wahrlich den
„Albrecht mit dem Höchsten bekümmert, und ihn unter die
„Erden bracht hat.“

„Ich hab ihr seit seines Todes nie gesehen, sie auch „nit zu mir wollen lassen, wiewohl ich ihr dennoch in viel „Sachen hülflich geweßt bin, aber da ist kein Vertrauen. „Wer ihr Widerpart hält, und nit aller Sach Recht gibt, „der ist ihr verdächtlich, dem wird sie auch alsbald feind, „darum sie mir lieber weit von mir denn um mich ist.“

„Es sind ja sie und ihr Schwester nit Bübinn, son„dern wie ich nit zweifel, der Ehren fromm und ganz „gottsfürchtig Frauen. Es sollt aber einer lieber ein Bü„binn, die sich sonst freundlich hielt, haben, denn solch „nagend, argwöhnig, und keifend fromm Frauen, bei der „er weder Tag noch Nacht Ruhe oder Fried haben könnt. „Aber wie dem, wir müssen die Sach Gott befehlen, der „woll dem frommen Albrecht gnädig und barmherzig seyn, „er hat wie ein frommer Biedermann gelebt, so ist er auch „ganz christenlich und seelichlich verstorben, darum seines „Heils nit zu fürchten ist. Gott verleih uns sein Gnad, „daß wir ihm zu seiner Zeit seeliglich nachfolgen.“

60.

Lukas Kranach.

(Von Johanna Schopenhauer.)

Dieser berühmte Meister ward in Kranach, einem fränkischen, zum ehemaligen Bißthume Bamberg gehörigen Städtchen, im Jahr 1472 geboren. Sein Familiennamen war Müller, oder, wie Andere nach alten Handschriften behaupten wollen, Sunder; beide Namen sind jedoch so gänzlich in dem untergegangen, welchen er nach damaligem Künstlergebrauch von seinem Geburtsort annahm, daß es sehr schwer hält zu entscheiden, ob er eigentlich Müller oder Sunder geheißen.

Von seinem Vater erhielt Lukas Kranach den ersten Unterricht in der Kunst, hauptsächlich im Zeichnen, dann trat er die Wanderjahre an und zog, wie damals fast alle angehende Maler, nach den Niederlanden. Wer eigentlich dort sein Lehrer gewesen, ist nicht bekannt, wahrscheinlich waren es mehrere, und er bereisete nach einander viele Städte und suchte Eingang in den überall durch die Niederlande zerstreuten Werkstätten der berühmtesten Maler seiner Zeit.

Nach Vollendung seiner Wanderjahre kehrte er zurück in's Vaterland, wo er bald darauf in Wittenberg sich häuslich niederließ. Er hatte die von Johann Eyk auf die Meister der altdeutschen Schule vererbte Behandlung der Farben und überhaupt alle Vorzüge derselben, in so fern sie auf die Führung des Pinsels Bezug haben, sich zu eigen gemacht, und übte von nun an seine Kunst zur Freude und Bewunderung seiner Mitbürger, unter denen sein edler Geist, seine seltne Güte, bei großer Festigkeit der Gesinnung, ihm allgemeine Achtung und Liebe erwarben.

Seine Frau, mit der er sich bald nach seiner Zurückkunft aus den Niederlanden verheirathete, hieß Barbara, und war die Tochter eines Bürgermeisters von Gotha, Namens Brengbier. Gegen die gewöhnliche Art der Maler, hatte er sich bei der Wahl einer Gattin nicht durch den Glanz äußerer Schönheit leiten lassen. Man sagt, seine Barbara sei so wenig hübsch gewesen, daß er sich nie entschließen mochte, sie so zu malen, daß man ihr Gesicht sehen konnte; dennoch lebte er mit ihr in zufriedener, glücklicher Ehe, deren Band die Geburt und Erziehung von zwei Söhnen und zwei Töchtern mit jedem Jahre fester knüpfte.

Friedrich der Weise, welcher im Jahre 1502 die jetzt aufgehobne Hochschule zu Wittenberg stiftete und deshalb

dieser Stadt seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, konnte natürlicher Weise einen Meister, wie Lukas Kranach war, nicht übersehen. Er überhäufte ihn mit Beweisen seiner Huld, übertrug ihm die Stelle eines Hofmalers, und um ihn noch auffallender zu ehren, berechtigte er ihn im Jahr 1508 vermittelst eines Adelsbriefes, das Wappen zu führen, welches seitdem fast alle Gemälde Lukas Kranachs bezeichnet: eine schwarze rothgekrönte Schlange im gelben Schilde, mit einem goldenen Rubinringe im Munde. Das Original dieser Urkunde bewahren die im Brandenburgischen lebenden Nachkommen Lukas Kranachs noch bis auf den heutigen Tag. Im Sommer des Jahres 1509 besuchte Lukas Kranach auf Befehl seines Herrn zum zweiten Male die Niederlande, wo er in Mecheln den nachmaligen Kaiser Karl den fünften als damals neunjährigen Prinzen malte und überall wegen seiner großen Kunstfertigkeit Achtung und Bewunderung sich erwarb. Unter andern zeichnete er einst im Beisein mehrerer Künstler den Kaiser Maximilian mit einem Stück Kohle so sprechend ähnlich auf die Wand hin, daß Alle, auch die, welche den Kaiser nur einmal gesehen, ihn sogleich wieder erkannten. Diese durch unermüdeten Fleiß erworbene Fertigkeit, jede von ihm aufgefaßte Idee schnell in die Wirklichkeit treten zu lassen, war überhaupt eine der

ausgezeichnetsten Eigenschaften Lukas Kranachs. Bis in sein spätestes Alter verwendete er daheim, wie auf Reisen, beinahe jede Stunde seines Lebens, auf Übung seiner Kunst. Was er einmal gesehen, hielt seine Einbildungskraft auf immer fest, und seine fertige Hand stellte es in unglaublich kurzer Zeit auf die Tafel hin. Selbst wenn er nicht malte, beschäftigten Entwürfe zu künftigen Arbeiten seinen Geist, daher ist die Zahl derselben fast unübersehbar; sie beschränken sich nicht auf Gemälde oder Zeichnungen; Lukas Kranach stach auch in Kupfer, und man zählt daneben noch an drei hundert Blätter, die er, mitunter recht sauber und kräftig, in Holz schnitt. Er schmückte mehrere auf Pergament abgedruckte Bibeln mit solchen Holzschnitten, die er hernach mit Gold und sehr lebhaften Farben ausmalte. Seine große Thätigkeit erleichterte ihm Alles und schuf ihm Zeit zu Allem, was er unternehmen wollte.

Wir finden in Müllers sächsischen Annalen, daß Lukas Kranach den Kurfürsten Friedrich den Weisen auf seiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande als Hofmaler begleitete, um sowohl unterweges als in Jerusalem die merkwürdigsten Gegenstände zu zeichnen; doch wird diese Reise wieder dadurch etwas zweifelhaft, daß in dem Verzeichnisse derer, welche den Kurfürsten auf seiner Wallfahrt begleiteten, Lukas Kra-

nachs Namen nicht zu finden ist und man nirgend eine Spur seiner Arbeiten während derselben antrifft. Das Gefolge des Kurfürsten war indessen sehr groß; es bestand aus acht Grafen, fünf und dreißig Edelleuten, neun Prälaten, Gelehrten und Geistlichen, ohne die Diener; da konnte der Name des einzelnen Malers wohl übergangen werden, der dennoch schwerlich in einem so fürstlichen Zuge fehlen durfte. Seine während der Reise gefertigten Zeichnungen liegen wahrscheinlich noch irgendwo in Staub und Dunkel verborgen, und vielleicht gelingt es dem jetzt überall regen Forschungsgeiste, sie wieder aufzufinden oder überhaupt uns über die Reise selbst aufzuklären.

Im Jahr 1519 wurde Lukas Kranach die ehrenvolle Stelle eines Bürgermeisters von Wittenberg übertragen, die er, neben seinen Kunstbeschäftigungen, zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltete, bis er einige Jahre vor der Belagerung der Stadt aus eigenem Antrieb sie niederlegte. Wahrscheinlich schloß sich auch damals das feste Band inniger Freundschaft, das ihn von nun an lebenslang mit Martin Luther vereinte, der in jener Zeit muthig und kraftvoll den großen Kampf öffentlich begann. Lukas Kranach war der Vertraute aller Pläne und Handlungen dieses heldenmüthigen Geistes; er vor Allen beförderte durch Rath und

That Luthers Verbindung mit Katharina von Bora, und war auch bei der Verlobung und Vermählung dieses seltnen Paares als Zeuge zugegen. Luther hingegen nahm auch dafür seinerseits den herzlichsten Antheil an allen trüben und freudigen Ereignissen in Lukas Kranachs häuslichem Leben. Sein Zuspruch war dem gebeugten Vater vor Allem tröstlich, als Johann, Lukas Kranachs ältester Sohn, im Jahr 1536 in Italien starb, wohin er nach damaligem Gebrauch auf eine der dortigen Schulen gesandt worden war. Und so strebten beide edle Männer einander gegenseitig in den Stürmen des Lebens aufrecht zu erhalten. In der Entfernung suchten sie durch vertrauten Briefwechsel in ununterbrochner Verbindung zu bleiben, und immer fand jeder den andern zu größern oder kleinern Dienstleistungen in freudiger Bereitschaft. So z. B. verschaffte Lukas Kranach Martin Luthern aus dem kurfürstlichen Schatze alle Gattungen farbiger Edelsteine zur Ansicht, deren dieser bei seiner Übersetzung der Offenbarung Johannis bedurfte und die er nachher wieder nach Altenburg zurückschickte.

Nichts hat Lukas Kranach so oft mit solcher Liebe und mit so hohem, aus dieser hervorgehendem, Gelingen gemalt, als Martin Luthers kräftige Heldengestalt. Bald stellte er ihn in voller Lebensgröße, bald im Kleinen dar, am öfte-

sten mit der Bibel in der Hand und im Priestergewande, das er trug, nachdem er dem Mönchthum entsagt hatte; doch hat er ihn auch in der Mönchskutte, oder als Ritter Jörgen in der Tracht, die er auf der Wartburg trug, mitunter gemalt.

Nach dem im Jahr 1525 erfolgten Tode Friedrichs des Weisen, behielt dessen Nachfolger, Johann der Beständige, den Hofmaler Lukas Kranach in seinem Dienst. Dieser Fürst hatte ihn von jeher begünstigt und auch schon früher zu seiner Sendung in die Niederlande mitgewirkt. Er starb, sieben Jahre nachdem er Kurfürst geworden war, im Jahr 1532, und nun trat Lukas Kranach in den Dienst seines dritten Herrn, des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, dem er von nun an sein ganzes Leben hindurch mit fast beispielloser Liebe und Treue anhing, und den er selbst im tiefsten Unglück, als alle seine Getreuen sich von ihm abwendeten, nimmer verließ.

Jedermann kennt das traurige Geschick jenes unglückseligen Fürsten. Als Johann Friedrich nach der Schlacht bei Mühlberg im Jahr 1547 gefangen war, und Kaiser Karl nun Wittenberg belagerte, verlangte Lukas Kranach vor diesen geführt zu werden. Karl der fünfte ließ den Maler, den er wohl kannte, in sein Zelt bringen, unterhielt sich

eine Zeitlang sehr gnädig mit ihm, indem er sich zugleich erinnerte, als achtjähriges Kind in den Niederlanden von ihm gemalt worden zu sein, und forderte ihn zuletzt auf, sich eine Gnade von ihm zu erbitten.

Da fiel der ehrwürdige 75jährige Greis, der wohl noch nie anders, als vor Gott gekníeet hatte, vor dem Kaiser hin und bat mit heißen Thränen um die Freiheit seines gefangnen Fürsten. — Du sollst erfahren, daß ich deinem Herrn Gnade widerfahren lassen werde, erwiederte Karl der Fünfte sehr gleichmüthig und wandte sich ab.

Wie kaiserlich Karl Wort hielt, weiß die Welt. Der unglückliche Kurfürst wurde von einem Gericht, bei welchem der furchtbare Herzog Alba den Vorsitz hatte, zum Tode verurtheilt; er mußte die Schmach erdulden, begnadigt zu werden, und wurde dann fünf Jahre lang in schmählicher Gefangenschaft von Land zu Land geschleppt, bis es gelang, sein hartgebeugtes Gemüth zur Entsagung des ihm und seinen Kindern angebornen Rechts zu bewegen. So mußte er denn Leben und Freiheit endlich durch ein Opfer erkaufen, das ihm gewiß härter schien, als der ihm angedrohte Tod auf dem Schaffot, den man ihm zu geben nicht wagen durfte und dessen Ankündigung er früher beim Schachspiel mit großen Gleichmuth angehört hatte. Dem Maler Lukas

Kranach blieb der Kaiser noch wie vor in Gnaden gewogen, doch dieser mochte von einer solchen Huld keinen Gebrauch machen. Er schlug die Stelle eines kaiserlichen Hofmalers aus, die ihm geboten wurde, und als Karl der Fünfte ihm eine silberne Schüssel voll Dukaten zum Geschenk übersandte, nahm er nur so viel davon, als er mit zwei Fingern fassen konnte, und schickte das Übrige zurück.

In seinem hohen Alter verließ Lukas Kranach Alles, was er in der Welt besaß, um freiwillig das Gefängniß seines unglücklichen Herrn zu theilen. Seine Frau war schon vor 6 Jahren gestorben, aber er hatte in Wittenberg Kinder und Enkel, Freunde und Verwandte, Haus und Hof. Alles dies achtete er nicht, sein ganzes Leben war jetzt einzig dem Bestreben geweiht, das unglückliche Loos des von Allen verlaßnen Kurfürsten nach Kräften zu erleichtern. Er verließ ihn von nun an nie, ließ sich mit ihm von einem Gefängniß zum andern schleppen, betete mit ihm, las mit ihm die Bibel oder Luthers Schriften und führte ihn in heitern Stunden durch Übung seiner Kunst weit über die beengenden Mauern hinaus, die Beide umschlossen hielten. So führten sie ihr stilles, frommes, trübes Leben unzertrennlich mit einander fort, bis im Jahr 1552 ihr Kerker geöffnet ward und Lukas Kranach an der Seite seines fürst

lichen Freundes und dessen ältesten Sohnes in Weimar einzog.

Doch nur ein Jahr genoß er noch das theuer erkaufte Glück, seinen geliebten Herrn in Freiheit zu sehen, und in seiner Nähe, von Allen geehrt und geliebt, wie er es verdiente, zu leben. Ein lebensmüder, aber noch kräftiger Greis von 81 Jahren, ging er am 16. October des Jahres 1553 in eine beßre Welt.

Er ward auf dem Gottesacker der Sanct Jakobskirche in Weimar begraben. Der Leichenstein, mit dem sein Fürst den Hügel bezeichnete, unter dem seine Gebeine ruhen, steht jetzt neben demselben, der Kirchhofsmauer eingefügt. Der alte Meister ist in Lebensgröße, die Palette in den Händen, darauf abgebildet, und eine lateinische Umschrift verkündet seinen Namen, sein Alter, sein Sterbejahr und die wohlerworbne Liebe seines Herrn, der wenige Monate später im nächstfolgenden Jahre mit ihm dort wieder vereint ward, wo keine Thränen Unterdrückter mehr fließen.

Lukas Kranach's seltene Treue und Festigkeit des Gemüths, sein reines fleckenloses Leben machen ihn, selbst abgesehen von allem Übrigen, der innigsten Verehrung seiner Nachkommen werth, und auch seinen wohlerworbnen Künstlerruhm wird Niemand wagen, ihm schmälern zu wollen.

61.

Sehnsucht und Befriedigung.

1.

(Von Justinus Kerner.)

Wollt bald alle wiederkehren,
fromme Kinder deutscher Art!
An den Wänden, ach, den leeren!
ist ein Platz euch aufbewahrt.

Weggeschleppt aus frommen Hallen,
ist's euch heimathlos und bang,
und es kann euch nicht gefallen,
wo nicht Sang und Orgelklang.

Ihr in prunkenden Gemächern!
euer Blick, er macht nur Schmerz;
und ihr unter morschen Dächern!
ihr zerreißt des Pilgers Herz.

Kommt und füllt verlass'ne Mauern,
eh' der letzte Stein vergeht

und der Winde kaltes Schauern
durch der Frommen Asche weht!

Füllt die Nischen, die Altäre,
deckt die weißgetünchte Wand!
und der Künstler find' und ehre
euch allwärts im deutschen Land!

2.

(Von H. Ottr.)

Nicht hilft Sehnen, nicht hilft Trauern! —
Auf du, Jünger, kunstgetreu,
tritt mit Demuth an die Mauern:
alte Kunst erstehe neu!

Gott im Geiste, Gott im Herzen, —
ernste Liebe, tiefbewahrt, —
Fleiß und Treue, Lust und Schmerzen, —
Freiheit, Vaterlandesart: —

das giebt Farben, leuchtend helle,
das giebt Züge, sprechend wahr,

solches Lichts erschloß'ne Quelle
strömet kräftig, strömet klar!

Auf, ihr neu erweckten Geister,
strebt mit freudig-kühnen Sinn,
und — als gute alte Meister
schreitet ihr durch Zeiten hin!

62.

Der Bau des Straßburger Münsters.

(Von Achim von Armin.)

Laß, o Herr, das Werk der Zeiten,
das dein Hauch hat angereget,
heut durch meinen Mund ausdeuten!
Großes Wort sich schwer beweget,
schwer und langsam wie die Steine,
die, aus rauhem Fels gespalten,
sich erhoben zum Vereine
und den hohen Thurm gestalten.

Gott erschuf am zweiten Tage,
der vom Wasser schied die Erde, —
Zeugen dieser heil'gen Sage, —
Felsen sich zum Opferheerde.
Erwin sah die heil'gen Zeugen,
drüben harrend an dem Rheine,
und im Geiste ward ihm eigen,
was ein jeder sag' und meine;

wie sie alle ihm gebieten,
daß er sie hinüber führe,
daß sie heil'gen Dienst behüten,
daß die heil'ge Kunst sie ziere;
daß aus felsenfestem Kerne
sich erbaue Gottes Kirche:
darum treiben Gottes Sterne
goldne Adern durchs Gebirge.

Seht mit diesem Goldgewinne,
den sie zu dem Rheine senden,
regen sie der Menschen Sinne,
wirken sie in fleißgen Händen,
daß sie große Gaben schenken
zu der großen Münsterkirche,

die der Erwin will erdenken
aus den Felsen im Gebirge.

Erwin reißt mit schnellem Bleie
viele Pläne zu dem Baue,
doch es fehlt die rechte Weihe!
Daß er auch das Rechte schaue,
zu der Wildniß jener Berge
dringt er in Verzweiflung weiter,
klagt, daß Wahrheit sich verberge
auf des Schönen Himmelsleiter.

Betend kommt er so zur Kirche,
die der erste Christ erbaute
in dem wildesten Gebirge,
daß er seinen Herren schaute;
sieht ein zierlich Bild des Stalles,
wo der Herr einst ward geboren,
und das geht ihm über alles,
und er hat es gleich erkoren.

Die Kapell aus Stabgeflechten
ist mit Blumen reich verzieret,
und, was andre bilden möchten,
diesem Plan der Preiß gebühret.

Nein, kein Tempel alter Zeiten
kann entzücken, wie die Hütte!
Soll sich Dauerndes bereiten,
steigt es nur aus frommer Sitte.

Wo die Krippe einst gestanden,
ist der Altar aufgerichtet,
wo das Kind, die Hirten standen,
hat der Morgen ihn umlichtet,
und zwei Thürme, wo der Tauben
keusch getrennte Liebe wohnet,
sich erheben, wie der Glauben,
der im Geist hoch oben thronet.

Unser guter Meister sinnet,
daß der Bau in Stein sich gründet;
Bischof Conrads Herz gewinnet,
und der Bau wird weit verkündet,
und Vergebung aller Sünden
wird zu diesem Bau verliehen,
jedem, der sich da wird finden,
treu und muthig im Bemühen.

Bischof Conrad, wohl berathen,
kommt mit heil'gem Öl und Weine,

mit dem Stabe, mit dem Spaten,
legt geschickt die Gründungssteine,
ringsum stehn die Arbeitsleute,
alle Geistliche des Landes,
alle Zünfte graben heute,
selbst die Herren edlen Standes.

Als die Weihung ist vollendet,
tritt der Bischof still zurücke,
doch ein Streit hat bald geschändet
dieser Sonne Gnadenblicke.
Wohl mit Recht ist lang verkündet,
daß der Teufel sich bestelle,
wo die Kirche wird begründet,
seinem Dienste die Kapelle.

Eh' der Bischof sie kann trennen,
ist ein Kampf da ausgebrochen,
Brüder wild im Kampf entbrennen
und der Eine ist erstochen.
Wer hat diesen Streit entzündet?
ruft der Bischof mit Entsetzen.
Neu sei dieser Bau begründet!
Nicht mit Blut dürft ihr ihn netzen!

Und es sprach der Mordgeselle:
„Wo dein heil'ger Arm gegraben,
„von der lieben Gnadenstelle,
„stieß er mich wie einen Knaben.
„Weiß, ich hab den Tod verdienet,
„daß ich Bruderblut vergossen;
„doch es sei die Welt versühnet:
„ihr zum Heil sei es geflossen!

„Wißt, es fließen hier im Grunde
„zwei versteckte böse Quellen.
„Stopft ihr nicht die Doppelwunde,
„werdet ihr den Thurm nicht stellen.
„Ganz umsonst sind hier die Pfähle,
„Steine, Mörtel, ganz vergebens,
„wenn ichs nicht zum Grab erwähle
„in der Fülle meines Lebens.

„Eine Quelle will ich laben
„mit des armen Bruders Leiche,
„und ein Grab mir selber graben,
„daß das Wasser schaudernd weiche.
„Dann erst ist der Thurm begründet,
„und das Wasser ist bezwungen,

„und die Säulen, hoch verbündet,
„sind vom Sumpfe nicht verschlungen.

„Eilet euch, ihr starken Hände,
„daß ihr euer Grab vollendet!
„Weh, ihr glüht wie Feuerbrände!
„Erde reinigt, was sie schändet.
„Seid begrüßt, ihr Rein'gungs-Quellen!
„Schaudert nicht vor mir zurücke!
„Ich umspanne eure Wellen,
„bin des Heiles feste Brücke."

Und der Bischof sieht zum Heile
hier das Unheil ausgedeutet.
Viele Schuh tief grub in Eile
dieser Mörder und erstreitet
sich ein Grab in tiefen Quellen,
die dem Meister sich verbargen.
Sicher kann er Mauern stellen
auf den Leichnam dieses Argen.

Wo die Brüder eingegraben,
weiht der Bischof neu die Stelle:

Friedlich werden böse Knaben
nun des heil'gen Baues Schwelle,
und der Thurm ersteigt in Eile
ohne Streit die höchste Höhe,
wo ich jetzt zu meinem Heile
zu dem Gott der Gnade flehe.

63.

Der Münster zu Straßburg.

(Von de Wette, 1820.)

Ich habe es gesehen, dieses Wunder der christlichen Welt, das Meisterstück der Kunst, das Werk der Geistes-

kühnheit und Glaubensglut, das Denkmal einer großen untergegangenen Zeit, und meine Seele war von einer nie empfundenen Gewalt ergriffen und festgehalten; ich war im Anschauen verloren, und trunken von Entzücken. Ich stieg hinan, und nicht ohne Bangen und Beschwerde. Der Blick von der Nebengallerie, über die man zu gehen hat, hinab auf die Kirche, auf die Stadt, machte mich schon schwindeln; und nun stand ich auf der viel höhern Platteforme, von welcher man die ganze Stadt und das ganze große Rheinthal von den Vogesen bis hinüber zu den badischen Gebirgen übersieht. Die Aussicht zog mich wenig an; der Thurm selbst hielt mich gefesselt. Ich überwand den Schwindel und sah hinab auf die Fülle der aufstrebenden Pfeiler und Säulen mit den dazwischen gestellten Bildwerken, ging bald auf diese, bald auf jene Seite und betrachtete bald dieses, bald jenes Stück des reichen Baues. Und nun zog der von der Platteforme sich erhebende Thurm die Blicke auf sich: leicht und kühn, wie die Flamme des Feuers, schwingt er sich empor und reißt den Geist mit sich in die Höhe; ein unwiderstehliches Verlangen zieht mich hin, ihn zu besteigen. Die Treppen sind schmal, die Durchsicht, die überall gestattet ist, macht mich zagen; aber ich strebe hinauf, und nun stehe ich oben über den sogenannten vier

Schnecken, welche eine Gallerie verbindet, die um den Thurm herumführt und einen noch weit höhern Standpunkt, als die Platteforme, gewährt. Hinabzusehen erregt beinahe Grausen, und um es zu vermeiden, beschäftigt man sich lieber mit der Betrachtung der wunderbaren Bauart des Thurmes. Schon bis zur Platteforme ist er gewissermaßen aus einzelnen Säulen zusammengesetzt, gleichwie eine Gruppe von Kristallen, welche nicht neben einander lose aufgeschossen, sondern innerlich verbunden sind; an mehrern Punkten ist er von Fenstern durchbrochen und durchsichtig; aus den Ecksäulen schiessen kleinere Säulen hervor, die, vom angemessenen Standpunkte aus gesehen, sich frei stehend zeigen; alle Flächen sind mit Säulen, Pfeilern, Nischen und Standbildern verziert, und die Portale eben so aus mannigfaltigen Bestandtheilen zusammengewoben; aber von der Platteforme ist der ganze Thurm aus Säulen und Bändern geflochten, die mit eisernen Stäben und Klammern verbunden sind. Die vier Schnecken, in welchen sich die Treppen hinaufwinden, bilden vier große Säulen, welche oben durch eine Gallerie, wie durch einen Kranz, verbunden, den kühnen Bau halten; zwischen ihnen erhebt sich der schlanke Leib des Thurmes, von vier Fenstern durchbrochen, welche drei Viertheile der Höhe einnehmeu, deren Wölbungen sich oben in

einen zierlichen Kranz verschlingen, über welchen wieder vier kleine Fenster sich wölben. Die Kühnheit des Baues erregt zugleich Zagen und Vertrauen; man glaubt, nicht in der Höhe zu stehen, sondern emporgehalten zu schweben; aber man fühlt sich sicher in den Händen der kühnen Gewalt, die einen emporhält, weil sich mit ihr Sorgfalt und Klugheit verbindet. Der Sturm bewegt den schlanken leichten Bau, aber er kann ihn nicht erschüttern; der Blitz, vom Eisen angezogen, schlägt jährlich mehrmals in den Thurm, aber er kann nichts mehr thun, als hie und da einen Stein lockern. Die Sorgfalt des Baumeisters ist auf diejenigen übergegangen, denen die Erhaltung des Thurms anvertraut ist; man bemerkt mehrere neue Steine, welche mit Genauigkeit eingefügt sind, und vernimmt, daß täglich mehrere Steinmetzen beschäftigt sind, für die Ausbesserung Vorrath an Werkstücken zu arbeiten; und so ergänzt sich dieses Riesengewächs von Jahr zu Jahr, und die abgeworfenen Blätter und Zweige ersetzen sich ihm immerfort. Man lieset eine Inschrift am Thurme, welche sagt, daß vor langer Zeit ein Erdbeben ihn dermaßen erschüttert habe, daß das Wasser aus dem offenen Behälter viele Fuß hoch geschleudert worden, er selbst aber unbeschädigt geblieben sei. Welch ein Beweis der Richtigkeit und Unzerstörlichkeit des Baues!

Wie genau abgemessen und eingefügt muß jeder Stein sein, daß sich in die ungeheure Zusammensetzung auch nicht die kleinste Ungleichheit und Schiefheit eingeschlichen hat; im vollkommensten Ebenmaas trägt Eins das Andere, und das Obere ruht so fest und sicher, als das Untere. Hier zeigt sich die große Macht des menschlichen Geistes, wenn ihn der Glaube stärkt und erleuchtet. Er kann Berge versetzen und aufthürmen und mit seinen Werken der alleszerstörenden Natur trotzen. Felsen verwittern und Berge stürzen ein; denn hingegeben in träger blinder Ruhe allen Einflüssen von außen, wissen sie sich nicht zu schützen; aber der menschliche Geist, dem der freie, klare Blick in sich selbst und in die Gesetze der Natur verliehen ist, kennt die Gewalt, welcher seine Werke erliegen können, und entzieht sie ihr klüglich, oder ersetzt den Schaden, welchen sie ihnen zugefügt. Die Alpen drohen den Einsturz und haben schon manches Thal unter ihren Trümmern begraben; aber dieser Münster wird so lange stehen, als Menschen unter ihm wohnen, und ihn stehen lassen *wollen*, als sie ihre Liebe und Sorgfalt nicht von ihm abziehen, und dem hohen Geiste, der ihn gegründet, nicht untreu werden. Ruhig mag die edle Stadt Straßburg unter diesem Riesenwerke wohnen, wenn sie die ihr anvertraute Sorge für seine Erhaltung nicht er-

schlaffen läßt; aber zürnend wird er sie zerschmettern, und das Werk des Glaubens und der Begeisterung wird ein Werk des göttlichen Strafgerichts werden, wenn die Enkel dem Sinne der Ahnen nicht treu bleiben und verachten, was diese zur Ehre Gottes mit heiligem Eifer gestiftet haben. So geht alle menschliche Herrlichkeit unter durch die Schuld der Menschen, und was frühere Geschlechter beglückt und erfreut hat, wird das Verderben der spätern, welche der Geist der Treue und Redlichkeit verlassen hat. Thronen, durch Tapferkeit uud Weisheit gegründet, werden durch Feigheit, Tücke und Blindheit nach und nach untergraben und stürzen ein zum Verderben von Millionen; Ordnungen und Sitten, von dem Geiste, der sie gestiftet, verlassen, verwirren und vergiften das Leben der Völker, und selbst die Heiligthümer und Denkmäler des frommen Glaubens werden zu verderblichen Götzen und Gräueln, wenn der menschliche Geist sie nicht stets verjüngend und belebend erhält.

Der Thürmer erzählte mir, daß die Jakobiner zur Zeit ihrer Herrschaft ernstlich daran gedacht, den Thurm abzutragen, und auch schon mehrere Bildwerke davon weggenommen hätten, die nicht alle wieder ersetzt seien. Der Alles überragende Thurm habe ihnen dem Gesetze der Gleichheit zu spotten geschienen, und wie im Staate kein König

und kein Adel über den Bürger, so habe dieser Thurm nicht über die Häuser der Stadt sich kühn und stolz erheben sollen. Welch ein unseliges Mißverständniß, welche armselige Flachheit des Geistes! Was in solcher Herrlichkeit sich erhebt, wie dieser Münster, das kann den Menschen nicht demüthigen und niederdrücken; vielmehr, als ein Werk der höchsten Geistesfreiheit und Seelengröße, zieht es Alle, die es mit gleichgestimmtem Gemüthe betrachten, mit sich empor und theilt ihnen seine Herrlichkeit mit. Nie habe ich mich größer gefühlt, als indem ich den hohen Gedanken, der dieses Werk geboren, nachdenken und der Einbildungskraft des Künstlers nachfliegen konnte. So zieht alle wahre Größe mit sich empor, anstatt niederzudrücken. Der Herrscher, auf die Höhe gestellt, wohin kein Streit niedern Eigennutzes und engherziger Parteilichkeit dringt, die heilige Ruhe des Rechts und Friedens bewahrend, mit klarem Blicke das Schicksal von Millionen lenkend — er wirkt nicht wie eine drückende Last auf die niedere Menge, sondern wie ein ruhig leuchtendes Gestirn, nach dem sich alle Blicke hin richten, zu dem sich alle Gemüther vertrauens- und ehrfurchtsvoll erheben; und in diesem Gefühle werden sich alle ihrer eigenen Erhabenheit bewußt und werden inne, daß ihr Herz für die Ordnung, das Recht, den Frieden,

für das Heil des Vaterlandes schlägt, wenn es nicht von niederer Leidenschaft bewegt ist. Die Großen und Edeln des Volkes, in ihrer wahren Größe und in ihrem wahren Adel, treten nicht lastend auf das Volk, das ihnen gehorcht und folgt, sondern leuchten vor als Vorbilder der Bürgertugend und Vaterlandsliebe und zeigen an ihrem Beispiel, was der Geist des Volks in seinen Ausgezeichneten vermag, wie er sich verklärt und verherrlicht im günstigen Sonnenschein der obern Region, wohin sie gestellt sind; ein Jeder, wie tief er auch stehe, fühlt sich zu ihnen mit erhoben; denn der gleiche Sinn der Vaterlandsliebe, der Ehre, der Tapferkeit beseelt ihn, wie sie, und nur die Gaben und Verhältnisse sind verschieden. So hat die menschlich-göttliche Herrlichkeit, die im Erlöser erschienen ist, die Menschheit zu sich emporgezogen und mit sich verklärt; Alle, die ihm gläubig und vertrauend anhängen, dürfen zu ihm aufstreben. Der erstgeborne Sohn Gottes will, daß wir Alle Gottes Söhne werden, und wir werden es, wenn wir unsere Herzen zu seiner Höhe erheben. Wer nichts Hohes über sich erkennt, ist selbst der Niedrigste; wer sich aber demüthigt, der wird erhoben. Es gibt eine falsche Größe und Höhe, in welcher sich das in sich Niedrige, die Eigensucht, die Anmaßung, die Lieblosigkeit verherrlichen will,

die darin ihre Erhabenheit sucht, daß sie alles Andere um sich her niederbeugt und zermalmt und nur sich selbst erhebt. Was sich erhebt, erhebe sich zur Ehre Gottes, aus Liebe des Nächsten. Wozu erhebt sich dieser Thurm über alle Gebäude der Stadt und überragt Alles weit und breit? Nicht um die Größe und Pracht irgend eines Menschen zu verkünden und seinem eigensüchtigen Stolze zu schmeicheln, nicht um irgend einem niedern besondern Zwecke des menschlichen Lebens zu dienen, sondern zur Ehre Gottes und zu seinem heiligen Dienste. Den Dom zierend, in welchem die Lobgesänge des Allmächtigen ertönen, erhebt er sich jubelnd als ein beständiger Hymnus, als die Flamme des täglichen Rauchopfers, welches die Gemeinde Gott darbringt; er trägt die Glocken, welche zum Gottesdienste rufen, und auf seiner höchsten Spitze das zum Sterne verklärte Kreuz des Erlösers. — Die unfromme, gemeine Ansicht, welche dieses heilige Gebäude zum Fußgestell eines Telegraphen benutzt hat, ist doch nicht im Stande gewesen, den Thurm dadurch zu entweihen und hat sich mit der Kuppel des Doms begnügen müssen; der Thurm steht hoch oben frei und stolz und spottet des niedern menschlichen Treibens.

Mit Sehnsucht, aber ohne Muth, blicke ich hinauf zum dritten Stockwerke des Thurmes, welches, sich schnell ver-

jüngend, stufenähnlich emporsteigt. Die Thür zur Treppe ist verschlossen und man darf sie nur mit Erlaubniß des Stadt-Vorstandes öffnen; ein bequemer Vorwand für die Zaghaftigkeit. Ich steige wieder herunter zur Platteforme und umgehe die Brustwehr mit verdoppeltem Vergnügen; denn die Scheu ist nun verschwunden, da ich viel höher gestanden habe. Ich steige endlich herab und umgehe unten das herrliche Gebäude, indem ich bald, näher tretend, einzelne Theile, wie das herrliche Portal mit der schönen Sonne aus buntgemalten Scheiben, bald, wieder zurücktretend, das Ganze betrachte.

Der Dom verräth in seinem Kreuze den Ursprung aus einer ältern Zeit, der Zeit Karls des Großen; die Bauart ist von der des übrigen Gebäudes und des Thurmes verschieden, und am Fuße sind Hallen von jüngerer Bauart angebracht. Das Ganze ist großartig und prächtig. Auch das Innere ist des Äußern würdig: starke Säulen tragen das hohe Gewölbe, und der magische Schein der schön gemalten Fenster, besonders der Sonne über dem Portal, verbreitet eine heilige Dämmerung; doch schien mir der Dom nicht, wie der Thurm, das Gepräge des Außerordentlichen zu tragen, und kam mir für seine Breite zu kurz vor. Der weit schmälere, aber verhältnißmäßig längere Dom in Meis-

sen hat auf mich einen mehr harmonischen und befriedigenden Eindruck gemacht. Die unterirdische Kirche, die man mir zeigte, konnte meine Aufmerksamkeit noch weniger auf sich ziehen, so merkwürdig sie auch an sich durch ihr Alter sein muß. Ich eilte hinaus, um wieder den Thurm zu sehen, und sah ihn, und konnte mich nicht satt an ihm sehen. Wo ich in einer Straße der Stadt den Thurm zu Gesichte bekommen konnte, stand ich still und sah ihn an. Wie das Auge des Freundes den Blick des Freundes sucht, so suchte ich diesen Gegenstand meiner höchsten Lust und Bewunderung. Ich wollte, ich hätte in Straßburg nichts gefunden, was mich beschäftigte und meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, um nur den Thurm zu sehen. Die nächste freie Stunde benutzte ich, um ihn zum zweitenmal zu besteigen. Viel leichter ward es mir jetzt, und ich war oben über den Schnecken, ohne zu wissen, wie. Es war, als wenn der kühne Geist des Baumeisters mich beseelte, und mir Lust und Kraft zum Steigen einflößte. Ich war schon ganz einheimisch geworden, und alle Zaghaftigkeit schien gewichen zu sein. Der Thürmer, der Zutrauen zu mir gefaßt hatte, öffnete mir ohne Erlaubniß die Thür, welche in die Spitze des Thurmes hinaufführt, und ich machte mich ohne meinen Begleiter, der unten blieb, auf den Weg.

In seiner Gesellschaft hätte ich vielleicht das Ziel erreicht, aber allein verlor ich den Muth. Ich stieg bis zur Hälfte hinauf; da kehrte ich, von der Unbequemlichkeit und Steilheit der engen Treppen abgeschreckt, zurück. Es that mir leid, als ich herunterkam, und thut mir noch leid. So durchsichtig und luftig die Treppe ist, so hat sie doch keine Gefahr, und meine Furcht war eitel. Welch ein Entzücken, oben zu stehen unter der Krone, wo der Baumeister im stolzen Gefühle der Vollendung seines großen Werkes gestanden hat, und diesen Triumph im Geiste mit ihm zu feiern!

Ich stehe wieder unten schauend und sinnend. Was ist's, das solche Gewalt auf meinen Geist ausübt? Worin liegt der Zauber, der mich gefangen hält? Ich kenne die meisten der großen Dichtwerke, in welchen der menschliche Geist seine Erhabenheit und Schöpferkraft offenbart hat, und ich glaube, ihren Geist gefaßt zu haben. Aber keins hat so mit einem Schlage mein Gemüth getroffen, und in solcher lichtvollen Bestimmtheit und mit solcher siegenden Gewalt sein Wesen und seine Bedeutung kund gethan. Aus dem Geiste in geistiger Gestalt geboren, schwebt und schwankt die Dichtung vor der Betrachtung, welche leicht zerstreut und gestört, und sich an Einzelnes, anstatt an das Ganze

zu halten versucht wird. Hier ist der Geist mit seiner freiesten Kraft und reichsten Fülle in den körperlichen Stoff bildend eingegangen und hat sich eine Gestalt geschaffen, welche den Sinn des Auges in strenger Begränzung erfüllt, und so den Geist sicher ergreift und an sich zieht. Ich habe manche Meisterwerke der Bildnerei und Malerei gesehen und ihre Schönheit empfunden. Ich habe das Bild Christi gesehen, welches die ganze Hoheit und Majestät des Gottes, mit dem treuen wahrhaften Leben des Menschen vereinigt, darstellt; ich habe das Bild der Maria in der ganzen Verklärung der schönen Weiblichkeit gesehen; ich habe im Anschauen dieser Meisterstücke des Pinsels eine Erhebung und Andacht, ein Entzücken über alle Vergleichung gefunden: aber der Eindruck war nicht so augenblicklich, nicht so entschieden und unwiderstehlich; ich mußte sinnen, betrachten, nachfühlen, nachschaffen; es war ein geistiges Anschauen, beinahe wie bei einem Gedicht. Herrlichkeiten der Natur sind vor meinem Blicke vorübergegangen, welche in ihrer Art einzig genannt werden. Ich will nicht den Rheinfall, nicht die Gletscher von Grindelwald anführen, welche groß und herrlich sind, aber doch nicht den Grad von Erhabenheit erreichen, den ich dem Straßburger Münster zuschreibe. Das Größte, was ich in der Natur gesehen, ist

die Aussicht vom Rigi, und wenn ich diesen zur Vergleichung stelle, so hat der Münster einen schweren Wettstreit. Wie kann sich das Werk von Menschenhänden dem Wunder der Schöpfung vergleichen? — Schon der Rigi allein, in seiner lieblichen Größe, mit seinen grünen Triften und den anmuthigen Umgebungen von Seen und Städten, würde dem Münster den Rang ablaufen; zur winzigen Kleinheit aber schrumpft dieser zusammen vor jener ungeheuern Umthürmung von Schneebergen, welche den Regi von Nordost bis Südwest umziehen. Größer war unstreitig das Gefühl, das mich auf diesem Berge ergriff: es war das Hochgefühl des Gedankens an die Größe des Schöpfers, der Schauer der Ehrfurcht vor dem Allmächtigen. — Aber wie immer die Kunst den Vortheil der bestimmten Begränzung vor der Natur hat, so schien mir auch die Größe jenes Naturschauspiels zu ungemessen und ungeheuer, meine Seele war überfüllt und der empfangene Eindruck unfaßbar. Und noch einen Vorzug theile ich dem Kunstwerke vor dem Naturschauspiele zu, daß es als Menschenwerk das Gepräge des menschlichen Geistes trägt, des menschlichen Gedankens und Gefühls Zeichen ist und uns deswegen wärmer und freundlicher berührt. Der Geist der Schönheit und des Lebens ist ein und derselbe in der Natur und Kunst, im Menschen und allen übri-

gen Geschöpfen. Selbst die großen Massen der Gebirge, obschon von der blinden Kraft der Anziehung zusammengeballt, sind Werk und Zeugniß des Geistes, der aus uns athmet. Aber wie das Antlitz eines Menschen uns befreundeter ist und deutlicher zu uns spricht, als die schöne Blume, die schöne Landschaft, so steht uns auch das Kunstwerk näher, als die Natur. In ihm fühlen wir dem schaffenden Geiste des Künstlers nach; er ist uns Mittler der göttlichen Offenbarung, Deuter der göttlichen Geheimnisse. Das Kunstwerk gehört der Geschichte, der wir unser geistiges Dasein verdanken, und so gehört der Münster der Geschichte der christlichen Kirche und wurzelt auf dem Boden der sittlichen Freiheit und Erlösung.

Der Erbauer war ein gläubiger Christ und fühlte und lebte, wie alle wahren Christen fühlen und leben sollen: er war unser Bruder im Geiste, mit brüderlicher Stimme spricht er zu uns und verkündet uns, was der Geist ihm eingab, der auch uns beseelt. Hochgefühl schwellt meine Brust, wenn ich dein Werk sehe, großer Erwin! aber von Liebe entbrennt mein Herz gegen dich. Ich möchte vor dir niederknieen; aber du ergreifst freundlich meine Hand, und ich wage es, dich in meine Arme zu schließen; denn

mir und allen Christen zu Liebe hast du gelebt und gewirkt und dieses Wundergebäude aufgerichtet.

Alle Kunst steht im Dienste des Glaubens und der Frömmigkeit, und nur in ihrer Entartung sagt sie sich davon los. Die heidnische Kunst trägt das Gepräge der heidnischen Religion, die christliche das der christlichen. Der Münster von Straßburg ist ganz ein Werk des christlichen Geistes; und wenn die christliche Kirche untergegangen, alle christliche Geschichte vergessen und die heilige Schrift verloren wäre, dieses Bauwerk würde als Hieroglyphe dem deutenden Frommen verkünden, was das Christenthum gewesen.

Die griechische Bauart mit ihren schlanken zierlichen Säulen, ihren klaren leichten Massen, ihren platten Dächern und niedrigen Giebeln, in ihrer sanften ruhigen Schönheit, ohne Kühnheit und Größe, in ihrer Mäßigkeit und Einfachheit, ohne Fülle und Mannigfaltigkeit, ist ein treuer Spiegel jener Religion ohne wahre Andacht, ohne den Glauben an das Unsichtbare, ohne die Liebe des allgemeinen Menschlichen, die aber, in jugendlicher Frische und Kraft der Phantasie und Begeisterung blühend, von einer bildungsreichen Kunst und Dichtung unterstützt, ein heiteres, vom Lichte der Schönheit verklärtes Bild des Lebens schuf und überall

Ebenmaas, Anmuth, Wohllaut verbreitete. Das christliche Gemüth bedurfte eines höhern Schwunges. Die niedere Decke des Tempels erhob sich zum kühnverschlungenen Spitzgewölbe; die schlanken Säulen erhöhten und verstärkten sich zur Riesengröße; die geraden, einfachen Linien der Gesimse und Friese bogen sich zu Dreiecken und Wölbungen um, und füllten sich mit mannigfaltigen Zierrathen; die Masse des Baues stieg ins Ungeheure, und über dem Tempel strebte noch der Thurm in die Lüfte. In dieser Kühnheit und Größe spricht sich der zum Himmel strebende Glaube des Christen aus, der, nicht zufrieden mit dem klaren, einfachen Ebenmaas irdischer Verhältnisse, eine Einheit sucht, welche Himmel und Erde umspannt. Die leicht begreiflichen Maase des Vierecks und des Zirkels verschmähte der christliche Baukünstler; das Dreieck, Sinnbild des geheimnißvollen Dreiklanges und der göttlichen Dreieinigkeit, die Spitzsäule, Sinnbild der zum Himmel aufsteigenden Flammen, die Ellipse und Parabel, welche die Bahn der Himmelskörper bezeichnen, mußten ihm die Bestandtheile seiner Schöpfung liefern, welche ein Bild des Weltalls sein sollte, und die gerade Linie und das Viereck dienten ihm nur als die irdischen Träger, als das Gerüst, auf welchem sich das kühne Gebäude erhob. Wenn sich der bildende Verstand der Grie-

chen im eingeschränkten Kreise seines Stoffs vollkommen Meister zeigt, und die Form überall die Masse beherrscht: so umfaßt der auf das Unendliche gerichtete Verstand des christlichen Künstlers eine überschwengliche Fülle des Stoffs, welche die Form zu überwältigen droht; aber dieser Stoff selbst ist bis in das Kleinste von der Form durchdrungen; kleine Säulen sprossen aus den größern, die Gewölbe zersplittern sich in einzelne Reife, eine Menge Zierrathen füllen die Flächen, und diese Mannigfaltigkeit fügt sich dann wieder in größere Verhältnisse, so daß zwar der ordnende und vertheilende Verstand durchblickt, aber nicht kalt und stolz sich über den Stoff erhebt, sondern sich wie trunken und begeistert in der Fülle verliert. Dieser Reichthum der Mannigfaltigkeit verkündet den christlichen Geist der Liebe und Freiheit. Wie er in der Natur das Kleinste, wie das Größte, als Geschöpf Gottes liebevoll anerkennt, wie er in der sittlichen Welt die Entwickelung jeder menschlichen Kraft, die Würde jeder Person, die freie Zusammenwirkung aller Einzelnen zum Ganzen gepflegt wissen will: so will er auch in der Kunst die freieste, reichste Vereinzelung und Verzweigung unter das freie Maas des Wohllauts zusammengefügt sehen; eine Welt soll sich dem Blicke enthüllen und sich zum Ganzen, zum Bilde des Weltalls frei gestalten.

Die Baukunst der Alten verhält sich zur altdeutschen, wie ihre Musik zur unsrigen. In der alten Musik herrschte die Melodie vor und die Harmonie trat zurück; die Form beherrschte einen leichten, beschränkten Stoff. In der neuern Tonkunst herrscht die Harmonie vor, sie schwelgt in der Fülle des Stoffs; die Melodie, die als Form die Harmonie beherrscht, wird selbst wieder in den Stoff verschlungen und muß der Harmonie dienen, und aus der Verschlingung einzelner Melodien in die Harmonie erbaut sich eine höhere Melodie, welche als Form über dem Ganzen schwebt.

So vereinigt ein altdeutsches Bauwerk eine Menge einzelner Bauwerke, in denen sich das Ganze im Kleinen wiederholt, und die sich alle in das Ganze ebenmäßig einfügen; das Gestaltete wird zum Stoff, aus welchem sich eine höhere Gestaltung erbaut; Alles ist selbstständig und um sein selbst willen da und ordnet sich wieder dem Ganzen unter. So verbindet sich Größe mit Reichthum und Fülle, Kühnheit mit Leichtigkeit, Erhabenheit mit Wärme und Anmuth. Kein altdeutsches Bauwerk aber trägt diesen Charakter in größerer Vollkommenheit, als der Straßburger Münster, und kein Baumeister faßte diesen Geist besser, als Erwin von Steinbach. Darum baute er diesen Thurm so leicht und luftig und goß über ihn in allen Theilen diese

Fülle von Anmuth aus. In seiner Seele fand neben dem höchsten, kühnsten Gedanken die freudige, heitere Lebenslust Raum; er schuf dem Schöpfer nach, der neben der hohen Zeder und der gewaltigen Eiche die liebliche Blume des Grases verblühen läßt. Er wußte den Scherz mit dem Ernste zu verbinden und reihete unter die Bilder der Heiligen und Helden wundersame, neckende, zierliche Thiergestalten. Sich selbst, den Schöpfer solches Werks, verspottete er mit gutmüthigem Scherze und stellte sein Bild oben an den Fuß der Thurmspitze, aufschauend nach der zweiten, die er gegenüber aufführen wollte und nicht konnte, während neben ihm der Werkmeister spöttisch lächelt über den unausführbaren Gedanken.

Welch eine herrliche Zeit, die einen solchen Schöpfergeist hervorbrachte! Der Quell der Geistesgaben kann nie versiegen; immer ruft Gott von Zeit zu Zeit Heldengemüther hervor, welche die Hoheit des menschlichen Geistes verkünden. Unsere Zeit darf sich eines Dichters rühmen, der, wie er auf das Werk Erwins zuerst wieder die Aufmerksamkeit lenkte, so auch seiner Würdiges schuf und noch Herrlicheres geschaffen haben würde, wenn er in einer bessern Zeit aufgetreten wäre. Es fehlt unserer Zeit die heilige Begeisterung, welche die Dichter tragen und heben konnte; in ge-

meiner, kalter Umgebung stehen sie da, allein auf ihre eigene Kraft zurückgewiesen. Viel weniger aber ist unsere Zeit im Stande, die Ausführung eines solchen Werkes, wie der Straßburger Münster ist, zu fördern. Laßt sie uns preißen, jene Zeit, die den großen Gedanken Erwins zur Ausführung brachte! Wie viele Menschenhände mußten an diesem Riesengebäude arbeiten, wie viel Zeit und Geld mußte daran gewendet werden! Und kein Despot hat durch seine Treiber die Arbeiter gezwungen und die dazu verwendeten Schätze seinem Volke erpreßt; in einer freien Stadt, unter dem milden Hirtenstabe des geistlichen Regiments, ist dieser Bau zu Stande gekommen. Solches wirkte der damals die christliche Welt beseelende Gemeingeist für die Kirche, der fromme Eifer, der glühende Glaube. Damals zersplitterten sich die Kräfte und Richtungen nicht ins Mannigfaltige. Alles wurde für einen großen, gemeinsamen Zweck zusammengehalten, und alle Quellen und Bäche flossen in einen großen Strom zusammen, in welchem sich Erde und Himmel spiegelte. Seitdem hat sich das Leben der christlichen Welt viel reicher und mannigfaltiger gestaltet; der Stamm des Lebens hat eine Menge neuer Zweige getrieben; das Einzelleben hat sich freier und eigenthümlicher ausgebildet; Verstand und Wissenschaft sind weiter verbreitet

und reicher ausgestattet; aber damit ist auch die Eigensucht, der Eigensinn, die Genußsucht und Willkühr in's Leben gedrungen, die Richtungen und Bestrebungen durchkreuzen sich; Viele sind wider einander, Wenige vereinigen sich zum Gemeinsamen. Die Kirche hat ihre Herrschaft über die Gemüther verloren, und der Staat ist ein großes Haus, in welchem Viele abgesondert zur Miethe wohnen. Wann werden wir wieder Werke und Thaten gemeinsamer hoher Bestrebung vollführen? Wann werden wir wieder dem aufgerichteten Panier des heiligen Kreuzes folgen? Wann werden Herzen und Hände sich vereinigen zu einem großen Werke, das die Ehre Gottes und die Herrlichkeit seines Reiches auf Erden verkündet? Erst müssen wir uns wieder zusammenfügen zu e i n e m Tempel des HErrn, zu einem vom Geiste der Eintracht beseelten Leibe, ehe wir hoffen können, solche Tempel wieder aufzurichten, wie Erwin von Steinbach aufrichtete. Erst müssen wir die Heiligthümer, die uns die Vorzeit hinterlassen und die wir entweiht haben, durch Buße und Andacht wieder einweihen; das Licht des Glaubens muß in ihnen wieder angezündet, das reine Wort des Evangeliums verkündet und die Feuertaufe des Geistes über uns ausgegossen werden. Das Christenthum ist, wie der Geist der Freiheit, den es in die Menschheit

eingeführt hat, einer unendlichen Entwickelung fähig; jede Zeit hat ihren eigenen Geist und ihre eigene Schöpferkraft: ein neuer Erwin von Steinbach wird in der neuern Zeit, zwar in demselben Geiste des Glaubens und der Liebe, und nach demselben Urbilde, aber doch Anderes und Eigenthümliches schaffen, und die zu Durchbildung gelangte evangelische Kirche wird, wie sie Gott auf eine freiere und reinere Weise dient, sich auch in Bauwerken auf ihre eigene Weise verherrlichen.

64.

Etwas über gothische oder deutsche Bauart.

(Von Göthe.)

1.

Unter Tadlern der gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierrathen, die durch ihre Willkührlichkeit einen religiös düsteren Charakter widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, von denen man weder gute Verhältnisse, noch

eine reine Folgerichtigkeit gewahr wird, vor's Gesicht gekommen waren. Hier aber (beim Straßburger Münster) glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich mir aufdrang.

Herausgefunden war (von mir) das richtige Verhältniß der größeren Abtheilungen (des Bau's) und die so sinnige als reiche Verzierung bis in's Kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieser mannigfaltigen Zierrathen untereinander, die Hinleitung von einem Hauptheile zum Andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr gerieth ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu studieren, theils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wieder herzustellen.

Da ich nun an alter deutscher Stätte dieses Gebäude gegründet und in ächter, deutscher Zeit so weit gediehen

fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabstein gleichfalls vaterländischen Klanges und Ursprungs war, so wagte ich, die bisher verrufene Benennung „gothische“ Bauart, aufgefordert durch den Werth dieses Kunstwerks, abzuändern und sie als deutsche Baukunst unserm Volke heimzugeben.

Wenn ich die Neigung bedenke, die mich zu jenen alten Bauwerken hinzog, wenn ich die Zeit berechne, die ich allein dem Straßburger Münster gewidmet, die Aufmerksamkeit, mit der ich späterhin den Dom zu Kölln und den zu Freiburg betrachtet und den Werth dieser Gebäude immer mehr empfunden; — so könnte ich mich tadeln, daß ich sie nachher ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere Kunst angezogen, völlig im Hintergrunde gelassen. Sehe ich nun aber in der neusten Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegenstände hingelenkt, Neigung, ja Leidenschaft für sie hervortreten und blühen, — sehe ich tüchtige junge Leute von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen diesen Denkmalen einer vergangenen Welt rücksichtlos widmen; so werde ich mit Vergnügen erinnert, daß das, was ich sonst wollte und wünschte, einen Werth hatte. Mi

Zufriedenheit sehe ich, wie man nicht allein das von unsern Vorvordern Geleistete zu schätzen weiß, sondern wie man sogar aus vorhandenen unausgeführten Anfängen, wenigstens im Bilde, die erste Absicht darzustellen sucht, um uns dadurch mit dem Gedanken, welcher doch das Erste und Letzte alles Vornehmens bleibt, bekannt zu machen und eine verworren scheinende Vergangenheit mit besonnenem Ernst aufzuklären und zu beleben strebt.

65.

Woher sonst solche Baudenkmale, und jetzt nicht mehr?

(Von Göthe.)

Sehen wir gegenwärtig den deutschen Vaterlandsfreund leidenschaftlich in Gedanken beschäftigt, seiner heiligen Baudenkmale sich zu erfreuen, die ganz- oder halbvollendeten zu erhalten, ja das Zerstörte wieder herzustellen, finden wir an einigen Orten hierzu die gehörigen Renten, suchen wir die entwendeten wieder herbeizuschaffen oder zu ersetzen; so

beunruhigt uns die Bemerkung, daß nicht allein die Geldmittel spärlich geworden, sondern daß auch die Kunst und Handwerksmittel beinahe völlig ausgegangen sind. Vergebens blicken wir nach einer Masse Menschen umher, zu solcher Arbeit fähig und willig. Dagegen belehret uns die Geschichte, daß die Steinhauerarbeit in jenen Zeiten durch Glieder einer großen, weitverbreiteten, in sich abgeschlossenen Innung, unter den strengsten Formen und Regeln, verfertigt wurde.

Die Steinmetzen hatten nämlich in der gebildeten Welt eine sehr glückliche Stellung gefaßt, indem sie sich zwischen der freien Kunst und dem Handwerke in die Mitte setzten. Sie nannten sich Brüderschaft, ihre Statuten waren vom Kaiser bestätigt. Diese Anstalt gründete sich auf ungeheuere Menschenkraft und Ausdauer, zugleich aber auf riesenmäßige Bauwerke, welche alle zugleich errichtet, gefördert, erhalten werden sollten. Unzählige eingeübte Knaben, Jünglinge und Männer arbeiteten, über Deutschland ausgesät, in allen bedeutenden Städten. Die Obermeister dieser Heerschaar saßen in Köln, Straßburg, Wien und Zürich. Jeder stand seinem Sprengel vor, der geographischen Lage gemäß.

Erkundigen wir uns nun nach den innern Verhältnissen dieser Gesellschaft, so treffen wir auf das Wort Hütte,

erst, im eigentlichen Sinne, den mit Brettern bedeckten Raum bezeichnend, in welchem der Steinmetz seine Arbeit verrichtet, im uneigentlichen aber als den Sitz der Gerechtsame, der Urkundenverwahrung und des Handhabens aller Rechte. Sollte nun zum Werke geschritten werden, so verfertigte der Meister den Riß, der, von dem Bauherrn gebilligt, als Beleg und Vertrag in des Künstlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Gesellen und Diener, ihr Anlernen und Anstellen, ihre kunstgemäßen, technischen und sittlichen Obliegenheiten sind aufs genaueste bestimmt, und ihr ganzes Thun durch das zarteste Ehrgefühl geleitet. Dagegen sind ihnen große Vortheile zugesagt, auch jener höchst wirksame: durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen bauenden Welt, das heißt in der gebildeten, halb- und ungebildeten, sich den Ihrigen kenntlich zu machen.

Organisirt also denke man sich eine unzählbare Menschenmasse, durch alle Grade der Geschicklichkeit, dem Meister an Handen gehend, täglicher Arbeit für ihr Leben gewiß, vor Alter- und Krankheitsfälle gesichert, durch Religion begeistert, durch Kunst belebt, durch Sitte gebändigt; dann fängt man an zu begreifen, wie so ungeheuere Werke entworfen, unternommen und, wo nicht vollendet, doch immer weiter, als denkbar, geführt worden. Fügen wir noch

hinzu, daß es Gesetz und Bedingung war, diese gränzenlosen Gebäude im Tagelohn aufzuführen, damit ja der genauesten Vollendung bis in die kleinsten Theile genug geschähe; so werden wir die Hand auf's Herz legen und mit einigem Bedenken die Frage thun: welche Vorkehrungen wir zu treffen hätten, um zu unserer Zeit etwas Ähnliches hervorzubringen?

66.

Von Denkmälern.

(Von E. von S.)

So spricht der HErr zum deutschen Volke:

Ich habe dir das Auge zu den Sternen gerichtet und deinen Sinn in das Unermeßliche vertieft, damit du vernähmest, was jenseits der Erde liegt, und dich nach dem Verborgenen sehnetest.

Denn dieses irdische Leben hat keine Genüge und der Sterblichen Hoffnung giebt hier nimmer Erfüllung.

Darum nennt der Mensch, was jenseits liegt, sein Land, und spricht zu der Unsterblichkeit: du bist mein Leben;

und baut aus dem Staube, was dem Ewigen gleicht, und stellt Bilder der Dauer in den flüchtigen Wechsel: ein Zeichen, daß hier seine Stätte nicht ist, und daß er zur Heimath wieder hinüber will.

Darum, damit das Hohe und Überschwängliche in dir lebendig bleibe und das Niedrige und Lüsterne dem Unsterblichen diene, sollst du aufrichten, was die Herzen erhebt, und erbauen, was die Gedanken lichtet; und sollst dir Denkmäler schaffen und Erinnerungen der Tugenden deiner Väter und der Thaten und Arbeiten deiner Helden und Sehrmänner *).

Denn ein Denkmal spricht feuriger, als das glühende Wort, und aus dem stummen Steine klingt ein lebendiger Klang.

Und sollst du diese Denkmäler machen im hohen Sinn, wie deine Altvordern weiland, und nicht wie die Menschen von gestern und heute: daß sie nicht aussehen, wie ein vergängliches Werk, das nicht länger währen wird, als gestern und heute.

---

*) Sehrmänner, ein in Norddeutschland hie und da übliches und sehr brauchbares Wort, das einen kräftigen und ungewöhnlichen Mann bezeichnet.

Und sollst nicht albern thun, wie die Jetzigen, daß sie die Zeiten und Orte und Völker vermengen und meinen, was bei Griechen und Römern einst herrlich und vortrefflich war, könne es auch bei dir seyn.

Und mischen sie so Heidenthum und Christenthum und Morgenland und Abendland zusammen und gaffen ihr Werk an, und staunen und rufen: siehe, wie vollkommen ist es!

Und ist dies doch eitel Trug und Täuscherei, und kann das Fremde und Veraltete die Herzen nicht ergreifen, sondern verkehrt zuerst die Augen und macht nachher auch die Gedanken dumm.

Sondern jedes Denkmal sei an die Natur gestellt, worin es stehen soll, und an das Gemüth gehalten, zu welchem es sprechen soll.

Denn geh nach Berlin oder Wien oder Dresden oder wohin du willst: Allenthalben siehst du Undeutsches oder Unchristliches oder so Altes, daß die Jetztlebenden es nicht begreifen.

Aber was die Klugen schön nennen, das betet die Menge so nach, und wird ihnen das Gefühl verstockt und das Urtheil verkehrt.

Und wäre es daher wohl ein gutes und löbliches Ding, wenn du das Bunte und Fremde von dir thätest und nicht

erzwingen wolltest, was in deinem Lande doch nur leerer Schein und Thorheit wird.

Wohl aber magst du, wo große Thaten geschehen und Helden gefallen und edle Männer begraben sind, Hügel aufschütten nach der Weise deiner Väter, und stattliche Steine hinwälzen zur Erinnerung deiner Enkel, oder große Bäume pflanzen, welche die Urenkel als heilige Bäume ehren und die abgestorbenen immer erneuen.

Und mag das Sinnbild deines Heils, das heilige Kreuz, auf dem Gipfel der Hügel prangen, Verkünder der Frömmigkeit und Tapferkeit, und allen sagen, daß mit Gott allein das Große vollbracht wird.

Solche Zeichen stehen dir wohl, großartig wie deine Natur, und einfach, wie dein Gemüth.

Und wirkt es immer mehr auf das Herz, wenn der Mensch die Natur selbst zu einem großen Denkmal machen kann; denn Gott bleibt ewig erhaben über dem menschlichen Werke.

Was du aber hinstellest in deinen Städten und auf deinen Plätzen, das muß so stolz und mächtig seyn, daß der Mensch darin anstrebe gegen die Natur und kühne Gedanken hervorblitzen aus seiner Gewalt.

So seien deine Bilder und Tempel; nicht in jener kleinlichen Zierlichkeit, welche der Tag Größe nennt!

Denn das Kleinliche vermindert das Gemüth und das Blanke gaukelt mit Gefühlen dahin.

So sollst du es aber alles ordnen mit deinen Denkmälern und mit ihren Festen, daß sie ein Sporn großer Thaten seien und eine Macht, welche von dem Eiteln auf das Unsterbliche hinweis't.

67.

Die Tonkunst.

(Von Heinse.)

Die Tonkunst ist unter den Künsten die allgemeinste; sie wirkt am meisten auf das Volk und steht oben an bei jeder Feierlichkeit und Freude. — Sie gibt der Seele den hellsten und frischesten Genuß.

Die Menschenstimme ist unstreitig das Wesentlichste bei der ganzen Musik; aber an vortrefflichen Menschenstimmen fehlt es überall gar sehr, in Kirchen, wie im gemeinen

Leben. In Städten von vielen tausend Einwohnern sind drei oder vier schöne reine, nur einigermaßen ausgebildete Menschenstimmen — in Deutschland, und noch mehr in England und dem Norden, eine wahre Seltenheit.

Die mehrsten schönen Menschenstimmen findet man in Gegenden, wo reine, heitre Luft und gutes Wasser ist; gewöhnlich gar keine, wo Kröpfe und schlechte Zähne einheimisch sind.

Die Stimmen von weitem Umfang und wichtigem Gehalt sind niemals gleich von Natur da; sie werden nur durch unaufhörliche Übung gestärkt und gebildet.

Es ist erstaunlich, wie unendlich mannigfaltig der Mensch die wenige Luft verändert, die er mit einem Zug einathmet! Man muß zugleich die Geschmeidigkeit und Gewalt des Elements und die Werkzeuge, womit er es bildet, bewundern. Welche Menge von Stimmen, Tönen, Worten, Sprachen!

Man könnte den Gesang die reine Musik nennen. Sie greift die Nerven und alle Theile des Gehörs an und verändert dadurch das innere Gefühl außer allen andern Vorstellungen der Phantasie. Der ganze Mensch erklingt gleichsam und es entstehen Empfindungen nach dem Ver-

hältnisse der Töne und nach der Beschaffenheit der Massen, wodurch sie hervorgebracht werden.

Unser Gefühl selbst ist nichts anders, als eine innere Musik, immerwährende Schwingungen der Lebensnerven. Alles, was uns umgiebt, was wir Neues denken und empfinden, — vermehrt oder vermindert, verstärkt oder schwächt den vorigen Grad ihrer Bewegung. Die Musik rührt sie so, daß es ein eignes Spiel, eine ganz besondere Mittheilung ist, die alle Beschreibung von Worten übersteigt.

Göttliche Kunst, welche das Dasein fühlender Wesen so unmittelbar unter ihrem gewaltigen Zepter hat!

68.

Das Leben Händel's.

(Von Gerber.)

Georg Friedrich Händel war zu Halle an der Saale den 24. Febr. 1684. geboren, wo sein Vater Arzt war. Dieser hatte ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt und begünstigte seine Neigung zur Musik nicht. Dennoch brachte der

Knabe es aus eignem Triebe und ohne besondere Anweisung schon in seinem siebenten Jahre zu einer großen Fertigkeit auf dem Klavier. Damals machte er mit seinem Vater einer Reise nach Weißenfels an das herzogliche Hoflager. Hier zog er durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich, der ihn zufällig hörte, reichlich beschenkte und durch dringende Vorstellungen den Vater bewog, ihn ganz der Musik zu widmen. Jetzt bekam er an Zachau, dem Organisten an der Domkirche zu Halle, einen geschickten Lehrer und machte bewundernswürdige Fortschritte. Im neunten Jahre schon fing er an, eine vollständige Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten zu setzen. Da man allgemein fand, daß er seinen Meister bereits übertroffen, ward er im Jahr 1698 nach Berlin gesandt, wo an dem Hofe des prachtliebenden Friedrichs I. das Singspiel in einem glänzenden Zustande war. Hier wurde besonders Attilio sein Lehrer. Händel erregte bald Aufsehen, nahm aber die Anerbietungen des Kurfürsten (nachmaligen Königs) nicht an und kehrte nach Halle zurück. Da die Vermögensumstände seiner Ältern ihm nicht die Mittel zu einer Reise nach Italien darboten, ging er zunächst nach Hamburg. Er wurde dort bald Direktor der Oper, ungeachtet der Gegenwirkung eines Nebenbuhlers, dessen Rachsucht so

weit ging, daß er, als sie beide zugleich aus dem Singspiele gingen, ihm mit dem Degen einen Stoß auf die Brust gab, der glücklicher Weise von einem Notenbuche aufgefangen wurde. Händel war jetzt noch nicht 15 Jahr alt, da er als Tonsetzer des Singspiels auftrat. Sein erstes Singspiel war Almeria, die mit so großem Beifall aufgenommen wurde, daß sie 30 Abende hinter einander gegeben werden mußte. Er war allgemein geehrt; dennoch verließ er Hamburg nach 5 Jahren, um seine musikalischen Arbeiten in Italien zu vollenden, zu welchem Zweck er sich 200 Dukaten erspart hatte. Er ging 1703 nach Florenz, wo er ein Jahr verweilte. Darauf begab er sich nach Venedig. Hier ließ er sich, da er einen Mummentanz besuchte, auf einem Flügel hören. Der berühmte Skarletti, der zufällig dabei stand, gerieth über sein Spiel in Begeisterung und rief aus: „Entweder ist das der Sachse oder der Teufel!“ Da man auch hier eine Oper von ihm wünschte, setzte er binnen 3 Wochen seine Agrippina, welche 27 Abende hinter einander gegeben wurde. Auch in Rom fand Händel die glänzendste Aufnahme. Die Großen dieser Stadt wetteiferten, ihm ihre Bewunderung zu bezeigen. Von Rom ward er nach Neapel eingeladen. Nach 6 Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, und der Kurfürst von Hannover ernannte ihn

zu seinem Kapellmeister. Aber schon zu Ende des Jahres 1710 ging er von neuem auf Reisen und setzte nach England über, wo ihm in der Folge ein glänzender Schauplatz für seine Thätigkeit zu Theil ward. Nach Verlauf eines Jahres kam er nach Hannover zurück; aber schon 1712 ging er von neuem nach England, übernahm hier, uneingedenk seiner frühern Verpflichtungen, die Aufsicht über das Singspiel auf der Hay-Market-Bühne mit einem Jahrgehalt von 200 Pfund Sterling, und gab ihr einen Schwung in der Neigung der Menge und eine Gediegenheit in der innern Zusammensetzung, wie beides vorher in England unerhört gewesen. Unterdeß starb 1714 die Königin Anna, und der bisherige Kurfürst von Hannover, der über Händels Vernachlässigung seiner Dienstverhältnisse höchst unzufrieden war, bestieg als Georg I. den brittischen Thron. Auf die Verwendung seiner Freunde ward ihm jedoch von dem Könige verziehen und sein Jahrgehalt sogar bis auf 600 Pfund erhöht, wobei er den Auftrag erhielt, die Prinzessin in der Musik zu unterrichten. Auf der Hay-Market-Bühne wurde eine besondere Akademie errichtet, wobei die Hauptabsicht war, immer eine Auswahl vorzüglicher Opern zu besitzen und möglichst vollkommen darzustellen. Händel trat an die Spitze dieser Anstalt, reisete, um Sänger anzuwer-

ben, auf das feste Land und brachte von Dresden zwey berühmte italiänische Sänger mit. Nach den gehörigen Vorbereitungen führte er 1720 ein neues Singspiel auf, das einen unglaublichen Beifall erhielt. Aber eben dieser glänzende Erfolg reizte seine Nebenbuhler, an deren Spitze Buononcini mit seinem Anhange stand. Man kam überein, beide sollten an einem und demselben Singspiel arbeiten, jeder einen Akt, und derjenige solle im Besitz des Hauses bleiben, der den Sieg davon trüge. Das Singspiel hieß Muzio Scävola. Händel setzte den Eingang und den letzten Aufzug, und gewann den Preis. Die Akademie ward nun auf einen festen Fuß gesetzt und Händel zeigte 9 Jahre hindurch, was ein großes Talent mit Beharrlichkeit auszuführen vermag. Er gerieth aber darauf in mancherlei Verdrüßlichkeiten, welche so nachtheilig auf ihn wirkten, daß sich nicht nur sein Körper, sondern selbst sein Geist in Zerrüttung befand. Der Gebrauch der Aachner Bäder stellte ihn glücklich wieder her. Er kam im J. 1736 nach London zurück und führte jetzt sein Alexandersfest mit großem Beifall auf. Das Glück, das ihn einige Zeit verlassen hatte, kehrte zu ihm zurück. Sein Wunsch indeß war, unabhängig zu leben, und deshalb fiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung der sogenannten Oratorien, die jedoch nicht als

Opern — denn man hielt dies für eine Entweihung des heil. Stoffs — sondern als Concerte gegeben wurden. Aber dieser Umstand machte, daß selbst sein im höchsten und vollendetsten Kirchenstyl geschriebener Messias anfänglich nur kaltsinnig aufgenommen wurde. Eine größere Begeisterung erregte er in Dublin, wo er einige Vorstellungen gab, und als er nach 9 Monaten nach London zurückkehrte, ward ihm auch hier ein allgemeiner Beifall nach Verdienst zu Theil. Der Messias ward das Lieblingsstück des Volkes, und Händel gab ihn jährlich ein Mal zum Besten des damals noch schlecht begründeten Fündlingshauses. Im Jahr 1751 befiel ihn eine Augenkrankheit. Er unterwarf sich vergebens den schmerzhaftesten Heilversuchen; das Übel war unheilbar. Aber auch der Verlust des Gesichts hemmte seine Thätigkeit nicht; er setzte seine Oratorien, unter denen noch Judas Makkabäus und Samson überaus herrlich sind, bis 8 Tage vor seinem Tode fort, welcher den 14. August erfolgte. Sein Leichnam liegt in der Westmünsterabtei, wo ein schönes Denkmal das Gedächtniß eines der ausgezeichnetsten, tiefsten und gedankenvollsten musikalischen Dichter verewigt.

Dieses Denkmal ist von Marmor und nimmt einen ganzen Bogen der Kirche ein. Im Hindergrunde befindet sich eine Orgel, an deren Fusse mehrere musikalische Instrumente

liegen. Über der Orgel spielt ein Engel, in einer Wolke schwebend, auf einer Harfe. Unten an die Orgel gelehnt steht Händel, in Lebensgröße, in einer aufmerksamen und horchenden Stellung, mit einem Notenblatt und einer Feder in der Hand, als wollte er die Engelstimme nachschreiben.

Im nämlichen Jahre feierte das englische Volk sein Jubelfest durch eine viertägige Aufführung seiner geistlichen Werke in der Westmünsterabtei bei seinem Grabe, und seiner übrigen Werke im Pantheon durch ein Orchester von 500 Tonkünstlern, an dessen Spitze zwei Deutsche, die Mara als Sängerin und Cramer als Conzertmeister bei den Instrumenten, standen. Diejenigen Tonkünstler, welche dabei umsonst gespielt hatten, erhielten eine Denkmünze, auf deren einer Seite das Bildniß Händels mit seinem Namen, auf der Rückseite musikalische Siegeszeichen in einem Kranze von Eichenlaub zu sehen waren.

Im Jahre 1790 wurde diese Gedächtnißfeier abermal mit der Aufführung seines Messias und anderer seiner Werke erneuert. Dießmal waren es der Sänger und Spieler tausend! Als Schubart davon hörte, rief er aus: „Da scheint sich der Himmel zu zerreißen und der Hörer am Kristallmeere zu stehen, wo die himmlischen Harfenspieler unter seraphischen Gesängen Preis und Jubel Gott und dem Lamme

bringen. Keinem unter allen Tonkünstlern der Welt ist noch die Ehre widerfahren, die unserm Händel widerfuhr: im Leben bewundert und belohnt, und nach dem Tode wie ein Heiliger verehrt; gleichsam ein heilig-gesprochener Tonmeister."

69.

Das Leben Sebastian Bach's.

(Von Forkel.)

Wenn es je eine Familie gegeben hat, in welcher eine ausgezeichnete Anlage zu einer und eben derselben Kunst gleichsam erblich zu sein schien, so war es gewiß die Bachische. Durch sechs Geschlechter hindurch haben sich kaum zwei oder drei Glieder derselben gefunden, die nicht die Gabe eines vorzüglichen Talents zur Musik von der Natur erhalten hatten und die Ausübung dieser Kunst zu der Hauptbeschäftigung ihres Lebens machten.

Der Stammvater dieser in musikalischer Hinsicht so merkwürdig gewordenen Familie hieß Veit Bach. Er war ein

ein Bäcker zu Presburg in Ungarn. Beim Ausbruch der Religions-Unruhen im sechszehnten Jahrhundert wurde er aber genöthigt, sich einen andern Wohnort aufzusuchen. Er rettete von seinem Vermögen, was er konnte, und zog damit nach Thüringen, wo er Ruhe und Sicherheit zu finden hoffte. Der Ort, an welchem er sich in der Gegend niederließ, ist Wechmar, ein nahe bei Gotha liegendes Dorf. Er fing hier bald an, sich wieder mit seinem Bäcker-Gewerbe zu beschäftigen, vergnügte sich aber nebenher bei müßigen Stunden sehr gerne mit der Zither, die er sogar mit in die Mühle nahm und während dem Mahlen unter allem Getöse und Geklapper der Mühle spielte. Diese Neigung zur Musik pflanzte er auf seine beiden Söhne, diese wieder auf die ihrigen fort, bis nach und nach eine sehr ausgebreitete Familie entstand, die in allen ihren Zweigen nicht nur musikalisch war, sondern auch ihr Hauptgeschäft aus der Musik machte, und bald die meisten Cantor-, Organisten- und Stadtmusiker-Stellen der Thüringischen Gegenden in ihrem Besitz hatte.

Es zeichneten sich in jeder Generation wenigstens einige Glieder vorzüglich aus. Dieß thaten schon im ersten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts drei Enkel des Stammvaters so merklich, daß der damals regierende Graf von

Schwarzburg-Arnstadt es der Mühe werth hielt, sie auf seine Kosten nach Italien, der damaligen hohen Schule der Musik, reisen zu lassen, um sich dort noch mehr zu vervollkommen. Noch mehr zeichneten sich einige Glieder der vierten Generation aus.

Alle diese und noch verschiedene andere vorzügliche Tonsetzer aus den frühern Geschlechtern der Bachischen Familie hätten sich unstreitig weit wichtigere musikalische Aemter, so wie einen ausgebreitetern Ruf ihrer Geschicklichkeit und ein glänzenderes äußeres Glück verschaffen können, wenn sie geneigt gewesen wären, ihr Vaterland Thüringen zu verlassen und sich anderwärts in und außerhalb Deutschland bekannt zu machen. Man findet aber nicht, daß irgend einem derselben die Lust zu einer solchen Auswanderung einmal angekommen sei. Genügsam von Natur und durch Erziehung, bedurften sie nur wenig zum Leben, und der innere Genuß, den ihnen ihre Kunst gewährte, machte, daß sie die goldenen Ketten, welche damals geachteten Künstlern von großen Herren als besondere Ehrenzeichen ertheilt wurden, nicht nur leicht entbehrten, sondern ohne den mindesten Neid sie an andern sahen, die vielleicht ohne diese Ketten nicht glücklich gewesen sein würden.

Außer dieser schönen, zum frohen Lebensgenuß unentbehrlichen Genügsamkeit, hatten auch die verschiedenen Glieder dieser Familie eine sehr große Anhänglichkeit an einander. Da sie unmöglich alle an einem einzigen Orte beisammen leben konnten, so wollten sie sich doch wenigstens einmal im Jahre sehen und bestimmten einen gewissen Tag, an welchem sie sich sämmtlich an einem dazu gewählten Orte einfinden mußten. Auch dann noch, als die Familie an Zahl ihrer Glieder schon sehr zugenommen und sich außer Thüringen auch hin und wieder in Ober- und Niedersachsen, so wie in Franken hatte verbreiten müssen, setzte sie ihre jährlichen Zusammenkünfte fort. Der Versammlungsort war gewöhnlich Erfurt, Eisenach oder Arnstadt. Die Art und Weise, wie sie die Zeit während dieser Zusammenkunft hinbrachten, war ganz musikalisch. Da die Gesellschaft aus lauter Cantoren, Organisten und Stadtmusikern bestand, die sämmtlich mit der Kirche zu thun hatten, und es überhaupt damals noch eine gute Gewohnheit war, alles mit Religion anzufangen, so wurde, wenn sie versammelt waren, zuerst ein Choral angestimmt; darauf sangen sie Volkslieder und andere fröhliche und heitere Gesänge, meist aus dem Stegreif, wodurch sie sich und Andere herzlich vergnügten.

Sowohl die genannten fröhlichen Thüringer, als auch einige ihrer spätern Nachkommen, die noch einen ernsthaftern und würdigern Gebrauch von ihrer Kunst zu machen wußten, würden indessen doch der Vergessenheit der Nachwelt nicht entgangen sein, wenn nicht endlich ein Mann aus ihnen hervor gegangen wäre, dessen Kunst und Kunstruhm so helle Strahlen warf, daß auch auf sie nun ein Abglanz dieses Lichtes zurückfiel. Dieser Mann war Johann Sebastian Bach, die Zierde seiner Familie, der Stolz seines Vaterlandes und der vertrauteste Liebling der himmlischen Tonkunst.

Er wurde im Jahr 1685 am 21sten März zu Eisenach geboren, wo sein Vater Johann Ambrosius Hof- und Stadtmusikus war. Dieser hatte einen Zwillingsbruder, Joh. Christoph, Hof- und Stadtmusikus zu Arnstadt, der ihm so ähnlich war, daß selbst ihre beiderseitigen Frauen sie nicht anders, als durch die Kleidung von einander unterscheiden konnten. Diese Zwillinge sind vielleicht die einzigen ihrer Art und die merkwürdigsten, die man kennt. Sie liebten sich aufs zärtlichste; Sprache, Gesinnung, die Art und Weise ihrer Kunst und ihres Vortrags ꝛc. alles war einander gleich. Wenn einer krank war, war es auch der andere. Auch starben sie bald nach einander. Sie waren ein Gegenstand der Bewunderung für jeden, der sie sah.

Im Jahr 1695 als Johann Sebastian noch nicht volle 10 Jahre alt war, starb sein Vater. Die Mutter war schon früher gestorben. Er sah sich daher nun so verwaiset, daß er seine Zuflucht zu einem ältern Bruder, Johann Christoph, welcher Organist in Ordruff war, nehmen mußte. Von diesem bekam er den ersten Unterricht im Klavierspielen. Seine Neigung und Fähigkeit zur Musik muß aber um diese Zeit schon sehr groß gewesen sein, denn diejenigen Handstücke, die ihm sein Bruder zum Lernen gab, waren so bald in seiner Gewalt, daß er mit großer Begierde sich nach schwerern Stücken umzusehen anfing. Er hatte gemerkt, daß sein Bruder ein Buch besaß, worin mehrere Stücke berühmter Meister gesammelt waren, und bat ihn herzlich, es ihm zu geben. Allein es wurde ihm stets verweigert. Die Begierde nach dem Besitz des Buchs wurde durch die Verweigerung immer größer, so daß er endlich desselben auf irgend eine Art heimlich habhaft zu werden suchte. Da es in einem, blos mit Gitterthüren verschlossenen Schranke aufbewahrt wurde, und seine Hände noch klein genug waren, um durchgreifen und das nur in Papier geheftete Buch zusammen rollen und heraus ziehen zu können, so bedachte er sich nicht lange, von so günstigen Umständen Gebrauch zu machen. Allein aus Mangel

eines Lichtes konnte er nur bei mondhellen Nächten daran schreiben und bedurfte 6 volle Monate, ehe er mit seiner so mühseligen Arbeit zu Ende kommen konnte. Als er endlich den Schatz sicher zu besitzen glaubte und ihn nun heimlich recht benutzen wollte, wurde der Bruder die Sache gewahr und nahm ihm die so schwer gewordene Abschrift ohne Gnade und Barmherzigkeit wieder ab, die er auch nicht eher, als nach dem bald darauf erfolgten Tode dieses Bruders wieder erhielt.

Auf's neue verwaiset ging nun Johann Sebastian in Gesellschaft eines seiner Mitschüler, mit Namen Erdmann, nachherigen russisch-kaiserl. Residenten in Danzig, nach Lüneburg und ließ sich daselbst im Chor der Michaelisschule als Sänger aufnehmen. Seine schöne Diskantstimme verschaffte ihm hier ein gutes Fortkommen; allein er verlor sie bald, ohne sogleich eine andere gute Stimme dagegen zu erhalten.

Seine Neigung zum Klavier- und Orgelspielen war um diese Zeit noch eben so feurig, als in den frühern Jahren, und trieb ihn an, alles zu thun, zu sehen und zu hören, was ihn nach seinen damaligen Begriffen immer weiter darin bringen konnte. In dieser Absicht reisete er als Schüler von Lüneburg aus nicht nur mehrere Male nach Hamburg,

um den damals berühmten Organisten Johann Adam Reinken zu hören, sondern auch bisweilen nach Celle, um die dortige, meistens aus Franzosen bestehende Kapelle und den französischen Geschmack, der damals in diesen Gegenden noch etwas Neues war, kennen zu lernen.

Durch welche Verhältnisse er von Lüneburg nach Weimar kam, ist nicht bekannt; aber es ist gewiß, daß er im Jahr 1703, als er eben 18 Jahre alt war, Hofmusikus daselbst wurde. Er vertauschte aber diesen Platz schon im folgenden Jahr mit der Organisten-Stelle an der neuen Kirche zu Arnstadt, vermuthlich um seiner Neigung zum Orgelspielen mehr, als in Weimar, nachhängen zu können, wo er für die Violine angestellt war. Hier fing er an, die Werke der damaligen berühmten Organisten, so viele er ihrer in seiner Lage habhaft werden konnte, mit dem größten Eifer so wohl für die Tonsetzung, als für die Orgelkunst zu nutzen, und machte sogar zur Befriedigung seiner Wißbegierde eine Fußreise nach Lübeck, um den dortigen Organisten an der Marienkirche, Dietrich Buxtehude, dessen Tonsetzungen für die Orgel er schon kannte, auch als Orgelspieler kennen zu lernen. Fast ein ganzes Vierteljahr blieb er ein heimlicher Zuhörer dieses, zu seiner Zeit sehr berühmten und

wirklich geschickten, Organisten und kehrte sodann mit vermehrten Kenntnissen nach Arnstadt zurück.

Die Wirkungen seines Eifers und so anhaltenden Fleißes müssen um diese Zeit schon große Aufmerksamkeit erregt haben, denn er bekam nun kurz nach einander den Ruf zu verschiedenen Organisten-Stellen. Von Mühlhausen wurde ihm im Jahr 1707 eine solche Stelle an der St. Blasiuskirche angetragen und übergeben. Als er aber ein Jahr nach dem Antritt derselben eine Reise nach Weimar machte und sich dort vor dem damaligen regierenden Herzog hören ließ, fand sein Orgelspielen so großen Beifall, daß man ihm die Hof-Organistenstelle antrug, die er auch annahm. Der vergrößerte Wirkungskreis für seine Kunst, in welchem er hier lebte, trieb ihn nun an, alles Mögliche darin zu versuchen, und dieß ist eigentlich die Zeit, in welcher er sich nicht nur zu einem so starken Orgelspieler gebildet, sondern auch den Grund zu seiner so großen Orgeltonsetzung gelegt hat. Noch größere Veranlassung zur Ausbildung seiner Kunst erhielt er, als ihn sein Fürst im Jahr 1717 zum Concertmeister ernannte, in welchem Amte er nun auch Kirchenstücke setzen und aufführen mußte.

Johann Sebastian Bach war nun 32 Jahre alt geworden, hatte seine Zeit bis daher so genutzt, so viel Stu-

dirt, gespielt und gesetzt, und durch diesen anhaltenden Fleiß und Eifer eine solche Gewalt über die ganze Kunst erhalten, daß er nun wie ein Riese da stand und alles um sich her in den Staub treten konnte. Er war schon lange nicht blos von Liebhabern, sondern von Kennern bewundert und angestaunt worden, als im Jahr 1717 der ehemals in Frankreich sehr berühmte Klavierspieler und Organist Marchand nach Dresden kam, sich vor dem Könige hören ließ und so großen Beifall erhielt, daß ihm eine ansehnliche Besoldung angeboten wurde, wenn er königliche Dienste nehmen wollte. Marchand's Verdienste bestanden hauptsächlich in einem sehr feinen und zierlichen Vortrag, seine Gedanken waren aber leer und unkräftig. Aber Joh. Seb. Bach hatte den nämlichen feinen und zierlichen Vortrag und überdieß noch eine Gedankenfülle, die vielleicht Marchand hätte schwindeln machen können, wenn er sie gehört hätte. Dieß alles wußte Volumier, damaliger Concertmeister zu Dresden. Er kannte die Allgewalt des jungen rüstigen Deutschen über seine Gedanken und über sein Instrument, und wollte zwischen ihm und dem französischen Künstler einen Wettstreit veranlassen, um seinem Fürsten das Vergnügen zu verschaffen, ihren beiderseitigen Werth, aus eigener Vergleichung, bestimmen zu kön-

nen. Es wurde daher mit Vorwissen des Königs ungesäumt eine Botschaft an Joh. Seb. Bach nach Weimar gesandt, um ihn zu diesem musikalischen Wettstreit einzuladen. Die Einladung wurde angenommen und die Reise unverzüglich angetreten. Nach der Ankunft Bach's in Dresden verschaffte ihm Volumier zuerst die Gelegenheit, Marchand heimlich zu hören. Bach verlor dadurch seinen Muth nicht, sondern lud nun durch ein höfliches Schreiben den französischen Künstler förmlich zu einem musikalischen Wettstreit ein, erbot sich, alles, was Marchand ihm aufgeben würde, aus dem Stegreife auszuführen, erbat sich aber von ihm eine gleiche Bereitwilligkeit. Da Marchand die Ausforderung annahm, so wurde mit Vorwissen des Königs Zeit und Ort des Kampfs bestimmt. Eine große Gesellschaft beiderlei Geschlechts und von hohem Range versammelte sich in dem zum Kampfplatz gewählten Hause des Marschalls, Grafen von Flemming. Bach ließ nicht auf sich warten, aber Marchand erschien nicht. Nach langem Warten ließ man sich endlich in seiner Wohnung nach ihm erkundigen und die ganze erwartungsvolle Versammlung erfuhr nun zu ihrer größten Verwunderung, daß Marchand schon am Morgen dieses Tages von Dresden abgereiset sei, ohne von irgend jemand Abschied zu nehmen. Bach mußte sich nun allein hören lassen und

that es zur Bewunderung aller Anwesenden; aber Volumier's Absicht, den Unterschied der deutschen und französischen Kunst recht fühlbar und auffallend gemacht zu sehen, war vereitelt. Beifall erhielt Bach bei dieser Gelegenheit im Überfluß; aber ein Geschenk von 100 Louisd'or, welches ihm der König bestimmt hatte, soll er nicht erhalten haben.

Er war noch nicht lange nach Weimar zurück gekommen, als er von dem damaligen Fürst Leopold von Anhalt-Köthen, der ein vorzüglicher Kenner und Liebhaber der Musik war, zu seinem Capellmeister berufen wurde. Er nahm diese Stelle sogleich an und verwaltete sie fast 6 Jahre, machte aber in dieser Zeit (ungefähr im Jahr 1722) eine Reise nach Hamburg, um sich daselbst auf der Orgel hören zu lassen. Sein Orgelspieler erregte hier allgemeine Bewunderung. Der alte fast hunderjährige Reinken hörte ihm mit besondern Vergnügen zu und machte ihm besonders über den Choral: „An Wasserflüssen Babylons rc." welchen er fast eine halbe Stunde lang nach alter Orgelart variirte, die freundliche Bemerkung: „Ich dachte, diese Kunst wäre ausgestorben; ich sehe aber, daß sie in Ihnen noch lebt." Reinken hatte diesen Choral vor vielen Jahren selbst ausgearbeitet und ihn als ein Werk, auf welches er viel hielt,

in Kupfer stechen lassen. Sein Lob war also hier desto schmeichelhafter für Bach.

Nach Kuhnau's Tode im Jahr 1723 wurde Bach zum Musikdirector und Cantor an der Thomasschule zu Leipzig ernannt. In dieser Stelle blieb er bis an sein Ende. Der Fürst Leopold von Anhalt-Köthen liebte ihn sehr; Bach verließ also seine Dienste ungern. Aber der bald nachher erfolgte Tod dieses Fürsten zeigte ihm doch, daß ihn die Vorsehung gut geführt hatte. Auf diesen ihm sehr schmerzhaften Todesfall verfertigte er eine Trauermusik mit vielen ganz vorzüglich schönen Doppelchören und führte sie selbst in Köthen auf. Daß er in seiner jetzigen Lage nun auch vom Herzog von Weissenfels den Capellmeistertitel, und im Jahr 1736 den Titel eines Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Hofkompositörs erhielt, sind eigentlich Nebendinge, nur ist dabei zu bemerken, daß der letztere Titel durch Verhältnisse veranlaßt wurde, in welche Bach durch sein Amt als Cantor an der Thomasschule gekommen war.

Sein zweiter Sohn, Carl Phil. Emanuel, kam im Jahr 1740 in die Dienste Friedrichs des Großen. Der Ruf von der alles übertreffenden Kunst Johann Sebastians war in dieser Zeit so verbreitet, daß auch der König sehr oft davon reden und rühmen hörte. Er wurde dadurch

begierig, einen so großen Künstler selbst zu hören und kennen zu lernen. Anfänglich ließ er gegen den Sohn ganz leise den Wunsch merken, daß sein Vater doch einmal nach Potsdam kommen möchte. Allein nach und nach fing er an, bestimmt zu fragen, warum denn sein Vater nicht einmal komme? Der Sohn konnte nicht umhin, diese Aeußerungen des Königs seinem Vater zu melden, der aber anfänglich nicht darauf achten konnte, weil er meistens mit zu vielen Geschäften überhäuft war. Als aber die Äußerungen des Königs in mehrern Briefen des Sohns wiederholt wurden, machte er endlich im Jahr 1747 dennoch Anstalt, diese Reise in Gesellschaft seines ältesten Sohns, Wilh. Friedemann, zu unternehmen. Der König hatte um diese Zeit alle Abende ein Kammerkonzert, worin er meistens selbst einige Stücke auf der Flöte bließ. Eines Abends wurde ihm, als er eben seine Flöte zurecht machte und seine Musiker schon versammelt waren, durch einen Offizier die geschriebene Liste von angekommenen Fremden gebracht. Mit der Flöte in der Hand übersah er das Papier, drehte sich aber sogleich gegen die versammelten Kapellisten und sagte mit einer Art von Unruhe: „Meine Herren, der alte Bach ist gekommen!“ Die Flöte wurde hierauf weggelegt und der alte Bach, der in der Wohnung seines Sohns abgetreten war,

sogleich auf das Schloß berufen. Wilh. Friedemann, der seinen Vater begleitete, hat mir diese Geschichte erzählt, und ich muß sagen, daß ich noch heute mit Vergnügen an die Art denke, wie er sie mir erzählt hat. Es wurden in jener Zeit noch etwas weitläuftige Complimente gemacht. Die erste Erscheinung Joh. Seb. Bach's vor einem so großen Könige, der ihm nicht einmal Zeit ließ, sein Reisekleid mit einem schwarzen Cantorrock zu verwechseln, mußte also nothwendig mit vielen Entschuldigungen verknüpft seyn. Ich will die Art dieser Entschuldigungen hier nicht anführen, sondern bloß bemerken, daß sie in Wilh. Friedemann's Munde ein förmliches Zwiegespräch zwischen dem König und dem Entschuldiger waren.

Aber was wichtiger, als dieß alles ist, der König gab für diesen Abend sein Flötenspiel auf, nöthigte aber den damals schon sogenannten alten Bach, seine in mehrern Zimmern des Schlosses herumstehenden Silbermannischen Fortepiano's zu probiren. Die Kapellisten gingen von Zimmer zu Zimmer mit und Bach mußte überall probiren und fantasiren. Nachdem er einige Zeit probirt und fantasirt hatte, bat er sich vom König ein Fugenthema aus, um es sogleich ohne alle Vorbereitung auszuführen. Der König bewunderte die gelehrte Art, mit welcher sein Thema so aus dem

Stegreif durchgeführt wurde, und äußerte nun, vermuthlich um zu sehen, wie weit eine solche Kunst getrieben werden könne, den Wunsch, auch eine Fuge mit sechs obligaten Stimmen zu hören. Weil aber nicht jedes Thema zu einer solchen Vollstimmigkeit geeignet ist, so wählte sich Bach selbst eines dazu und führte es sogleich zur größten Bewunderung aller Anwesenden auf eine eben so prachtvolle und gelehrte Art aus, wie er vorher mit dem Thema des Königs gethan hatte. Auch seine Orgelkunst wollte der König kennen lernen. Bach wurde daher an den folgenden Tagen von ihm eben so zu allen in Potsdam befindlichen Orgeln geführt. Nach seiner Zurückkunft nach Leipzig arbeitete er das vom König erhaltene Thema 3 und 6stimmig aus, fügte verschiedene Kunststücke darüber hinzu, ließ es unter dem Titel: „Musikalisches Opfer“ in Kupfer stechen und widmete es dem Erfinder desselben.

Dieß war Bach's letzte Reise. Der anhaltende Fleiß, mit welchem er besonders in seinen jüngern Jahren oft Tag und Nacht ununterbrochen dem Studium der Kunst oblag, hatte sein Gesicht geschwächt. Diese Schwäche nahm in den letzten Jahren immer mehr zu, bis endlich eine sehr schmerzhafte Augenkrankheit daraus entstand. Auf Anrathen einiger Freunde, die auf die Geschicklichkeit eines aus England

zu Leipzig angekommenen Augenarztes großes Vertrauen setzten, wagte er es, sich einer Operation zu unterwerfen, die aber zweimal verunglückte. Nun war nicht nur sein Gesicht ganz verloren, sondern auch seine übrige bisher so dauerhafte Gesundheit war durch den mit der Operation verbundenen Gebrauch vielleicht schädlicher Arzeneimittel völlig zerrüttet. Er kränkelte hierauf noch ein ganzes halbes Jahr hindurch, bis er am Abend des 30sten Julius 1750 im 66sten Jahre seines Lebens dieser Welt entschlummerte. Am Morgen des zehnten Tages vor seinem Ende konnte er auf einmal wieder sehen und Licht ertragen. Aber wenige Stunden nachher überfiel ihn ein Schlagfluß und dieser zog ein hitziges Fieber nach sich, dem sein abgematteter Körper, ungeachtet aller möglichen ärztlichen Hülfe, nicht mehr zu widerstehen vermochte.

So weit die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes. Ich füge bloß noch hinzu, daß er zweimal verheirathet gewesen ist und daß ihm in der ersten Ehe 7 und in der zweiten 13 Kinder geboren worden sind, nämlich 11 Söhne und 9 Töchter. Die Söhne hatten sämmtlich vortreffliche musikalische Anlagen; sie wurden aber nur bei einigen der älteren völlig ausgebildet.

70.

Deutsche Sprache und Dichkunst.

(V. G. R. Wyß.)

Ei, deutscher Sang, ei deutscher Klang,
nur muthiglich hervor!
und schölt auch tausend Jahre lang
der überzarte Thor.

Gediegne Kunst und Wissenschaft,
des Lebens Weh und Lust,
in festes Männerwort gerafft,
quillt tief aus deutscher Brust.

Wohl rieselt süß der milde Bach,
wohl glänzt der See durch's Land;
dem Bache hüpft das Mägdlein nach,
der Knab' an Seeesrand.

Doch rauschet wo ein Wasserfall
und woget sonder Ruh',
ihm ziehen rasch, in Freuden, all'
die starken Männer zu.

Laut braußt er nieder, wie von Gott,
in Gischt und Schaum und Staub;
der Fels ist seiner Welle Spott,
der Damm sein leichter Raub.

Doch endlich tränkt und kühlet er
auch Blumen hier und dort,
und spiegelt klar der Sterne Heer
und tanzt gesänftigt fort.

So wallt der deutschen Sprache Flut
in Saus und Fülle hin;
es freut sich dort des Helden Muth,
des Weisen ernster Sinn.

Ja gar ein Fräulein edler Art,
das leis' und innig fühlt,
entlauscht ihr Töne, weich und zart,
damit sie kosend spielt.

Hinaus denn in die Welt hinaus,
du Strom, so reich, so stark!
und dröhne deinem Feinde Graus,
dem Freunde Lust in's Mark!

Hoch lab' ihn, den, der dich versteht,
der Kraft versucht an Kraft,
und kühn in deine Wirbel geht
und schwimmend Bahn sich schafft!

71.

Das Leben des Hans Sachs.

(Von Büsching.)

Zur Zeit eines großen Sterbens erfreute der allgütige Gott den Schneider Sachs zu Nürnberg mit einem Söhnlein, als man schrieb den 5ten Nov. 1494. Selbiges Kind, ein wohlgestaltetes Knäbchen, ward noch an dem Tage seiner Geburt durch die christliche Taufe in den Bund der Kirche aufgenommen, vielleicht darum so schnell, weil sein Vater glaubte, daß es bei dem allgemeinen Sterben der liebe Gott auch wieder bald zu sich nehmen könne. Aber der weise Schöpfer des Himmels und der Erde erhielt das Knäbchen zu seiner Ehre und zur Freude seiner Ältern, die auch glücklich diese traurige Zeit überwanden, so wie auch zur

Freude aller damals lebenden Menschen und auch unserer. Dieß Söhnlein erhielt in der Taufe den Namen Hans und ist der Hans Sachs, dessen schöne und anmuthige Gedichte die neuere Zeit erst recht anerkannt und geachtet hat. Sein Vater, ein biederer Mann, liebte dieses, ihm in der Zeit der höchsten Noth geschenkte, Söhnchen über die Maßen, aber er that auch alles, was gute Ältern stets für ihre Kinder thun werden. Nicht nur zu Hause führte er es zur Gottesfurcht und allen Tugenden an, sondern schickte es auch in seinem 7ten Jahre in die lateinische Schule. Solches dankte Hans Sachs in manchem schönen Liede noch seinen lieben Ältern. Aber der allmächtige Gott fügte es, daß in seinem 9ten Jahre ein hitziges Fieber ihn in seinem Fleiße störte und er im 15ten Jahre genöthigt war, die Bücher mit dem Schuhmacherhandwerk zu vertauschen.

Nun müßt Ihr wissen, daß es dazumalen in vielen Städten, besonders in der schönen und berühmten Stadt Nürnberg, viele kluge, tugendsame und ehrbarliche Männer gab, in allen Gewerken, die sich damit beschäftigten, zur Ehre Gottes und zur Freude der andern, denen diese Gabe von Gott nicht verliehen war, gar herrliche und schöne Lieder zu dichten und sie ihren Freunden öffentlich in der Kirche zu singen. Diese nannten sich Meistersänger. Auch

unser Hans Sachs ward von einem alten Meister, einem ehrsamen Leineweber, Leonhard Nunnenbeck, in der edelen Kunst unterwiesen, und bald setzte er kunstvoll die Worte zusammen, mit wohlklingenden und lieblichen Reimen, denen er einen schön lautenden Gesang ebenfalls zu geben verstand.

Als er bis in's 17te Jahr gekommen war, im Jahre des Herrn 1511, ging er um seiner Kunst sowohl, wie auch sein Handwerk an andern Orten zu erlernen, fünf Jahre lang auf die Wanderschaft, weit in der Welt umher, veränderte auch bisweilen auf kurze Zeit seinen Stand, indem er z. B. des Kaisers Maximilian, der seines Namens der erste war, Waidmann ward. So durchwanderte er die Städte Regensburg, Passau, Salzburg, Hall in Tyrol, München, besonders auch Frankfurt und Würzburg, allwo allenthalben solche Meisterschaften in der holden Liederkunst anzutreffen waren. Lange hielt er sich am Flusse Rhein auf, in Koblenz, Köln und Aachen.

Wo er solche Meistersänger fand, da ging er in ihre Versammlung und lernte holde und tugendsame Lieder mit schönen Singeweisen, oder lehrte sie auch wohl ein neues Lied mit einer neuen Weise, weshalb alle den arbeitsamen, guten und klugen jungen Menschen achteten und lieb-

ten. Nirgends gab er sich dem Trunke, dem Spiel oder sonst einem Laster hin, sondern lebte stets rein und sittsam, ein lehrendes Beispiel für alle, die sich auf der Wanderschaft befinden; aber auch andere reitzte er zur Tugend und brachte sie vom Wege des Lasters zurück, wie sein schönes Gespräch zwischen Tugend und Laster zeigt. Ein Lob der Gottheit war sein erstes Lied, das er 1514 dichtete. — So wanderte er noch bis 1516, in welcher Zeit er viele große und berühmte Orte sah, als da sind: Leipzig, Lübeck, Annaberg, Osnabrück, Wien, Erfurt und andere, wie er selbst in seinen sehr herrlichen und schönen Gedichten sagt.

Jetzt begab er sich, auf Bitten seines alten Vaters, im 22sten Jahre seines Alters, nach Nürnberg zurück, machte allda sein Meisterstück und verheirathete sich in seinem 25sten Jahre am Ägidientage des Jahres 1519 mit Kunigunde Kreuzer, einzigen Tochter Peter Kreuzers, aus dem benachbarten Flecken Wendelstein, Nürnbergischen Gebiets, gebürtig. Lange wohnte er dort in einer der Vorstädte, in Gostenhof oder in Wöhrd, und zog im Jahre 1540 in die Stadt, in die Gegend der Lorenzerkirche, von wo er endlich in ein noch jetzt benanntes Haus, im Mehlgäßlein am Spitalkirchhof zog, wo jetzt das kleine Gasthaus zum goldenen

Bären ist. So lebte er ruhig arbeitend und schöne Lieder machend, Fastnachtspiele dichtend, Komödien und Schwänke verfertigend und auch die Psalme in Reime übersetzend, lange ruhig und zufrieden, bis ihn im Jahre 1560 den 27sten März in seinem 66sten Jahre der bittere Schlag traf, daß seine Frau mit Tode abgieng, so wie auch seine 7 Kinder, 2 Söhne und 5 Töchter, ihm alle in die ewige Ruhe voran gingen, bis auf 4 Enkel von seiner ältesten Tochter. — Doch schon im folgenden Jahre 1561 den 12ten August trat der noch rüstige und durch keine Ausschweifungen entkräftete Greis wieder vor den Altar mit Barbara Harscher, mit der er bis an das Ende seines Lebens ruhig und glücklich lebte. Aber der liebe Gott beraubte ihn seines Gehöres in der Folge beinahe gänzlich, und doch saß der alte Mann mit ganz weißem Haar und langem weißen Bart an einem Tisch, sann für sich in der Stille nach und hatte gute Bücher, besonders die Bibel, vor sich liegen. Redete jemand zu ihm, so sah er ihn starr an, sprach aber nichts, sondern las emsig weiter in seinen großen, schönen Büchern. So entschlief er ruhig und sanft im 82sten Jahre seines Lebens, den 19ten Januar 1576. Seine lieben Mitmeister, mit denen er so oft zusammen gesungen hatte, trugen ihn weinend zu Grabe und sangen, als der Sarg in das Grab

gesenkt war, noch eine Klage über seinen tödlichen Hintritt ihm nach.

Ruhe seinem Gebeine! —

72.

Hans Sachs'ens letzte Lebenszeit.

(Von Furchau.)

Am letzten Neujahrstage, den Hans Sachs erlebte, ordnete er alle seine Schriften und Bücher, brachte dasjenige, was er in den letzten Jahren geschrieben hatte, in die gehörige Eintheilung und Absonderung, ja er übersahe und überzählte sehr sorgfältig alles, was er jemals in seinem Leben gedichtet und geschrieben, und so geschahe es denn, daß er von der Anordnung und Überrechnung derselben zu einer sehr ernstlichen und stillen Betrachtung seines ganzen Lebens und seiner vergangnen Schicksale und Begegnisse hinübergezogen ward; die guten und die bösen Tage seiner ganzen irdischen Wallfahrt traten lebendig vor seinen Geist und es war, als wenn der friedliche Schatten abge-

schiedener Tage still und zur Ruhe winkend an ihm vorüber zöge. Sinnig und im Herzen voll des Dankens und Betens über alles das, was ihm in seinem glücklichen und langen Leben Gutes und Schönes so reichmäßig gegeben war, über das, was er mit Gottes Hülfe überwunden und getragen, und was er auch an seinem Theile, wenn auch noch so geringe und schlecht, doch wohlmeinend gemerket und mit den Kräften, die ihm Gott verliehen, zu eigener und fremder Freude vorgestellet, ergriff er seine Feder, und es war ihm, als müsse er gerade an diesem Tage nun endlich einmal, was er schon so lange und so oft gewollt, die ganze, große und völlige Abrechnung halten mit seinem ganzen Leben und dem Schönsten und Besten, darin und also auch vornehmlich mit seinen Gedichten und Reimen; und so geschahe es denn, daß er an jenem Tage ein Gedicht hervorbrachte, über sein ganzes Leben, Weben, Wandern und Dichten, in welchem er zuerst von dem Tage seiner Geburt an eine kurze Abschilderung aller seiner Begegnisse vorstellet, dann von seinen, in der Schule gedichteten, eigentlichen Meistergesängen berichtet, deren er nicht weniger als zweitausend vierhundert und fünf und siebenzig, in sechzehn großen eigenhändig geschriebenen Gesangbüchern unter sehr verschiedenem Bar und Ton antraf; er schließet aber mit der Beschreibung seiner

eigentlichen frei und außerhalb der Singschule gedichteten Spruchgedichte, von denen aber nach diesem seinem Berichte manche verloren sind, folgender Maaßen:

— — Die achtzehn Spruchbücher nahm
ich auch her in die Hände mein,
darin durchsucht' die Gedicht' allein;
da fand ich fröhlicher Komödie,
und desgleichen trauriger Tragödie,
auch kurzweiliger Spiel gesundert,
der' waren gleich achte und zweyhundert,
deren man den meisten Theil auch hat
gespielt in Nürnberg der Stadt,
auch in anderen Städten, nah und weit,
nach denen man schicket meiner Zeit.
Nachdem fand ich darinnen frei,
geistlich und weltlich mancherlei
Gespräch und Spruch von Lob der Tugend
und guten Sitten für die Jugend,
auch höflicher Sprüch mancherlei
aus der verblümten Poeterei,
und auch von manchen weisen Heiden,
und von der Natur artlich bescheiden,

auch mancherlei Fabeln und Schwänk',
lächerlich Possen, seltsam' Ränk',
doch nit zu grob und unverschäm,
darob man Freud' und Kurzweil nehm',
jedoch dabei das Gute versteh'
und alles Argen müssig geh'.
Dieser Gedicht' ich allerhand
tausend und siebenhundert fand,
doch ungefährlich ist die Zahl
aus den Gedichten überall.

Drei Bücher ausgegangen sind
im Druck, darin man ihrer find't
acht und achtzig Stück und siebenhundert,
darob sich mannig Mann verwundert;
auch ist's viert' und fünft' Buch zu drücken
bestellt, die bei etlich hundert Stücken
halten; auch spruchweis all' mein Gedicht
wird in der Zeit kommen an's Licht.
Auch fand ich in meinen Büchern geschrieben
artlicher Dialogos sieben,
doch ungereimet in der Pros'
ganz deutlich, frei, ohn' alle Gloss'.

Nachdem fand ich auch in der Meng'
Psalmen nnd andere Kirchengesäng',
auch veränderte geistliche Lieder,
auch Gassenhauer hin und wieder,
auch Lieder von Kriegsgeschrei,
auch etlich Buhllieder dabei,
der' allersamen um und um
waren drei und siebenzig in der Summ',
an Tönen schlecht und gar gemein,
deren sechszehn mein eigen seyn.

Als ich mein' Werk' so inventirt,
mit großem Fleiß zusammensummirt
aus den Spruchbüchern um und um,
da kam in Summa Summarum,
aus Gesang und Sprüchen mit Glück
sechstausend acht und vierzig Stück,
aus meinen Büchern überall,
eh' mehr, denn minder an der Zahl,
ohn' der', so waren kurz und klein,
der' ich nit hab' geschrieben ein.
Aber hie angezeigte Gedicht'
die sind alle dahin gericht't,

so viel mir ausweis't mein Memori,
zu Gottes Preis, Lob, Ruhm und Glori,
und daß Sein Wort werd' ausgebreit't
bei christlicher Gemeine fern und weit,
Gesangweis und mit gereimten Worten
und in Deutschland an allen Orten,
bei Alter und auch bei der Jugend,
daß Lob aller Sitten und Tugend
werd' hoch gepreiset und gerühmt,
dagegen verachtet und verdümmt
die schändlichen und großen Laster,
die alles Übels sind ein Ziehpflaster,
wie mir das auch, nach meinem Leben,
meine Gedicht' werden Zeugniß geben.
Diese ganze Summe meiner Gedicht'
hab' ich zu einem Beschluß zugericht't
in meinem Alter, als ich war
gleich alt zwei und siebenzig Jahr,
zwei Monat und etliche Tag,
darob man wohl vernehmen mag,
daß der Spruch von den Gedichten mein,
gar wohl mag mein Valete sein,
weil mich das Alter hart vexiret,

mich drückt, beschwert und carceriret,
daß ich zu Ruh' mich billig setz',
und meine Gedicht' laß' zuletzt
dem gutherzigen gemeinen Mann,
der, mit Gottes Hülf, sich beß're daran.

Gott sei Lob, der mir sandte herab
so mildiglich die Gottesgab,
als einem ungelehrten Mann,
der weder Latein noch Griechisch kann.
Daß mein Gedicht grün', blüh' und wachs,
und viel Frucht bring', das wünscht Hans Sachs.

Nach jenem Tage, seitdem Hans Sachs auf solche Weise mit dem Werke seines Lebens und sich selbst geschlossen, ward er zusehends stiller und nur noch einzelne kleine Gedichte und Versreihen waren es, welche er zuweilen in einzelnen helleren Stunden und doch schon fast gedankenlos hinschrieb auf die ihm vorliegenden Blätter, namentlich ein Gedicht an den Maler, der ihn noch zuletzt abconterfeiete, wie er bei seinen Büchern sitzt, und es ward mit den Aufleuchtungen und Regungen seines Geistes immer mehr, wie mit der späten Abendsonne, welche nach einem langen

Tage, ehe sie ganz hinuntergeht, noch hie und dort einmal hindurch blickt, wenn die Blätter im dunklen Walde sich regen, und so sank denn in dem alten Sänger und Feld- und Wald-Kumpan das Licht des Geistes schon immer tiefer hinunter, und allgemach ward es immer regungsloser in ihm. In den letzten Jahren seines Lebens ward er sehr harthörig, und als die Laute von außen gar nicht mehr so recht in das aufhorchende Ohr hineinschallen wollten, wollte es denn auch vollends von drinnen heraus nicht mehr schallen. Aber wie es uns zu Muthe wird, wenn wir schon tiefer in der Nacht, da um uns alles ganz todtenstill und lautlos ist, uns zum Schlummer hingeneigt haben, und die Erinnerungen des Guten und Rechten, was wir hie und dort gethan, als sanfte ferne Beruhigungen und fast schon als Träume an uns vorübergehen und uns vollends einwiegen und beschwichtigen: so saß der alte Sänger denn nun, wie im Traum und in anmuthige Erinnerungen seines Dichterlebens ganz vertieft, als er nicht mehr dichten und reimen konnte, doch noch den Tag über an seinem Tisch und ob seinen Büchern und den liebsten und heiligsten Schriften, vornämlich der Bibel, und lächelnd that er, als ob er dennoch schreiben und noch reimen könnte, wenn es nicht schon gar zu spät mit ihm geworden, und er doch nicht lieber alles so in seiner rechten

Ordnung lassen wollte, wie es nun einmal zum Abscheiden hingelegt war.

Wenn gute Freunde und liebe Bekannte zu ihm traten und ihn nach diesem und jenem befragten, so antwortete er nichts, denn er war gar so tief und weitweg in alle seine Gedanken und Gedichte hineingerathen, daß er sich doch schon gar nicht wieder hinausfinden konnte; aber um doch auch Bescheid zu geben, hub er freundlicher an zu lächeln und regte sich mit seinem schneeweißen Haupt und Bart; und manche Fremde, ja manche hohe Herren und Frauen kamen zu dem alten, grau und gedankenlos gewordenen Sänger, der indessen in seinen guten Gedichten ewig jung und grün geblieben, und, da die beiden ersten Theile seiner Gedichte bereits zum dritten Male abgedruckt waren, in dem Andenken der Menschen immer mehr zu grünen und zu blühen anfing, und sie sahen ihn an, wie er so ganz ohne alles Leid in seiner Abwesenheit da saß, und gingen mit Thränen von dem guten alten Mann, dem der gütige Himmel, nach einem so thätigen und glücklichen Leben, solch' ein seliges und friedliches Hinüberträumen vergönnte.

Der Freund aber seiner späteren Jahre, Adam Puschmann, der damals schon zu Görlitz wohnhaft war und der auch ein eignes meisterliches und künstliches Gedicht auf

seinen alten Lehrer geschrieben hat, worin seine Geburt, Leben und Ende, auch die Anzahl aller seiner Gedichte begriffen sind, stellt uns den alten Meister, wie er ihn in diesem seinem letzten gedankenlosen Wesen, traumweis in einem schönen Garten erblicket, folgender Maaßen vor:

Mitten im Garten stunde
ein schönes Lusthäuslein,
darin ein sich Saal funde
von Marmor pflastert fein,
mit schön lieblichen Schilden
und Bilden,
Figuren frei und kühn.
Rings herum der Saal hatte
Fenster geschnitzet aus,
durch die man all Frücht' thate
sehen im Garten draus.
In dem Saal stund obnecket,
bedecket,
ein Tisch mit Seiden grün;
an selbem saß
ein alt Mann, was
grau und weiß, wie ein Taub' dermaß,

der hat ein' großen Bart fürbaß;
in ein'm schönen großen Buch las
mit Gold beschlagen schön.
Das lag auf ein' Pult eben
vor ihm, auf dem Tisch sein,
und auf Banken darneben
viel großer Bücher fein;
die alle wohl beschlagen
da lagen,
die der alt' Herr ansach.
Wer zu dem alten Herren
kam in den schönen Saal
und ihn grüsset von ferren,
den sach er an dießmal,
sagt' nichts, sondern thät neigen
mit Schweigen
gegen ihm sein Haupt schwach,
denn sein' Red' und
Gehör begunt
ihm abgehen, auch Sinnes Grund. — — —

In solcher Kindschaft und Abnahme blieb es denn mit dem alten lieben Herren eine ziemliche Zeit, bis er am

fünf und zwanzigsten Januar des Jahres funfzehnhundert und sechs und siebenzig in seinem zwei und achtzigsten Jahre, gerade zur Zeit einer großen Wassersflut, sanft hinweg schied aus dem Leben, in welches er zur Zeit eines großen Sterbens geboren war. Mit stillen Ehren ward er bestattet und die Liebhaber des deutschen Gesanges erhoben auch an seinem Grabe ihr traurendes Gesellschaftslied.

73.

Sängers Fluch.

(Von L. Uhland.)

Es stand in alten Zeiten
ein Schloß, so hoch und hehr,
weit glänzt' es über die Lande
bis an das blaue Meer;
und rings von duft'gen Gärten
ein blüthenreicher Kranz,
drinn sprangen frische Brunnen
im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König,
an Land und Siegen reich,
er saß auf seinem Throne
so finster und so bleich;
denn was er sinnt, ist Schrecken,
und was er blickt, ist Wuth,
und was er spricht, ist Geißel,
und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse
ein edles Sängerpaar,
der Ein' in goldnen Locken,
der Andre grau von Haar;
der Alte mit der Harfe,
der saß auf schmuckem Roß,
es schritt ihm frisch zur Seite
der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen:
„Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder,
stimm an den vollsten Ton,
nimm alle Kraft zusammen,
die Lust und auch den Schmerz!

Es gilt uns heut, zu rühren
des Königs steinern Herz.“

Schon steh'n die beiden Sänger
im hohen Säulensaal,
und auf dem Throne sitzen
der König und sein Gemahl;
der König, furchtbar prächtig,
wie blut'ger Nordlichtschein,
die Königin, süs und milde,
als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten,
er schlug sie wundervoll,
daß reicher, immer reicher
der Klang zum Ohre schwoll,
dann strömte himmlisch helle
des Jünglings Stimme vor,
des Alten Sang dazwischen,
wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe,
von seel'ger goldner Zeit,

von Freiheit, Männerwürde,
von Treu und Heiligkeit;
sie singen von allem Süßen,
was Menschenbrust durchbebt,
sie singen von allem Hohen,
was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise
verlernet jeden Spott,
des Königs trotz'ge Krieger,
sie beugen sich vor Gott,
die Königin, zerflossen
in Wehmuth und in Lust,
sie wirft den Sängern nieder
die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet,
verlockt ihr nun mein Weib?“
der König schreit es wüthend,
er bebt am ganzen Leib,
er wirft sein Schwert, das blitzend
des Jünglings Brust durchdringt,
draus, statt der goldnen Lieder,
ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben
ist all der Hörer Schwarm;
der Jüngling hat verröchelt
in seines Meisters Arm;
der schlägt um ihn den Mantel
und setzt ihn auf das Roß,
er bind't ihn aufrecht feste,
verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore,
da hält der Sängergreis,
da faßt er seine Harfe,
sie aller Harfen Preis;
an einer Marmorsäule,
da hat er sie zerschellt;
dann ruft er, daß es schaurig
durch Schloß und Gärten gellt:

* *
*

Weh euch, ihr stolzen Hallen!
Nie töne süßer Klang
durch eure Räume wieder,
nie Saite noch Gesang!

nein! Seufzer nur und Stöhnen,
und scheuer Sklavenschritt,
bis euch zu Schutt und Moder
der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten
im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten
entstelltes Angesicht,
daß ihr darob verdorret,
daß jeder Quell versiegt,
daß ihr in künft'gen Tagen
versteint, verödet liegt!

Weh dir, verruchter Mörder!
Du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all' dein Ringen
nach Kränzen blut'gen Ruhms,
dein Name sei vergessen,
in ew'ge Nacht getaucht,
sei, wie ein letztes Röcheln,
in leere Luft verhaucht!"

* *
*

Der Alte hat's gerufen,
der Himmel hat's gehört:
die Mauern liegen nieder,
die Hallen sind zerstört!
Noch Eine hohe Säule
zeugt von verschwundner Pracht,
auch diese, schon geborsten,
kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten,
ein ödes Haideland;
kein Baum verstreuet Schatten,
kein Quell durchdringt den Sand.
Des Königs Namen meldet
kein Lied, kein Heldenbuch:
versunken und vergessen!
das ist des Sängers Fluch.

74.

Das Deutsche.

(Von Schmidt von Lübeck.)

Von allen Sprachen in der Welt
die deutsche mir am besten gefällt;
denn wo das Herz zum Herzen spricht,
ihr nimmermehr das Wort gebricht,
in ihr ist reiche Fülle.

Von allen Frauen in der Welt
die deutsche mir am besten gefällt;
sie hält sich treulich, wie sie soll,
stets munter, schaffig, anmuthsvoll,
sie ist des Hauses Sonne.

Von allen Sitten in der Welt
die deutsche mir am besten gefällt;
gesund an Geist und Leib und Herz,
zur rechten Zeit den Ernst, den Scherz,
und Becher in der Mitte.

Von allen Liedern in der Welt
das deutsche Lied zu mir sich gesellt;
drum lieb ich's wieder treu und frei
und singe meinen Muth mir neu
in guter deutscher Weise.

Es lebe die gesammte Welt!
Der Deutsche liebt, was Deutschen gefällt,
und läßt den Nachbar links und rechts,
wes Landes, Glaubens und Geschlechts,
nach Herzenslust gewähren.

75.

Treue.

(Friedr. Schlegel.)

Ehre ist des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die sich selbst bezwingt,
schafft im Leben, was gelingt;
Treu' umfaßt sie alle drei,
Lieb' und Frieden noch dabei.

„Nimmer wird das deutsche Volk vergeh'n,
neu durch Gott einst aufersteh'n!“
An der Hoffnung haltet treu!
Unser Herz schlägt ewig frei, —
Burg, die nie ein Feind bezwingt,
wenn das Glück auch untersinkt.

76.

Rath.

Bleibe Sohn, nach Art der Väter,
fromm und treu und frei und frank!
Frei und frank in Felsenhütten,
frei und frank in Thales Grund,
frei und frank in Recht und Sitten,
frei und frank in That und Mund,
frei und frank stets im Gewissen,
frei und frank im Angesicht,
frei und frank auf Sterbekissen
frei und frank im Weltgericht!

77.

Guter Rath.

(Von J. R. Wyß.)

Einer kann nicht alles treiben;
laß darum nicht alles bleiben! —
Alles treiben ist zu hoch;
nichts — ist gar zu läppisch doch.

Treibe redlich Eines nur,
unermüdet auf der Spur
diesem Einen nachzustreben,
diesem Einen treu zu leben!

Thut ein jeder auf der Erde,
sonder Tücken und Gefährde,
dieses Eine, das er kann,
ei, so wird genug gethan! —

78.

Thörichter Ruhm.

(Von G. Rud. Weckherlin, durch Haug.)

Was ist doch ein falscher Ruhm?
Eine bald verwelkte Blum'.
Eine schnellverdorrte Blum'
ist der falscherfundene Ruhm.

Was ist doch der Schmeichelruhm?
Aller Narren Eigenthum.
Stolzer Gauchen Eigenthum
ist der nicht erwies'ne Ruhm.

Was ist doch ein eitler Ruhm?
Salz, in Kurzem faul und dumm.
Nie wird faul dein Witz und dumm,
wenn du fliehest eiteln Ruhm.

Was ist selbstgesuchter Ruhm?
Eine Quelle trüb und glum.
Allen weiset trüb und glum
euch der falschgerühmte Ruhm.

Besser fast, ihr werdet stumm,
als mit leerem Afterruhm
(aller Narren Eigenthum)
in der Rede krumm und dumm!

79.

Bemerkung.

(Nach Segelbach.)

Wohl hie und da in unserm Land
ist noch ein Mann, sehr wohl bekannt.
Das Gute, das man neu erfand
hält er in seinem Unverstand
für arge Sünd' und eitlen Tand.
Das Gute, ob auch alt genannt,
das man nach Würden hat erkannt,
und wieder bringt in Gang und Stand —
hält er für eine große Schand!
Hans Schlendrian, Hans Schlendrian,
da thust du gar nicht weislich dran!

80.

Kriegs- und Siegslied, für Rauch- und Schnupftabaksritter!

(Von Friedrich Rückert.)

Es ritten zwei Ritter in Ritterlingsland,
sie ritten ein Rittchen zu reiten,
sie führten nicht andere Waff' in der Hand,
nicht andere Waff' an der Seiten,
nicht andere Waffe, so klein noch so groß,
nicht andere Waffe zu Hieb noch zu Stoß,
sie führten nur blos
der eine die Pfeife, der andere die Dos',
die Rauchtabakspfeife, die Schnupftabaksdos';
wie werden mit diesen sie streiten,
wenn's gilt, sich zum Kampf zu bereiten?

So kamen zwei andre zu Fuße gerannt,
Gesellen mit Tritt und mit Schritte,
je einer zum andern der Ritter gewandt,
und hemmen die Ritter im Ritte.
Sie rennen, die beiden, sie rennen daher,

man sieht es, daß ihnen die Taschen sind leer,
vom Gelde nicht schwer;
sie wollen sie füllen, das ist ihr Begehr.
Nun Ritter, nun greifet zum Rittergewehr!
Nun wehret euch, Ritter, ich bitte,
nach ritterlich rittrischer Sitte!

Der eine, der fesset dem einen den Zaum
und bittet mit Neigen und Schweigen
den Ritter vom Rosse zum grünenden Raum
des Bodens hernieder zu steigen;
der andre, der nimmt sich des anderen an,
und hat ihm dieselbe Bitte gethan.
O schrecklicher Wahn!
So sollt ihr von eurer lustigen Bahn,
ihr Ritter, herunter zum ebenen Plan?
Nun müsset ihr ritterlich zeigen,
daß Rittermuth euch ist zu eigen.

Der eine der Ritter, er greifet erboßt
zur Tasch', in den Sack, in die Hose,
und holet die Dose und schnupft, daß es tos't,
und schüttelt die Schnupftabaksdose;
er schüttelt und schnupft und nieset so laut,

daß es Schnupftabak regnet und sprühet und thaut,
daß jenem es graut,
dem Wichte zu Fuße, mit schaudernder Haut,
der gar vor Bestürzung nicht höret und schaut;
hin stürzt er am Gaul mit Getose
und liegt wie ein Stein auf dem Moose.

Da ist auch der andere Ritter kein Tropf,
er blas't mit entsetzlichem Blasen,
in's Rohr, in die Pfeif', in den glühenden Kopf,
Dampf fährt ihm aus Mund und aus Nasen,
die auch die willkommene Wirkungen thut;
sie zähmet die Wuth
des frechen Gesellen und hemmt ihm den Muth,
versengt ist sein Bart und sein Haar und sein Hut;
hinstürzt er und liegt auf dem Rasen,
gleich einem gelieferten Hasen.

Nun jauchzen die Ritter und singen Triumpf
nach solchem verzweifelten Streiten;
sie schwingen die Klingen, so breit und so stumpf,
und hängen sie dann an die Seiten;
die Ritter, sie haben das ihre gethan,

sie sehen die beiden Gesellen noch an,
die liegen fortan,
sich biegen und schmiegen auf ebenem Plan;
die Ritter, sie reiten auf lustiger Bahn,
sie reiten, und reiten und reiten,
und reiten auf ewige Zeiten!

81.

Von einem süßen Herrn, in bitterer Manier.

(A. d. Wunderhorn; a. d. J. 1650)

Hört zu! Ein neuer Pantalon
ist auf dem Markt ankommen;
den größten Narr'n jagt er davon,
hat selbst den Platz genommen!
Der seltsame Kund in einer Stund
wird tausend Possen reißen!
Bist du ein Mann, trutz schau ihn an
und's Lachen thu' verbeißen!

Was ist das für ein Strobelhaar,
sind's Igel oder Ratzen?
Vielleicht nur einmal in dem Jahr
thu'n kämmen ihn die Katzen.
Sein Haar ist g'wiß ein Storchennest,
krumm hin und wieder bogen,
er hat ein' Schopf wie ein Wiedhopf,
viel Volks darein erzogen.

Am linken Ohr hängt ihm herab
ein a la Mode Zotten,
den darf er gar nicht stutzen ab,
bei Leibstraf' ists verboten;
dünkt ihm sehr toll, wie ihm die Woll
herumschwebt vor den Augen,
ist lang und dick, für einen Strick
thu't es dem Henker taugen.

Bald flicht er ihn wie einen Zopf,
thut ihn zusammen drehen,
läß raußer schau'n ein'n kleinen Schopf,
damit man ihn thut kennen;
er bind't darein ein Nestel ein,
das er bei'm Krämer funden,

ein' Dama nennt, die ihn nit kennt, —
sagt, hab's ihm eingebunden.

Der Hut ist voller Federbüsch,
als ob er wollte fliegen:
er gäb ein'n guten Flederwisch,
damit man kehrt die Stiegen.
Er macht's mit Fleiß halb gelb, halb weiß,
fein scheckig wie die Narren;
er schmiegt sich schön und fliegt davon,
will hier nicht länger harren.

Der Bart ist spitzig überaus,
krumm hin und her gezogen,
mich däucht, es sei ein' Fledermaus
ihm vor das Maul geflogen;
mich dünkt, wie daß ihm bei der Nas
die Flügel sie ausbreite.
Ein' schöne Art von Katzenbart!
Thu't Noth, daß man ihn schneide!

Das Streichen währt den ganzen Tag
und sonderlich am Morgen,
bis er sich schickt, macht ihm viel Plag

und wundergroße Sorgen,
muß spitzig sein: ein Nädelein
könnt man damit einfädel'n;
es hat kein End', all' beide Händ
ha'n stets daran zu knödel'n.

Ein Lailach, wenn's erklecken kann,
braucht er für einen Kragen,
ein Hasengarn hängt unten dran,
Zahmwildprett drin zu jagen;
er dient ihm anstatt Fazolett,
das Maul thut er dran putzen,
stärkt ihn mit Schmutz, der Hudelputz,
mit Falten thut er'n stutzen.

Um seinen Hals trägt er zumal
ein' breite rothe Binden,
damit ihn kein Catarrh befall,
er könnt' sonst nicht mehr schlingen!
Das Hälsle, das ist weiß und rein;
es möcht's die Sonn verbrennen!
Der lose Tropf verdeckt den Kropf,
man möch't den Schelm sonst kennen.

Zu dem Reitmantel, den er trägt,
kaum zwanzig Ellen klecken,
in Ärmeln, die er überschlägt,
könnt' er zwei Dieb' verstecken.
Das Tuch ist roth, es wäre noth,
wenn's gibt ein'n großen Regen,
daß allemal ein Futteral
er drüber thät anlegen.

Da braucht es Müh und Arbeit viel,
den Mantel recht zu tragen;
wenn er hinauf ihn ziehen will,
so runzelt er den Kragen.
Er muß allzeit auf einer Seit'
gar weit hinunter hangen, —
liegt viel daran, daß man auch kann
in schönem Wammes prangen!

Das Wammes — wie ein Vogelhaus
zerhauen und zerstochen!
Ach Gott, wie mancher Vogel Strauß
ist aus und eingekrochen!
Es ist dabei ein Vortheil neu,
kann's besser nit zerreißen,

er bessert's noch, gibt nur ein Loch,
wenn zwei zusammenschleißen.

Damit er noch mehr Luft empfang',
thut er die Knöpf aufschließen;
im Winter ist ihm heiß und bang,
er würd' sonst schwitzen müssen.
Der Nestel viel, ohn' Maaß und Ziel,
sind um und um herbunden:
er gäb wohl ab ein Nestel Schwab,
wie man schon längst hat funden.

Die Tätzle, wie die Pattenfleck,
jetzt auf, jetzt nieder schlingen,
wann er die Händ' vom Leib hinreckt,
thu'n hin und wieder schwingen;
hat Handschuh an, die man wohl kann
ein' halbe Meil' weit schmecken;
wo das nit wär, so röche er
gleich allen andern Böcken.

Er weiß gar nit mehr, wie er soll
den Degen jetzt anhenken,
er will sich nirgend schicken wohl,
hat zwanz'gerlei Bedenken.

thu't ihn vielmehr ganz hinten her,
als an der Seite tragen!
Es leben noch all, die er zumal
in einem Streich erschlagen.

Die Bloderhosen um die Bein'
sind weiter als um d' Lenden;
die krummen Schenkel sieht man nie,
damit sie ihn nit schänden;
ein Spangen weit, drei Finger breit
sind sie am End' aufschnitten, —
dort kratzt er sich, wenn er ein' Stich
von einem Floh erlitten.

Groß' Fischerstiefel hat er an,
so weit, als ein Waschkübel,
nicht g'nugsam er d'rin prangen kann,
wiewohl sie stehn gar übel.
Ein Regenfaß kann man zum Spaß
gar leicht daraus formiren;
sie waklen nicht, sind fest gericht't,
auf Stöcklein sich fundiren.

Groß Sporenleder hat er an,
gar weit ein' halbe Ellen,

Gallotschen hangen unten dran, —
mag alles nit erzählen!
Wie ein Pflugrad er Sporen hat,
im Widerhall sie klingen,
wiewohl er sie vielleicht gar nie
auf's Pferd hinauf thut schwingen.

Der trutzig' G'sell tritt da herein,
als wollt er alle fressen,
ist allzeit doch beim Sonnenschein
am Ofen hingesessen.
Er dreht sein' Bart zusammen hart,
streicht Ratzenschnauz zur Seiten:
er ist gar viel in seinem Sinn!
Man sieht's und riecht's vom weiten.

Kömmt er zur Burst *), thut er zur Stund
Basalamana schneiden,
zieht seinen Hut, fährt zu dem Mund,
sagt Servitör von weitem,
macht Cortesie, biegt bald die Knie,

*) Gesellschaft.

bald gar nicht, bald gar wenig,
das Haupt er buckt, die Achseln zuckt
und stellt sich unterthänig.

Sein Red' ist lauter Phantasei,
viel schwätzen und viel lügen,
er lügt daher ohn' alle Scheu,
daß sich die Balken biegen,
erzählet frei, wie daß er sei
in fremdem Land gewesen,
er könn' viel Sprach', kann allem nach
ja kaum ein' Buchstab' lesen!

Er lügt daher manch' Ritterthat,
die er nit hat begangen:
wie er belagert jene Stadt
und jenen Kriegsmann g'fangen,
in einem Streich hab' er zugleich
zwei Kürassier' erschlagen: —
kein' todten Hund hat er verwund't, —
er thät daran verzagen!

Wann er dann auf die Fechtschul' geht,
sich da zu exerziren,

und einer ihm entgegen steht,
die Wehr thut präsentiren,
da zückt er zwar, darf doch nit gar,
er thut zu leztens wagen,
fängt fechten an, er muß wohl dran,
man thät ihn sonst ausjagen.

Jezt nimmt er ein' Postur an sich,
jetzt spanisch, jetzt französisch,
passiert jetzt durch, jetzt über sich,
haut drein zuletzt poläckisch;
weil er nichts kann, so geht er an
und thut die Nas' verstoßen.
Das rothe Blut verderbt den Muth,
ihm schmecken nit solch' Possen.

Hiemit so end' ich mein' Gesang,
vom Alamode g'sungen:
wer es nit leiden mag, der gang
und binde mir die Zungen!
Der Eitelkeit zu dieser Zeit,
dienen viel solcher Lappen,
die wohlzumal verdienen all'
eine große Narrenkappen!

32.

Bleiben wir, wie wir sind?

(Von Nachtigall.)

Ein Knabe hatte sich im Garten die Hände mit halbtrockner Erde beschmutzt. Der Vater brachte ihn zu dem Bach, um sich zu reinigen. Ach! rief der Knabe, als er anfing, sich zu waschen, meine Hände sind ja um viel schmutziger, als vorher! Wäre ich doch geblieben, wie ich war! — Fahre nur fort, sagte ruhig der Vater, und bald wirst du sehen, daß deine Klagen thöricht waren!

Ist es nicht eben so, sagte der Vater zu dem ältern Sohn, der neben ihm stand, mit den großen Menschenkindern? Alle angefangenen Verbesserungen zeigen bisher unbemerkte Mängel und Flecken. Darum schreien die Kinder am Verstande: Es muß alles beim Alten bleiben! Und nur der Gebildetere strebt standhaft dem Guten zu, das oft nur durch scheinbare Unvollkommenheit errungen wird.

83.

Wie vielen geht's, wie jenem Bauer mit den Raben!

(Zschokke.)

Ein Bauer hatte sich ein paar schwarze Schuhe auf dem Markte gekauft. Einige leichtfertige Menschen beredeten sich, es ihm auszureden, daß er wirklich ein paar schwarze Schuhe sich gekauft habe.

„Was kosten die Raben?" fragt ihn der Eine, der ihm zuerst entgegentritt. Der Bauer gafft ihn an und geht vorüber. Gleich kommt der Andere herbei. „Wo habt Ihr die schönen Raben her, Landsmann?" und faßt mit den Fingern die Schuhe an. — „Seid ihr ein Narr?" sagt der Bauer; — „sind denn das Raben?" — „Was sind es denn?" antwortete ihm der Fragende sehr ernsthaft. Der Bauer lacht und geht weiter. — Jetzt kommt der Dritte, wie er um die Straßenecke dreht. „Was wollt Ihr mit den Raben machen, guter Freund?" — Der Bauer sieht ihn versteinert an. — „Wie theuer die Raben?" ruft ihm der Vierte entgegen. — „Was für Ra-

den meint Ihr?“ — „Diese da, die Ihr in der Hand tragt.“ Dem Bauer wird es zu bunt. Er geht in den nächsten Kramladen und sagt zum Ladendiener: „Sagt mir aufrichtig, Herr, sind das ein paar Raben oder ein paar Schuhe? — Vor Lachen kann dieser kaum antworten. „Wie kommt Ihr dazu, Eure Raben für ein paar Schuhe zu halten?“ Spornstreichs lauft nun der Bauer zu seinem Schuster auf dem Markte. „Spitzbube du! hab' ich dir nicht ein paar Schuhe abkaufen wollen? Was giebst du mir denn ein paar Raben dafür?“

84.

Nur dem ist wohl geholfen, dem unser Herr-Gott helfen will!

(Von J. M. Usteri.)

Der Kaiser kehrte von Rom zurück,
mit glänzender Kron' und finsterem Blick.
Er hatte dort Vieles gesehn und gehört,
was immer ein deutsches Herz empört. —

Wohl fehlte es nicht an Pomp und Pracht,
Sang und Klang, bei Tag und bei Nacht;
geistliche Feste und weltliche Spiele,
und Lorbeerkronen und goldene Stühle,
gebogene Kniee und Händekuß,
und hinten und vornen ein . . . issimus.
Aber bei all den gekrümmten Rücken
spukte Falschheit in Herzen und Blicken.
Und traf der Honig vom päpstlichen Mund,
so war's auch da nur glänzender Kleister,
denn immer scholl es im Hintergrund:
du bist der Kaiser, — und ich der Meister!

Drum eilte er der Heimath zu,
ließ seinem Gefolge wenig Ruh;
es hörten seine Knappen und Reiter
immer und ewig nur: weiter! weiter!
Bei jedem Stadtthor ward's ihm bang,
die Redner machten's auch gar zu lang!
Bei Singspiel, Ball, Conzert und Schmaus
seufzt' er, eh's anging: wär's nur schon aus!
Doch endlich kam er in's Tirol,
da ward's um's Herz ihm wieder wohl.

Und zu Inspruck, der alten Stadt,
der Kaiser in goldenen Erker trat,
und Alte und Junge zusammen liefen
und ihm ein lärmendes Vivat! riefen,
Mützen und Hüte gen Himmel schickten,
und jauchzten, wenn ihnen die Herren nickten.
Und als die Nacht nun still und kühl
erschien, und die Menge, vom Rufen heiser,
zerfloß, rief er, voll Hochgefühl:
Triumph! hier bin ich endlich Kaiser!

Zwei Blinde waren noch geblieben,
die saßen an des Burghofs Thor:
der Eine hatte schon längst zuvor
sein leichtes Handwerk hier getrieben,
der Andre hatte seinen Sitz
vorüber bei Sankt Veits Kapelle,
studierte dort, wie man mit Witz
und Schmeichelei die Herzen prelle.
Der hatte zeitlich auch vernommen,
der Kaiser werde heute kommen,
dachte, da giebt es guten Kauf,
und pflanzte sich, zum großen Ärger
des Alten, auch am Burgthor auf.

Als nun das Vivatrufen verscholl,
ertönte von des Thores Stufen
immer lauter der Blinden Rufen.
Der Neuling, froher Hoffnung voll,
es führe das Schmeicheln auch hier zum Ziel,
rief mit entsetzlichem Gebrüll:
ach Gott! wie ist dem wohlgeholfen,
dem unser Kaiser helfen will!

Der Alte, den sein Thun verdroß,
schrie — freilich ganz politiklos —
noch lauter, schwieg der Andre still: —
ach Gott, wie ist dem wohlgeholfen,
dem unser Herr-Gott helfen will!

Der Kaiser war eben in Gloria
ob Allem, was er vernahm und sah,
däuchte sich volle zwei Spannen größer,
als neulich in Rom unter päpstlichem Messer:
drum sprach ihn der Ruf von dem grollenden Mann
eben nicht sonderlich freundlich an.
Er dachte: Gottes Gewalt in Ehren —
bleibt doch ein Kaiser wohl immer der Mann,

der immer Armen helfen kann; —
das muß ich diesem Zweifler lehren!

Er schickte einen Diener an's Thor,
die beiden Blinden ihm zuzuführen,
und ließ sich, huldreichst, referiren,
wie jeder sein Gesicht verlor;
beschenkte dann beide gütig und bot
nun jedem noch, beim Kongediren,
von seiner Tafel ein Waizenbrot.

Die Gabe aber war nicht gleich:
er hatte, da er, die Blinden zu holen,
den Diener an das Thor geschickt,
das eine der Brote, hübsch verstohlen,
freigebig mit Dukaten gespickt.
Das wurde, wie billig, dem Schmeichler verehrt;
der Alte erhielt sein's unbeschwert.
Sie dankten; der Kaiser entließ dann beide,
wie's schien, mit etwas Schadenfreude.

Und als er drauf am kommenden Tag,
eben erwachend, im Bett noch lag —
er hatte tüchtig im Traume gereichsnet —

da scholl ihm aus dem Vorhof schon
in's Ohr ein wohlbekannter Ton:
er horcht — noch war es ringsum still —
und hört: „wie ist dem wohlgeholfen,
dem unser Kaiser helfen will!"

Nun — rief er — das geht doch zu weit!
Der Kerl ist von aller Sorge befreit
und wimmert schon wieder wie gestern so kläglich!
Die Habsucht ist doch unerträglich! —
Dann ließ er sich bringen den gierigen Mann
und fuhr ihn, eben nicht gnädigst, an:
Du hast von mir ein Brot erhalten,
sag an, was fingst du damit an?

Der Blinde warf sich erschrocken auf's Knie,
als er das zürnende Wort vernommen,
beichtete unverholen, wie
er um die erhaltene Gabe gekommen:
Erlauchter Herrscher! begann er, sieh!
wir gingen gestern Abends beide
nach Haus, erfüllt von Dank und Freude
ob deiner Huld und Gnad, — verzeih!
da trieb die Neugier mich, den Alten

zu fragen: was hast du erhalten?
Zwei Münzen, sprach er, und ein Brot;
und, da ich's zu fühlen verlangte, bot
er beides mir: es war das Gleiche
was ich erhielt; — doch, da ich fand,
die Brote wägend in meiner Hand,
das meine sei bedeutend schwerer,
wechselt' ich schnell die Gabe um
und gab ihm listig mein Eigenthum:
denn längst schon wissen's alle Esser,
das leichtre Brot sei immer besser.
Geprellt hab' ich nun wohl den Alten,
doch ist der Grobe nicht prellenswerth?
So hat er das rauhe Brot erhalten,
und dankbar hab' ich das feine verzehrt.
Der Kaiser entließ den Blinden wieder
sah dann bethränt zur Erde nieder,
schwieg eine lange Weile still;
rief dann, mit innigem Gefühl:
Ja wohl! nur dem ist wohlgeholfen,
dem unser Herr-Gott helfen will!

85.

Gott läßt sich keinen Baum in den Himmel wachsen.

(Eine Deutung von Rugenroth).

Die Heiden, von denen man mehr lernen kann, als man glaubt, und in manchen Stücken mehr gelernt hat, als man sollte, haben eine Erzählung, daß Riesen wollten den Himmel stürmen und daß es ihnen gar schlecht dabei ging. Auch ist Jedermann hinlänglich die Erbauung der Stadt Babel bekannt und was sich dabei ereignete, so daß wohl Keiner mehr Lust hat, Thürme in den Himmel hinein zu bauen, es möchte denn etwa der — sein. Den Himmel zu erstürmen, dazu wollen ein Mal unsre Leitern nicht reichen. Es hat auch der Himmelsherr anderweitige Vorkehrungen dagegen getroffen; denn es ist zwischen dem Himmel und der Erde eine solche Kälte, daß man es gar nicht aushalten kann, wie Reisende erzählen, welche die höchsten Berge ersteigen wollten und unverrichteter Sache umkehren mußten. Es heißt also: „Bleib auf der Erde, nähre dich redlich und laß dich nicht nach allzuhohen Dingen gelüsten.“

Aber es ist sonderbar, daß die Dinge auf der Erde alle nach dem Himmel trachten. Die Bäume selbst scheinen Nasen der Erde zu sein, die nach dem Himmel hinauf reichen und dabei verfrieren. Die Bäume wachsen himmelan und scheinen durchaus in den Himmel hinein zu wollen; und alle Blumen lächeln so freundlich gegen den Himmel hinauf, und der Mensch sieht auch gern in die Sterne, und sollen doch nicht hinauf! —

Halt — das ist etwas Anderes. Nach dem Himmel soll jeder trachten, und in den Himmel soll jeder gern schauen und sich sehnen nach jenem Sternengewölbe; aber es wollen die Leute oft so einen Himmel haben, der sich zum wirklichen verhält, wie ein Maulwurfshügel zu dem Dolagir *), sie wollen da so einen Thronhimmel, oder wie man das sonst nennt, machen, und darunter thun und treiben nach eigner Kür und Lust. Sie wollen Gott vergessen und sich selbst zu Göttern machen, wenigstens ihre Leidenschaften und Lüste, und denen alle Tage Opfer bringen, Fleisch und Blut, Seelen und Leben. So gab es

*) Anmerk. Die höchste Spitze auf dem Himmelsgebirge in Hochasien 24—28,000 Fuß hoch, — der höchste Berg auf der Erde.

große Welteroberer, die dachten, ihnen könne es nicht fehlen; sie meinten den Herren der Heerschaaren hier auf der Erde zu vertreten, und herrschten nach ihren Lüsten, weil sie wähnten, der Himmelsherr mache es auch also; und haben solche Herrscher wohl, gleich mächtigen Zedern, über alle Bäume der Erde hervorgeragt und selber sich geträumt, sie wären schon mit den Spitzen in den Himmel hinein und würden bald selbst sich den Herrscher der Welten unterthänig machen. Aber da kam denn ein gewaltiger Donner, die Zedern zersplitterten und verbrannten. — Mancher denkt gewiß gleich an Napoleon; ich habe nichts dagegen, aber es gab vor ihm seines Gleichen und wird nach ihm nicht fehlen. Schau nur einmal um dich, ob du Keinen siehst! Du siehst da nicht klar, und meinst, du könnest nicht in die Kabinette der Höfe, ihre Geheimnisse, Betriebe u. s. w. schauen; ei, Freund, es ist auch nicht nöthig. Das Sprichwort ist nicht allein für die Zedern geeignet, sondern auch für die Kohlköpfe, die Roggenhalmen und sogar für die Pilze. Glaube nur, da bekommt auch Mancher so ein Gelüst und will den Himmel stürmen; Alles beherrschen, Keinen neben sich dulden, selbst sein Gott sein und sein Priester. — Verstehst du mich nun? — Ich merke, du zeigst gar fein auf deinen Nachbar und auf

deine Gefreundete. Erlaube ein Mal, daß ich auf dich gleichfalls zeige! Es hat dich gewiß auch schon geherrschert; denke ein Mal nach! Es braucht gerade nicht gewesen sein, daß du wolltest König werden. Ich setze den Fall, du wärst Schuhmacher und Schneider: ist dir da nicht der Gedanke eingekommen, du möchtest so viele Nahrung haben, daß du könntest allmälig ein großer Händler und zu allerletzt ein Mann werden, der von seinen Zinsen lebt, d. h. du wolltest ganz unabhängig von Gott und seinen Führungen sein und dir so einen silbernen Thron bauen. Oder bist du Beamter, hat dich da nicht nach einem höhern Amt und zuletzt nach Amtslosigkeit verlanget?

Du magst sein, wer du willst, du kannst es dir immerhin merken. Es ist jedem Baum seine Länge und jedem Menschen seine Höhe zugemessen, und Keiner darf sich überheben. Am wenigsten gelingt es, sich in den Himmel stürmend hinein zu arbeiten. Es hilft überhaupt nicht immer das Schnellsein, denn wenn es dem HErrn einfällt, macht er einen Schlagbaum vor deinen Weg.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß es eine besondre Art von Bäumen gibt, die wollen spornstreichs in den Himmel wachsen, sie reißen ihre Wurzeln aus der Erde heraus, um nur recht in die Höhe zu kommen; allein siehe,

sie haben keine Kräfte und verdorren; man könnte sie die Mönchbäume nennen. Eine andre Art Bäume geht dagegen auf die sogenannte Nummer-Sicher. Sie merken, daß nach oben keine Leitern und Balken sind, wagen sich daher nicht in die Luft und gegen das Himmelsgewölbe. Sie kleben an der Erde, wie die Kürbisse, Gurken u. s. w. oder wie auf dem Hochgebirge das Kienholz. Solche Pflanzen sind Erdkleber. Sie empfangen manches Gute von der Erde, und können auch durch die Erde, welche sie bei ihrem Verwesen erzeugen, höher strebenden Pflanzen ein nützlicher Dünger werden.

86.

Gute Tage wollen starke Beine haben.

(Ein Gleichniß, vom Grafen Rugenroth).

Hans Öring war im Oderland ein bekannter Bote. Er wohnte im Städtchen Wohlauf, schlief aber selten eine Nacht dort, denn weil man ihn überall kannte, so traute man ihm überall und schickte ihn überall hin. Mit seiner

Ledertasche, die auf der einen Seite, wohl verwahrt, die Briefe, auf der andern aber einige leibliche Erfrischungen, — grob Brot und Kuhkäse enthielt, durchschritt Öring viele Jahre Berge und Thäler, Wälder und Dörfer. Die Dorfjungen begrüßten ihn gewöhnlich freundlich, weil es eine alte Bekanntschaft war, und eingebürgerte Hunde bellten nie bei seiner Ankunft. Nur hier und da, wo ein fremder Klaffer angekommen war, gab es bisweilen einen Aufstand, wenn Öring in's Dorf trat, allein alte Bekannte brachten bald Alles wieder in's Gleis.

Oft ward Öring wegen seiner Geläufigkeit (nämlich mit den Füßen) bewundert, und weil er klein war und etwas krumme Beine hatte, sagte man scherzweise, Öring habe sich die Füße, gleich dem Dachshunde, ab- und krumm gelaufen. Öring lachte selbst darüber, fügte dann aber jedes Mal hinzu, daß ihm das Laufen wohl bekomme, und daß ihm am behaglichsten sei, wenn er in Wind und Wetter reisen könne.

Als aber im Herbst 1811 die Pflaumen reif wurden, in welcher Zeit Öring die meisten Reisen zu haben pflegte, so sah man ihn nicht mehr. Seine Muhme hatte Hochzeit gemacht nnd ihn dazu geladen. Auf die Vortrefflichkeit seiner Füße sich verlassend, hatte Öring recht fleißig ge-

tanzt und sich es wohl sein lassen. Doch ach, den folgenden Tag war er sehr krank; die Füße hatten so leichtsinnige Bewegungen und solche Freudensprünge und Juchheihüpfen nicht vertragen können. Sie waren gewohnt, in aller Ehrbarkeit des Geradedurchs einherzuschreiten und versagten jetzt Wochenlang dem alten Öring ihre Dienste. Er verwünschte das Tanzen auf immer; und ein Bekannter, der Bote Bastmann sagte zu ihm: „Freund Öring, gute Tage wollen starke Beine haben!“ —

Freund Bastmann hatte das Rechte getroffen, doch hätte er seine Weisheit auch für sich brauchen können, da war sie ihm aber auch eingetrocknet. Es reiften die Pflaumen zum zweiten Mal nach Örings Unfall, als Bastmann von einem Bauer, den er einmal auf der Landstraße aus großen Nöthen geholfen, zu einer dreitägigen Hochzeit geladen wurde. Bastmann sagte schon lange im Voraus: ich werde es nicht so dumm wie Öring machen und tanzen, sondern fein still sitzen und die Freude mit Ruhe genießen. Das that er denn auch, aß und trank drei Mal so viel, wie sonst, und saß fast immer. Als er nun am vierten Tage wollte nach Hause zurückkehren, siehe so versagten seine Füße ihm den Dienst. Er hatte sich den Magen überladen und war der Ruhe nicht gewohnt. Erst nach

sechs Wochen konnte er wieder Boten gehn. „Gelt“ sagte Öring, zum Sitzen gehören auch starke Beine; denn das sind auch gute Tage! — Wir Beide gleichen dem Esel, dem zu wohl war und der deßhalb auf's Eis ging, tanzte und ein Bein brach. Der hätte besser gethan, wenn er auf seiner Landstraße mit seinem Kornsack geblieben wäre und hätte, nach wie vor, Disteln und Stroh gegessen. Bastmann, wir beide müssen schon an der Landstraße bleiben. Sollten wir ein Mal Hochzeit machen, so wird das wirklich im Gehen geschehen müssen!“ —

Schaden macht klug; aber wenn der Mensch nur recht ernstlich nach der Wahrheit suchet, und suchet, er braucht sich nicht immer das Maul zu verbrennen. Wer unsre beiden Botenläufer ins Auge gefaßt hat, der sieht in ihnen den Menschen überhaupt. Der Mensch läuft, gleich dem Boten, von Ort zu Ort, und bestellt und richtet aus. Er hat auf seinem Wege Sümpfe zu durchschreiten, Zäune zu übersteigen, Gräben zu überhüpfen, er muß über Berg und Thal, durch Wald und Wiese, durch Dörfer und Städte d. i. durch die Herzen der Menschen. Der letzte Brief, den der Mensch bringt, ist von dem Tod geschrieben und hat ein schwarzes Siegel. Es ist ein Empfeh-

lungsschreiben für uns und ein Ausweis im Passe. Möge er uns Allen rechten Orts empfehlen!

So lange aber der Mensch hier auf Erden botenläufert und er durch kleine Leiden und Freuden durch muß, ist ihm in der Regel wohl. Wenn aber die Freuden über ihn in großem Maße hereinbrechen, dann werden sie ihm oft zum Kreuz, er bricht Hals und Bein, weil seine Kräfte durch Leiden noch nicht gehörig gestärkt sind. Siehe, es standen auf einer Ebene zwei Eichen unter andern, und wurden von einer Quelle nur zur Noth bewässert, und hatten etwas Sonnenschein und vielen Sturm. „Ach“ seufzten sie oft, wenn wir doch mehr Sonnenschein für unsre Zweige und mehr Nässe für unsere Wurzeln hätten!“ Ihr Wunsch ward erhört. Ein Bergstrom veränderte seine Richtung und überflutete die Wurzeln der einen Eiche. Sie trank mit vollen Zügen, aber ach, der Boden ward lockerer und lockerer, die Eiche fiel um und wurde vom Wasser weggespült. Die andere aber erhielt nun gar kein Wasser; weil viele ihrer Nachbarinnen von den Fluthen weggerissen waren, so stand sie fast einsam da und erhielt so viel Sonnenschein, daß ihre Blätter stets welk hingen. Endlich unterlag sie dem Sonnenschein und verdorrte.

Wie Bäume, so gedeihen auch die Menschen nur, wenn Leiden und Freuden wechseln. Zu viele Leiden drücken freilich hart, aber sie sind immer eher zu ertragen, als zu viele Freuden, weil sie *kräftigen*, während diese *schwächen*. Der Landmann weiß das wohl, er bittet eben so inbrünstig um Regen, als um Sonnenschein. Da ist er klug genug, wenn es über die Haut der Pflanzen hergeht. Welcher Landmann und welcher Städter bittet aber um Regen, der auf seinen eignen Hut fällt! — „*Mach mich nicht naß!*“ so schreit die ganze Sippschaft des Menschengeschlechts, und ist er wider Willen gebadet, so bittet er inbrünstig um Trockenheit und Sonnenschein. Und doch wird fast die Frömmigkeit der ganzen Welt auf *nassem* Wege gewonnen; sitzt der Mensch wieder auf dem Trocknen, da vergißt er so leicht, was der Herr an ihm gethan hat und sündigt so lange, bis er sich wieder in's Nasse stürzt. Völker und Staaten machen es nicht besser, — sie sind große Menschen. Geht es ihnen wohl, da bestauben ihre Bibeln und Gesangbücher, ja sie werden wohl gar als bedenkliche Sachen verboten; da kommt denn der Herr aus Liebe mit der Noth und lehrt sie wieder beten.

Die Nutzanwendung aus unsrer ganzen Rede lautet also: „Je wohler es dir geht, desto mehr bete und desto

eifriger, und bitte auch um einige Ruthenstreiche, denn du bist doch noch ein Junge, wenn auch die Haare schon weiß sind. Geht es dir recht böse und schlimm, ei so kannst du eher ein Vaterunser weglassen.“ —

87.

Die uralte Eiche.

(Vulp. Cur.)

Den 23. Jul. 1820. schlug bei Renthendorf, im Neustädter Kreise, der Blitz in eine uralte Eiche und entzündete dieselbe. Diese Eiche gab 13 Klaftern dreischuhiges Holz, ohne den Abraum. Sie war 60—70 Ellen hoch und hat auf ihrem Stock, der zum Andenken stehen bleibt 15¼ Elle im Umfang. — Da eine Eiche gewöhnlich 300 Jahre braucht, ehe sie hohl wird, diese aber so hohl war, das 6—7 Menschen in ihr Platz hatten, so kann man, ohne Übertreibung, ihr Alter auf 2000 Jahre anschlagen. — Diese Eiche stand also, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon vor Christi Geburt. Sie hätte noch 1000 Jahre stehen

können; denn in ihrem Splint und in ihren Ästen war sie noch ganz frisch und gesund.

88.

Die Eichen.

(Von Theodor Körner.)

Abend wirds, des Tages Stimmen schweigen,
röther strahlt der Sonne letztes Glühn,
und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
und das Herz ist mir so voll so kühn!
Alter Zeiten alte treue Zeugen,
schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
und der Vorwelt kräftige Gestalten
sind uns noch in eurer Pracht enthalten!

Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
viel des Schönen starb den frühen Tod;
durch die reichen Blätterkränze schimmert
seinen Abschied dort das Abendroth.

Doch um das Verhängniß unbekümmert,
hat vergebens euch die Zeit bedroht,
und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen.

Und ihr habt bestanden! Unter allen
grünt ihr frisch und kühn mit starkem Muth.
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
der in eurem Schatten nicht geruht.
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
todt auch sind sie euch ein köstlich Gut:
denn, verwesend, werden eure Kinder
eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter deutscher Treue,
wie sie bess're Zeiten angeschaut,
wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten fest gebaut. —
Ach was hilft's, daß ich den Schmerz erneue? —
sind doch Alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
deine Eichen stehn, — du bist gefallen!

89.

Das Vaterland.

(? 1815.)

Kennt ihr das Land, so wunderschön,
in seiner Eichen grünem Kranz?
das Land, wo auf den sanften Höhn
die Traube reift im Sonnenglanz?
Chor: Das schöne Land ist uns bekannt,
es ist das deutsche Vaterland.

Kennt ihr das Land, vom Truge frei,
wo noch das Wort des Mannes gilt, —
das gute Land, wo Lieb und Treu
den Schmerz des Erdenlebens stillt?
Chor: Das gute Land ist uns bekannt,
es ist ja unser Vaterland.

Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit
im Kreise froher Menschen wohnt?
das heil'ge Land, wo unentweiht
der Glaube an Vergeltung thront?

Chor: Das heilge Land ist uns bekannt,
es ist ja unser Vaterland.

Heil dir, o Land, so hehr und groß,
vor allen auf dem Erdenrund!
Wie schön gedeiht in deinem Schooß
der edlen Freiheit schöner Bund!
Chor: Drum wollen wir dir Liebe weihn
und deines Ruhmes würdig sein.

90.

Deutscher Gruß.

(Von Bouterweck.)

Ein deutscher Gruß ist Goldes werth
und süß ein Druck der Hand,
er knüpfet, wie Natur es lehrt,
der deutschen Treue Band.

Willkommen! sagt nicht nur der Mund,
wenn es der Deutsche spricht;
im Blicke thut sein Herz sich kund
und zeichnet sein Gesicht.

Das offne Lächeln sonder Trug,
die Stirne rein und frei,
verkünden schweigend schon genug
die deutsche Biedertreu.

Wie Harfenton erfreulich klingt
ein deutsches: Guten Tag!
ein: Du, das zu dem Herzen dringt,
wie Nachtigallenschlag.

Des Stutzers glatter Firlefanz,
des Höflings eitle Kunst,
verhaucht des Herzens Spiegelglanz
mit lauter losem Dunst.

Das Beifallhungern in dem Blick,
des Lächelns fader Zwang
verscheucht des Herzens Bruderglück,
verstimmt der Seele Klang.

Ein deutscher Gruß ist Goldes werth,
und süß der Druck der Hand,
er knüpfet, wie Natur es lehrt,
der deutschen Treue Band.

91.

Neues goldnes ABC.

Allein mit Gott fang' Alles an;
Dann, was du thust, ist wohl gethan.

Bring' deinem Volk und deinem Herrn
der Treue reinstes Opfer gern.

Charaktervoll sei immerdar,
wie es der alte Deutsche war.

Dein Vaterland, das deutsche Land,
sei dir vor allen hochgenannt.

Erlerne früh, und mit Begier,
der deutschen Sprache Kraft und Zier.

Forsch' fleißig im Geschichtenbuch
der Deutschen; das macht brav und klug.

Geh' treu und redlich durch die Welt;
das ist das beste Reisegeld.

Halt viel auf Übung deiner Kraft,
die nimmer lahmt und nimmer schlafft.

In Leid und Freud, und wo es sei,
steh' deinem deutschen Bruder bei.

Kommt je dein Vaterland in Noth,
so scheue nicht den Heldentod.

Lenk, was du thuest, klüglich ein;
der Deutsche muß gewitzigt seyn.

Mach nicht den Aff von Andern mehr;
das bringt dem Deutschen keine Ehr.

Nach fremdem Sold steh' nie dein Sinn,
gemeinen Besten gieb dich hin.

Ohnfehlbar sei, wo man dich braucht;
zu nichts der Landsverräther taugt.

Präg Stolz dir ein, wie's Jeder thut;
der Edelstolz ist recht und gut.

Qual, Schimpf und Schande, die dich traf,
verträume nie in trägem Schlaf.

Ring nach des Deutschen höchster Lust,
nach Christensinn in frommer Brust.

Sei auf Ersparniß wohl bedacht,
und schaff dir eine Volkestracht.

Trau nicht der Schmeichelei und List;
du weißt, wie sie gefährlich ist.

Ueb' den Verstand; der Deutsche soll
der Erste sein, an Kenntniß voll.

Verkünd' durch Fleiß und Regsamkeit
den stillen Sinn, der dich erfreut.

Web' immer mit geschäft'ger Hand
der Einigkeit beglückend Band.

X für ein U — das dulde nie;
kein Ypsilon statt eines I.

Zermalmt auch viel der Zeitenzahn;
die Deutschheit greif er nimmer an.

92.

Alte Sprüche.

Ein deutscher Mann bedarf nicht mehr
als Ehr' und Lehr' und gute Wehr'.

Allzeit traurig ist beschwerlich,
allzeit fröhlich ist gefährlich,
allzeit aufrichtig ist ehrlich.

Da die Treue ward gebor'n,
floh sie in ein Jäger-Horn,
der Jäger blies sie in den Wind,
daher man sie jetzt selten find't.

Im Unglück hab' einen Heldenmuth!
Trau Gott, es wird noch werden gut.

Kein Mann ist auf der Welt so fromm und wohlgeacht't,
daß seiner nicht zur Zeit im Unglück ward gedacht.

Viel gejagt und nichts gefangen,
viel gehört, zu nichts gelangen,

viel gesehen, und nichts gemerkt —
das sind ja drei verlorne Werk.

Wer nicht kämpfet, wer nicht streitet,
wird mit keiner Kron' umringt,
wer nicht krieget, auch nicht brütet;
kühnen Thaten es gelingt:
wer nicht duldet ist kein Mann,
Wetter geht die Tugend an.

Etwas reden und auch halten,
pflegten unsre sel'gen Alten;
jetzt verspricht man aber viel,
und man hält doch, was man will!

Wen der Himmel will erquicken,
den kann niemand unterdrücken;
wen auch Gott der Höchst' will retten,
den mag Niemand untertreten.

Ein rechter Fried, der wohl gemacht,
ist besser, als viel Sieg' geacht't.

Laß unverachtet Jedermann,
du weißt nicht, was ein Andrer kann:

es scheint der Mann oft sehr gering,
durch den doch Gott schafft große Ding.

Mancher ist ein feiner Held,
wann man harte Eier schält;
sieht er aber Wehr und Spieß,
ist er's, der zuerst ausriß.

Ein Rathsherr ohne Grütz und Witz,
dazu ein Bratspieß ohne Spitz,
und ein Ofen ohne Hitz,
diese Stück sind nicht viel nütz.

Wohl dem, der sich mit Gott und Ehren
ohn' großer Herren Dienst kann nähren.
Ja, selig ist derselbe Mann,
der Herren-Gunst entrathen kann,
darf nicht fürchten ihr Ungnaden,
sondern frei lebt und läßt Gott rathen.

Herrengunst und Lerchensang
ist gut; aber währt nicht lang.

Wer sich vermißt, was er nicht weiß,
der hat nur Spott für seinen Preiß.

Einer, der nicht wohl reden kann,
dem steht Stillschweigen sehr wohl an.

Demuth hat mich lieb gemacht,
Lieb hat mich zu Ehr' gebracht,
Ehre hat mir Reichthum geben,
Reichthum that nach Hochmuth streben,
Hochmuth stürzt in Elend nieder,
Elend gab mir Demuth wieder.

Kunst, Tugend, Ehr und Redlichkeit
ist ein schön, herrlichs, köstlichs Kleid;
wer mit solchem ist angethan,
ist gewiß ein rechter Edelmann.

Allein die Tugend Adel bringt:
der edel ist, so darnach ringt.
Wer Edelmann geboren wird,
ist edel, wenn ihn Tugend ziert.

Ein treuer Rath, ohn' Eigennutz,
räth mehr, denn hundert Männer Schutz;
dagegen rathen in seinen Sack,
dem Fleisch machen einen fremden Geschmack,

anders im Mund, anders im Sinn,
bringt nichts, als des Krebsgangs Gewinn.

Wer Narren viel predigen will,
wird bei ihnen nicht schaffen viel:
denn Alles, was man im Besten redt,
der Narr zum ärgsten falsch versteht.
Ein Narr, ein Narr ungelehrt,
wenn man schon hundert Jahr' ihn lehrt.

Mancher könnte wohl die Kappe sparen,
man kennt ihn ohne sie für einen Narren.

Ein Narr will allezeit reden viel,
wäre doch besser, er schwiege still!

Kinder, Narren und volle Leut'
sagen die Wahrheit ungescheut.
Bei Narren, Kindern und bei Wein
kann nichts lange verborgen sein.

93.

Das Narrenbad.

(Von Hans Sachs.)

Nun höret, was ich einstens las!
Ein Arzt im schönen Mailand saß,
gar hoch berühmt zu seiner Zeit
war er in Landen weit und breit.
Unsinnige, zu ihm gebracht,
er wiederum freisinnig macht.

In seinem Hof zu dieser Sache
hielt er sich eine tiefe Lache, *)
drin er die Narren allzumal
band jeglichen an einen Pfahl.
War einer gänzlich ohne Sinn,
so taucht er ihn bis an das Kinn;
hatt' einer etwas mehr Verstand,
er ihn ein wenig höher band,
bis zu der Brust, bis zu den Knieen.
Daneben war dann sein Bemühen,

*) Sumpf.

durch Bad und Hunger zu kastei'n
bis es gelang, sie zu befrei'n.

Als eben einer aus der Schaar
gebadet und kasteiet war
und auf dem Hof umher spazierte
und durch das Gatter um sich spürte, —
ritt straks ein Jüngling mit Geschrei
und Federspiel gar keck vorbei.
Den Falken führt' er auf der Hand,
zwei Hund' an einem Rüdenband.
Da fragt der Narr: „Was willst du machen
mit allen diesen vielen Sachen?“ —
Der Jüngling ihm darauf vermeld't:
„Will jagen über Wies' und Feld!“
Der Narr darauf: „Erzähle, was
kost't dir ein Jahr, zu halten das?“
Der Jüngling: Hundert Gülden baar!“
Der Narr sprach: „Sag, was du im Jahr
mit deinem Jagen magst erlangen?“
Der Jüngling sprach: „Ei! was wir fangen,
„das wird gebraten und verzehrt;
„ist etwa dreier Gülden werth.“

Da sprach der Narr: „O Jüngling fleuch!
„Sieht dich der Arzt, mußt in den Teich
„bis über deine beiden Ohren.
„Du bist der Größte aller Thoren,
„der dreißig Male mehr verbringt,
„als Nutzen ihm daraus entspringt.“

Auch deutschem Lande wär' es rath
um solch ein tüchtig Narrenbad,
daß man drein setzte die Gesellen,
die keine Weisheit achten wöllen
und Narren sind mit eignem Schaden,
daß man sie möchte witzig baden.

Zuerst, wer übel zieht die Kinder,
aufwachsen läßt, wie Schöps' und Rinder.

Alsdann, wer grob ist und nichts kann,
auch keine Zucht will nehmen an
und will ein wüster Büffel bleiben,
den soll man in dem Bade reiben.

Dann wer besitzet großes Gut
und niemals dennoch frohen Muth,

nur geizt und scharrt die Kisten voll,
dem ziemte dieses Bad gar wohl.

Desgleichen, wer will mehr verzehren,
als er gewinnen mag mit Ehren.

Desgleichen, wer gern zankt und beißt,
und alle Freundschaft bald zerreißt
mit Rechten, Fechten, Schlagen, Raufen,
dem sollte man im Narr'nbad taufen.

Auch jeden, der durch neidsche Tücke
sich ärgert ob des Nächsten Glücke
und freut sich ob der Andern Schaden,
den sollte man dort waidlich baden.

So auch, wer schwatzet hin her
und stets nachredet mit Gefähr.

Dann, wer sich rühmet solcher That,
der doch er wenig Ehre hat,
und kund thut eigne Schand und Schaden,
den müßte man gar fleißig baden.

Desgleichen, wer ist ohne Zucht,
roh, wild und wüst, gern tobt und flucht,

schamlos in Worten und Gebärden,
der müßte dort geheilet werden.

Nicht minder, wer zu viel sich dünkt,
und immer nach dem Vorrang ringt.

Dann noch, wer voll von Hinterlist,
untreu und bösen Ränken ist.

Nach diesen, alle, die gern borgen
und nicht für die Bezahlung sorgen
und üppig prassen und verschwenden,
die sollte man in's Narr'nbad senden.

Zuletzt, wer faul ist, gerne feiert
und sich an Bank und Ofen scheuert,
stets schlendert zwischen Bett und Tisch,
den machte wohl das Narr'nbad frisch.

Nun seht, ob's nicht ein feiner Rath
sei mit dem lieben Narrenbad.
Es würde besser stehn auf Erden
und abgethan sein viel Beschwerden.
Weil aber solche Thorheit bleibt,

was man auch strafet, lehret, schreibt,
so ist denn alles ganz verloren,
und wimmelt überall von Thoren
in niedern und in hohen Ständen,
wie Sommers Fliegen an den Wänden:
drum geht es auch, so wie es geht.
Baufällig es im Reiche steht
und alle Laster gehn im Schwang;
die Tugend liegt unter der Bank;
die wahre Weisheit wird verachtet,
weil jedermann auf Thorheit trachtet.
So geht es denn, so lang es mag,
und wahr bleibt, was ein Alter sprach:
„Weil jedem däucht sein Käpplein wohl,
„so bleibt das Land der Narren voll;"
woraus erwächst viel Ungemachs,
so spricht von Nüremberg Hanns Sachs.

94.

Sprüche.

(Von Friedr. Rückert.)

Wer mit seinen Ahnen prahlt
und mit eignem Werth nicht zahlt,
ist ein unnütz dürr' Stück Holz,
auf seinen Vater Fruchtbaum stolz.

Hast du was Gutes vor, verschieb es nicht,
in Böses möcht es dir die Zeit verwandeln;
gedenkst du Böses, sei dir Aufschub Pflicht;
vielleicht um Gutes kannst du's noch verhandeln.

Wenn dein Roß ist gescheider,
als du selber, der Reiter:
so laß dem Rosse den Zügel
und halte dich nur im Bügel.

Vor Allem, Bruder, treu und schlicht,
thu auf dein eignes Ich Verzicht.
Nimm unsre Seel' und opfr' uns deine,
so kaufest Großes du um's Kleine.

Bind' deine Seele, den edlen Zelter,
nicht an die Scheuer, noch an die Kelter,
weil da die Menge zu allen Stunden
hält ihren Esel angebunden.

Saugt Silfe Duft aus Liljenstengeln,
speis't Esel sie mit Stumpf und Stiel:
Geister speisen mit den Engeln,
nur die Thiere fressen viel.

95.

Die Wünsche.

(Von R. Wakkernagel.)

Drei Wünsche hab' ich immerdar,
davon mir Engel sagen,
daß sie der Heiland mache wahr, —
kann ich sie bis zum Tode klar
im Herzen freudig tragen.

In meines Herzens Schrank und Schrein
soll Lust und Freude werden;

der erste Wunsch soll immer sein:
wär ich doch als ein Engelein
vor Menschen schon auf Erden.

Dann möcht' ich Kraft und Stärke ha'n
vom heil'gen Geist, der Taube,
daß ich manch Auge himmelan,
manch Herz zu Gott erheben kann,
das liebe ihn und glaube.

Und wenn ich nun gestorben bin
in Glauben und Vertrauen,
dann trage mich ein Engel hin,
daß ich mit Herzen und mit Sinn
mag meinen Heiland schauen!

96.

Böses Gewissen.

Es mag gleich alles mausestill sein, so schreit doch das böse Gewissen. Das böse Gewissen ist ein Hund, der allzeit bellt; ein Hahn, der immer kräht; eine Glocke, so

da immer läutet; ein Fluß, der immer rauschet; eine Orgel, die immer pfeift; ein Fuhrmann, der immer schnalzt; ein Wagen, der immer knarrt, ein Puls, der immer schlägt.

97.

Edens-Blume.

(Von Tersteegen.)

Ein sanftes, stilles Kindeswesen,
ein unverstellter Einfaltssinn —.
die Schönheit hat sich Gott erlesen,
die führt zur ersten Unschuld hin.
Wer sich vom Geist dahin läßt ziehen,
wird wie ein lieblich Blümlein einst
im Paradiese Gottes blühen.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

SBB013401544728

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lebensspiegel für die deutsche Jugend

Bd.: 1

Berlin (1823)

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.L.g.o.49(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11712166-1